

COLIN ROSS

Das Meer der Entscheidungen

Beiderseits des Pazifik

Mit
97 Abbildungen und
7 Kartenskizzen

3. Auflage

1928

Leipzig: F. A. Brockhaus

Umschlag und Einbandentwurf von Georg Bai
Leipzig.

Die Wende zum Pazifik.

Der machtpolitische Mittelpunkt der Erde wandert. Wie er sich im Verlauf der letzten vier Jahrhunderte vom Mittelmeer zum Atlant verschob, so verschiebt er sich heute in Richtung auf den Pazifik. Dieser ist in der Vorstellung der meisten Europäer heute noch die ferne, große Wasserwüste, die unendliche, ein wenig märchenhafte See, dort wo die Welt zu Ende ist. Schon unsere Weltkarten zeigen diese Einstellung; denn sie ziehen die Trennungslinie mitten durch den Stillen Ozean, so daß es gar nicht möglich ist, sich ein einprägsames Bild von der geopolitischen Lage der ihn umgrenzenden Staaten und ihrer Wechselwirkungen zueinander zu machen. Aber vielleicht ist die Zeit gar nicht mehr so fern, wo auch der rückständigste Kartograph seine Karten wird umzeichnen müssen. Noch haben Europa und der Atlant wenigstens den Schein der weltpolitisch entscheidenden Stellung. Aber der Atlant wird Binnenmeer werden, wie es das Mittelmeer wurde, und in nicht allzu ferner Zukunft wird das Meer der Entscheidungen der Pazifik sein, der bis heute — von Episoden im Weltkrieg abgesehen — noch keine Kriegsflotte sah, die um Völkerschicksale rang, und der bis gestern noch mit Recht den Namen des Meeres des großen Friedens tragen konnte.

1*

Starke dynamische Kräfte sind auf der ganzen E
am Werk, die den Schwerpunkt nach dem Stillen Oz
hin verschieben. In Amerika ist der Zug nach Westen
Erreichen der Küste des Pazifik keineswegs zum St
stand gekommen. Noch blendet der Osten mit Verkör
rung gewaltiger Kapitalanhäufung und ungeheuerer D
namik, aber schon in der nächsten Generation wird
politische und wirtschaftliche Schwergewicht der Vereinig
Staaten auch sichtbar nach dem Westen verlegt sein. H
wohnen die Söhne und Enkel des Kolumbus, die n
vierhundert Jahren den Sehnsuchtstraum des großen E
deckers tatsächlich in die Wirklichkeit umsetzen und Cipar
und das Land des Kublai-Khan auf dem Westweg
reichen.

Mit diesem Erreichen der ostasiatischen Küste
Westen her setzte erst jene Kette von Umwandlungen
fernen Ostens ein, die in ihren letzten Auswirkungen a
Europas Schicksale einmal entscheidend mit beeinflus
werden. Die Amerikaner waren es, die mit der Perrysc
Flotte an die Tore Japans klopften, das bis dahin
verschlossen war, und die dem Volk der aufgehen
Sonne vor Augen führten, welch' bedeutsame Veränder
seiner geopolitischen Lage sich vorbereitete.

Bis dahin war Japan Randstaat gewesen. Nur
seiner Westküste stand es mit der übrigen Welt in V
bindung. Im Norden war die unwirtliche, unbewoh
Wildnis, im Osten der Pazifik, der damals noch v
kommene Völkerscheide war, verkehrsfeindlich und
unüberbrückbar. Nun kündete das Kommen der Am
kaner die große Wende des Stillen Ozeans zum v
bindenden Mittel des Weltverkehrs an. Damit änd

sich die Lage Japans von Grund aus. Ihm fiel jetzt die gleiche Rolle zu, die die politische Gewichtsverlegung vom Mittelmeer zum Atlant England gebracht hatte. Ob es wollte oder nicht, es wurde aus seiner Autarkie herausgerissen und mußte Stellung nehmen in der weltpolitischen Auseinandersetzung, die jetzt um die Herrschaft auf dem Pazifik begann. Es griff nach Norden aus, besetzte den Nordteil von Hokkaido, 1905 die Südhälfte, nach dem Weltkrieg die Nordhälfte von Sachalin. Südwärts dehnte es sich in den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts auf den Riukiu-Inseln aus und erhielt von China im Frieden von Schimonoseki 1895 Formosa. Der Versuch, Vorpostenstellungen in den Stillen Ozean vorzuschieben, mißlang zunächst. Die Amerikaner kamen durch einen kühnen, raschen Streich auf Hawaii zuvor, auf das die Japaner bereits hunderttausend Kolonisten geworfen hatten, und nach dem Krieg mit Spanien gewannen sie mit den Philippinen dem Inselreich sogar eine Flankenstellung ab. Erst mit dem Mandat über die ehemaligen deutschen Südseekolonien konnte Japan seine Stellung im Pazifik vorschieben.

Es wäre jedoch grundfalsch, die ganze pazifische Frage nur im Lichte des amerikanisch-japanischen Gegensatzes und eines möglichen Krieges zwischen diesen beiden Mächten anzusehen. Der Pazifik ist eine Angelegenheit aller angelsächsischen Völker. England lehnt sich mit Singapore und seinen hinterindischen Besitzungen an ihn, von seinen Besitzungen in, und seinen Handelsinteressen auf diesem Meer ganz abgesehen. Australien ist eine rein pazifische Macht, und Kanada nimmt eine ähnliche Entwicklung zum Großen Ozean hin, wie die Vereinigten Staaten.

Darüber hinaus aber ist der Pazifik die Wahlsta auf der der wachsende Gegensatz zwischen Weiß u Farbig einmal ausgetragen werden wird. Die G schwindigkeit dieser Entwicklung wird noch dadurch v stärkt, daß sich Rußland seit der Revolution wieder o wärts orientierte. Der Sowjetstaat hat in Europa zunäc eine Verteidigungsstellung bezogen und den ihm inn wohnenden imperialistischen Ausbreitungsdrang nach Ost gerichtet, wobei es Schicksalsgemeinschaft mit den v Europa unterdrückten asiatischen Völkern beansprucht u sich als Bundesgenossen und Befreier anbietet.

Dieses wenigstens zeitweise Ausscheiden Rußlands a der europäischen Staatengemeinschaft und sein Hinüb wechseln auf die asiatische Seite hat dem anhebend Rassenkonflikt in Asien erst seine ganze akute Gefährli keit gegeben. Sie wird andererseits aber dadurch g mildert, daß Japan sich noch nicht entschieden hat, wel Rolle es spielen wird, und daß die Idee der panasiatisch Schicksalsgemeinschaft bis Indien und Persien hin Inselreich noch verhältnismäßig wenig Wurzel geschlag hat. Dazu kommt, daß sich China gegenwärtig in d Lage Deutschlands zur Zeit der Auflösung der kais lichen Gewalt befindet und im Augenblick machtpoliti ausschaltet.

Aber es handelt sich ja nicht darum, die gegenwärti politische Lage zu zeichnen, sondern nur die großen En wicklungslinien für die Zukunft, und hier kann nicht d geringste Zweifel herrschen, daß sich das Schwergewi der Welt nach dem Pazifik verschiebt, schon weil sich h die entwicklungsfähigen Absatzmärkte und die großen, n verfügbaren Rohstofflager der Erde befinden: Kohle u

Eisen in China, Öl längs der ganzen amerikanischen Pazifikküste und Erze jeder Art in Australien. Was Südamerika anbetrifft, so scheint es durch die unweit des Stillen Ozeans verlaufende Scheidewand der Kordillere der Anden zunächst rein atlantisch orientiert. Doch können sich hier die Verhältnisse sehr rasch ändern, sobald durch stärkeren Ausbau der Transandenbahnen das Verkehrshindernis fällt, insbesondere wenn die durchaus im Bereich des Möglichen liegende argentinisch-chilenische Vereinigung einmal Wirklichkeit werden sollte.

Das Abendland ist nicht untergegangen und wird es voraussichtlich auch nicht so rasch. Aber es hat sich, Europa an die machtpolitische Peripherie drängend, vom Mittelmeer über den Atlant an den Pazifik vorgeschoben. Es hat sich in Amerika verjüngt und tritt nun dem gleichfalls einer Wiedergeburt entgegengehenden Morgenland gleichsam in dessen Rücken von neuem gegenüber.

Ein chinesisches Sprichwort sagt: „Was einmal auf dem Rade des Weltgeschehens eingegraben wurde, kehrt immer wieder.“ In den Perserkriegen und Kreuzzügen wurden die Gegensätze zwischen Ost und West im Bereich des Mittelmeers ausgetragen. Sie werden auf dem Pazifik, dem Meer der Entscheidungen der Zukunft, ihre der Größe des Schauplatzes gemäße neue Formung finden.

Singapore, im Sommer 1924.

Colin Roß.

Vorwort zur dritten Auflage.

„Viel Zweck haben diese Kriegsschiffe ja nicht, aber das eine Gute, daß wir einsteigen und abdampfen können, wenn unsere Zeit hier abgelaufen ist, und dieser Fluß einmal wieder chinesisch sein wird und nur chinesisch.“

Diese Worte, die ich vor drei Jahren in der Erstauflage dieses Buches schrieb, sind inzwischen Wirklichkeit geworden oder fast Wirklichkeit. Jedenfalls ist der nationale Unabhängigkeitskampf Chinas, den ich damals erst voraus ahnte, voll in Erscheinung getreten.

Viel hat sich in diesen drei Jahren am Pazifik geändert. Als daher der Verlag mir die Absicht eines Neudrucks mitteilte, glaubte ich, eine völlige Neubearbeitung würde nötig sein. Aber bei der Durchsicht sah ich mit Überraschung, daß ich eigentlich nichts zu ändern brauchte. Was ich über das Automobilwesen in den Vereinigten Staaten schrieb, hat an Interesse verloren, weil sich die Verhältnisse bei uns inzwischen den amerikanischen angenähert haben, aber Ostasien? — Nein, da brauchte ich kein Wort zu ändern. Ich hatte ja auch nicht vom Standpunkt der Tagespolitik geschrieben, sondern von dem der großen Zukunftsperspektiven.

In der Zwischenzeit habe ich Afrika von Kap bis Kairo durchstreift und das kennengelernt, was man „Die schwarze Gefahr“ nennt. Aber so wichtig und interessant Afrika auch ist, was ich dort sah, hat mich nur in meiner ursprünglichen Meinung bestärkt: das zukunftwichtigste Land, auch für Europa, bleibt Ostasien und der Pazifik — das Meer der Entscheidungen.

Berlin. **Colin Roß.**

Inhalt.

Abbildungen

(nach Aufnahmen des Verfassers mit Mentor-Spiegel-Reflexkamera mit Zeiß-Tessar).



Maßstab 1 : 60000000
K a n a d a
Oregon
Kalifornien
Wyoming
Dakota
Minnesota
Oberer S.
Michigan
Chicago
Pittsburgh
New York
Boston
St. Lorenz-St.
S. Franzisko
Utah
Colorado
Kansas
Missouri
Mississippi
Baltimore
Philadelphia
Washington
Bakersfield
Colorado
Arizona
New-Mexiko
Oklahoma
Los Angeles
Texas
Louisiana
New Orleans
R. Grande del Norte
Mexiko
Golf v. Mexiko
50
100
110
90
80

Amerika

1. Das Quotenrennen über den Atlant.

Auf dem „Albert Ballin" im Atlant.

Wir haben Verspätung. Seit wir aus dem Kanal heraus sind, wehte es mit Windstärke 9, seit gestern mit 11 und in den Böen kommen wir auf 12 — Orkan.

„Wir schaffen es nicht", ruft mir der Chefingenieur zu, der meinen Blicken folgt, wie sie über die Manometer gleiten. „Wir schaffen es nicht bis zum Ersten. Der Sturm drückt zu stark!" Der Ingenieur muß mir ins Ohr schreien, so laut singen die Turbinen.

Die Turbinen lagern wie ruhende, starke Tiere mir rechts und links zur Seite. Kein sichtbar bewegter Maschinenteil verrät die irrsinnige Schnelle, die 2000 Touren, mit denen sie sich um ihre Achse bewegen, nur der sich drehende Zeiger neben dem Tourenzähler läßt erkennen, daß überhaupt Bewegung in ihnen ist.

Ich stehe auf dem Kommandostand der Maschinenanlage, vor mir die beiden Maschinentelegraphen, die die Befehle von der Brücke übermitteln, daneben die großen Schalträder zum Regeln der Turbinen. Man steht hier wie inmitten eines Domes, der Blick reicht nicht hinauf zur Höhe des Raumes, der durch alle Stockwerke des Schiffes geht. Gleich seltsamen, fremdartigen Götzen-

bildern rahmen ihn all die hundertfältigen Hilfsmasch
Pumpen, Kondensatoren und Kontrollapparate, die
letzten Platz an den Wänden füllen.

Die Turbinen singen. Sonst ist es still. Still
einsam. Das ist das Faszinierende an den mod
Maschinen, daß sie fast ohne Wartung laufen: ein
genieur, ein Assistent, drei Schmierer an jeder Mas
das ist alles. Auch im Kesselraum kein Gedränge schw
der, halbnackter, hart arbeitender Männer vor
Feuern: ein Feuermeister, drei Heizer. Die Düsen,
denen zischend das heiße Öl in die Feuerbüchsen str
tun alle Arbeit.

Aus der Hitze der Kessel in die Kühle der
maschinen. Zwei Stunden fast dauert der Kontrollg
den der Chefingenieur täglich zweimal macht. Wie wi
Ende der Schraubenwelle stehen, dort wo sie durch
Sternwand ins Meer tritt, wirft uns ein unvermu
Schlag fast auf den Boden, während es gleichzeitig l
und dröhnt und rasselt, als schlügen tausend sch
Schmiedehämmer gegen die stählernen Schiffsplanken.
Schraube ist für einen Augenblick aus dem Wasser
kommen.

„Nun sind wir extra zwei Tage später von Haml
weg, um nicht zu früh dran zu sein und noch in
Dezemberquote zu fallen, und nun hält der Sturm
auf.“ — Ich nicke dem Ingenieur zur Antwort zu
sprechen kann man nicht; denn gerade taucht die Schr
wieder aus dem Wasser — — und denke an die
zählung des Schiffsarztes von dem letzten Rennen um
Quote, als fünf Schiffe vor der Hoheitszone der Sta
auf der Lauer lagen und pünktlich um Mitternacht

voller Kraft losdampften, um ihre Passagiere noch in die Quote hineinzubringen.

An noch manchem Monatsersten mag sich dieses Spiel wiederholen. „Ist die Einwandererquote eines Monats erschöpft und überschreitet ein Schiff nur eine Minute vor Mitternacht die Dreimeilenzone, so heißt das: „Versuch des Hereinbringens von Einwanderern über die Quote hinaus." Das bedeutet hohe Strafe für die Dampfergesellschaft; außerdem wird das Schiff mit allen Passagieren zurückgeschickt. Die Amerikaner haben das tatsächlich einmal mit einem Engländer gemacht, der wenige Minuten vor Mitternacht ihre Hoheitslinie passierte.

Seit die Zahl der Einwanderer in die Vereinigten Staaten begrenzt ist, bestimmt die Quote die Schiffahrt über den Atlantik, bis zu den Fahrplänen, ja bis zu den Bauprogrammen. So blieb der „Kolumbus" monatelang im Hafen, ebenso die „Deutschland", unsere neuesten und größten Schiffe. Bei der heutigen Lage des Frachtenmarktes bezahlt sich die Fahrt nur, wenn die dritte Klasse vollbesetzt ist. Ist die Einwanderung gesperrt und fallen somit die Passagiere fürs Zwischendeck aus, so ist es immer noch günstiger, die Schiffe ungenützt liegenzulassen, als sie halbleer über den Ozean zu schicken.

„Was nützen uns unsere schönen Schiffe, wenn wir sie nicht laufen lassen können", brummt der Kapitän. — Seit einer Weile habe ich den Platz tief unten bei der Maschine wieder mit dem hoch oben auf der Brücke vertauscht. Man sieht hier über das leere, von den Spritzern naßgepeitschte Vorderschiff auf unabsehbare Scharen eisengrauer Reiter mit weißen Helmbüschen, die Welle hinter Welle gegen den Bug anrennen.

2*

In schwerem Stampfgang taucht das Schiff au
nieder, aber trotzdem will einem das rechte Begreife
die ganze Stärke des Sturms nicht aufkommen.
neuen Frahmschen Schlingertanks gleichen jede Seit
bewegung aus. Ich habe weiß Gott schon auf allen
lichen Schiffen, darunter den allergrößten, die Meer
kreuzt, aber so etwas von ruhigem Gang wie bei
„Albert Ballin" habe ich noch nicht erlebt.

Kaum spürt man beim Tanzen in der Halle, daß
auf einem Schiff ist, das gegen hohe See kämpft.
die Rubinstein spielt, die kleine Siebzehnjährige, die
schon zum drittenmal zu einer Tourné hinüberfähr
das leise Schwingen und Zittern der Wände glei
nur eine Resonanz der ans Herz greifenden Töne, di
von schmaler, blasser Hand geführte Bogen der
entlockt. „The captain is still here, there is
danger", meinte die alte Amerikanerin, als sich
Schiff einmal stärker hob und zurückfallend aufschlug
stürze es aus großer Höhe ins Meer. „The capta
still here." Kurz darauf war er fort und stand w
auf der Brücke, wo er die ganze letzte Nacht gesta
aber es war inzwischen unten in der Halle so fidel
worden, daß niemand sein Verschwinden merkte. –

Auch in der ersten Klasse sind zahlreiche Einwand
die ihr Visum erst bekamen, kurz bevor die Visaertei
an weitere deutsche Einwanderer bis zum nächsten Te
gesperrt wurde. Allein mit dem Visum und der
lassungsnummer ist es nicht getan. Gezählt werden
tatsächlich durch die Quarantäne gehenden Einwand
Ist die Zahl der zugelassenen Einwanderer erreich
kommt niemand mehr in das gelobte Land.

Daher das Rennen um das rechtzeitige Passieren des Ambrose-Channel-Leuchtschiffs, vor dem die Zeit der einlaufenden Dampfer genommen wird. Für die Dampfer von Nationen, deren Quote nahezu erschöpft ist, kann es sich da um Minuten drehen.

Von den 360 000 Einwanderern, die die Gesamtquote für das laufende Finanzjahr vorsieht, sind 340 000 bereits gelandet. Neunzehn Länder haben ihre Jahresquote erschöpft, bei andern handelt es sich nur noch um wenige hundert Zulassungen. Rußland noch 100, Armenien 102, Esthland 900.

Wir sind noch gut dran. An der deutschen Quote fehlen noch 6000. Immerhin, der „Ballin" ist nicht allein. Vor uns ist die „Bremen" vom Norddeutschen Lloyd. Gestern haben wir den „Mount Clay" überholt von den United American Lines. Dann ist da noch der Grieche „Byron" aus Patras, der französische „Rochambeau", die „Tyrrhenia" der Cunardlinie, die „Mongolia" aus Hamburg. Um uns, vor uns, hinter uns, verborgen hinter den gischtenden Wellen, acht Schiffe mit viertausend Passagieren, dreiviertel davon Einwanderer, die mit uns dem gleichen Ziel zustreben.

Nun, für den „Albert Ballin" besteht keine Gefahr, zu spät zu kommen, trotzdem laufen wir jetzt, wo der Sturm nachzulassen beginnt, mit äußerster Kraft. Der Tourenanzeiger unten im Maschinenraum erreicht wieder 108, seinen normalen Stand, ja zittert darüber hinaus, auf 110, 112. Am Abend hören wir in der Funkbude bereits die Tristan-Ouvertüre aus der Metropolitan.

Der Kapitän will am Ersten ankommen, fahrplanmäßig, trotz allem, trotz der Sturmwellen, die uns der Ozean

noch immer entgegenwirkt, als wolle er den Zugang zum Land, dem viertausend Menschen sich entgegensehnen, noch im letzten Augenblick sperren.

2. New Yorker Winter.

New York.

Wir hatten Pelze mitgenommen und warme Unterkleidung. — Naturlich, der New Yorker Winter ist ja bekannt wegen seiner grimmigen Kälte. Ich selbst war allerdings immer nur im Sommer und Frühling dagewesen, aber ich erinnerte mich an eine Photographie, die New Yorker Straßen nach einem „Blizzard" zeigte, die Häuser fast vergraben unter meterlangen Eiszapfen.

In Cuxhaven war es bitter kalt, als wir uns einschifften. Aber je weiter wir kamen, desto wärmer wurde es eigentlich. Nun ja, der Golfstrom, sagten wir und machten uns erst recht auf intensive Kälte gefaßt, sobald wir in den Bannkreis des kalten kontinentalen Klimas kommen würden.

Aber wir landeten, und es war herrliches, mildes Frühlingswetter. Das blieb so bis heute, eine einzige kalte Welle ausgenommen, die uns eines Abends nach dem Theater auf der Straße überraschte. Sie ging allerdings durch Mark und Bein, aber am nächsten Morgen war sie schon wieder vorbei — wieder der herrlichste Rivierafrühling.

Wie ein dummer Traum schien, was ich von dem strengen Winter hier gehört und gelesen hatte, aber Bekannte geben auf Befragen zu, daß es früher kälter gewesen sei. „Ja früher, vor zehn, zwanzig Jahren, da war es bitter kalt, aber seitdem ist es eigentlich immer wärmer

geworden." Sie schienen, auf die Tatsache hingewiesen, selbst erstaunt, aber sie wußten keine Erklärung. Ich ging dem Phänomen nach und erhielt schließlich eine ebenso einleuchtende als verblüffende Begründung für den Klimawechsel von dem früheren Vorsitzenden der New Yorker Wetterwarte.

Nach ihm liegt der Grund in der Ausdehnung der künstlichen Bewässerung in den West- und Südstaaten. Für die geographische Breite New Yorks — es liegt auf dem gleichen Breitengrad wie Neapel — war ja der frühere Winter unnatürlich kalt. Der Grund lag in den Stürmen und Zyklonen, die vom nördlichen Pazifik her den Norden der Vereinigten Staaten heimsuchten. Sie wehten über Oregon, Dakota, Minnesota, dann über die Seen und brachen schließlich aus dem St.-Lorenz-Tal heraus. Im Winter waren diese Stürme unweigerlich von kalten Wellen gefolgt.

Vor etwa 30 Jahren fingen nun einige dieser Stürme an — wie sich aus den offiziellen Wetterkarten genau nachweisen läßt — ihren Lauf zu ändern. Sie zogen über Utah, Wyoming und Colorado und bogen dann erst wieder in die alte Richtung über das Seengebiet ein. Gerade um diese Zeit hatte die Irrigation in den genannten Gebieten größeren Umfang angenommen — etwa sechseinhalbtausend Quadratmeilen oder 300 000 acres waren bereits künstlich bewässert.

Je mehr sich diese Bewässerungszone ausdehnte, desto mehr veränderte sich unter dem Einfluß der nunmehr in diesen früher völlig trockenen und wüstenähnlichen Gebieten angesammelten Feuchtigkeit der Weg der pazifischen Winde. Sie sind nunmehr so tief nach Süden gezogen und

streichen so lange über warme Gebiete, daß die ihnen folgenden Kältewellen umgewandelt sind, ehe sie die atlantische Küste erreichen.

Ja, mehr noch, seitdem in den letzten Jahren die bewässerte Fläche auf 19 Millionen acres angewachsen ist, wandelte sich die ehemalige Sandwüste im Südwesten selber in ein Tiefdruckgebiet, das die warme feuchte Luft des südlichen Pazifik, der Golfe von Mexiko und Kalifornien, an sich saugt. Die hierher abgelenkten nordpazifischen Stürme gemeinsam mit den über dem Bewässerungsgebiet neuerdings entstehenden feuchten Winden bringen so einen ständigen Strom warmer Luft nach den Mittel- und Nordstaaten und wandeln den grimmigen New Yorker Winter in milden Frühling.

Eigentlich sind sich die New Yorker dessen noch gar nicht so bewußt geworden; wenigstens sind die Zeitungen voll von Anzeigen mit der Aufforderung, dem kalten Winter durch eine Fahrt nach dem sonnigen Süden, nach Florida, Havanna oder den Bernudas, zu entgehen.

So ist es wohl auch noch eine Erinnerung an den früheren kalten Winter, daß New York ganz allgemein so wahnsinnig überhitzt ist. Diese Stadt glüht von Wärme. Aus den Schornsteinen dampft die überschüssige Hitze der Zentralheizungen in dicken Schwaden über den Wolkenkratzern. Aus den Trottoiren vor den Häusern, die ihre Keller bis zum Fahrdamm hin vorschieben, dampft es nicht weniger aus den darunter angelegten Heizungsanlagen. Die nach bisheriger Überlieferung nötige Kohlenmenge muß augenscheinlich verfeuert werden.

Eine merkwürdige Erscheinung, wie sehr einmal verbreitete Vorstellungen und Anschauungen wurzeln. Der

Begriff „Amerika" erschöpft sich für Europa in der Hauptsache noch immer in den Vorstellungen: Wolkenkratzer, Gibsongirls, Prohibition und Dollarjagd. Alles dies aber sind nur Äußerlichkeiten einer Vitalität und eines Idealismus, die uns oft genug kindlich naiv anmuten mögen, jedoch von einer Stärke sind, daß sie dieses Volk in kritischen Zeiten zu unmöglich scheinenden Leistungen befähigen.

Die Amerikaner sind ein Hundert-Millionen-Volk, das satt ist, das nicht friert und dessen Masse unter günstigen Bedingungen lebt, so daß nur ein geringer Teil seiner Energie auf die Beschaffung des Lebensunterhaltes und kleinlicher Alltagssorgen gerichtet zu sein braucht. Die Amerikaner können es sich leisten, sich jedes Jahr einige hunderttausend, noch dazu ausgewählte, Fremde kommen zu lassen, um sich von ihnen ihre niedrige, schmutzige Arbeit verrichten zu lassen. Man wird in den ganzen Staaten, abgesehen von den Negern, nicht viele Dienstboten, Kellner oder dergleichen finden, die nicht Deutsche, Italiener oder sonstwie fremdländische Einwanderer sind. Das heißt, daß im amerikanischen Volk eine ungleich größere Energie- und Intelligenzmenge frei ist für die Weiterentwicklung der Nation und „idealer Ziele", mögen diese der ganzen, noch durchaus „kolonialen" Einstellung des Amerikaners nach auch weniger kultureller als zunächst praktisch-technischer und merkantil-imperialistischer Natur sein.

Die Amerikaner marschieren mit Macht auf den Rekord auf allen Gebieten zu. Ein Zufall zeigt ihnen den Einfluß menschlicher Tätigkeit auf die Witterung, und vielleicht ist das nur der Anstoß, nunmehr planmäßig das

Klima eines ganzen Kontinentes bewußt zu ändern. Bei Beurteilung aller kommenden Dinge sollte man nicht vergessen, daß heute kein anderes Volk in gleichem Maße wie das als rein materiell geltende amerikanische sich für große, kühne, umwälzende Ideen zu begeistern und auch dafür zu opfern versteht.

3. Die Welt, das Fleisch und der Satan.

New York.

Die Decke aus Seidenvolants hängt tief herunter, fast drückt sie auf die Köpfe der Tanzenden. Aber zusammen mit dem gedämpften Licht der lauschigen Ecken und der transparenten Parkdekoration, die zwischen den beiden Kapellen den Saal abschließt, trägt sie dazu bei, die schwüle, erotische Stimmung zu verstärken.

Keinen Augenblick schweigt die Musik. Ehe noch die eine Kapelle geendet, hat die andere die Melodie aufgenommen, führt sie weiter, und die Tanzenden können sich ohne Pause drehen. Matt schimmert das violette Licht der verhüllten Lampen auf all dem nackten Fleisch. Wenn in den Büros die Tippfräulein bereits bis an die Achseln bloße Arme tragen, muß man für den Ballsaal schon ein übriges tun. Fast könnte man meinen, auf einem Münchener Künstlerfest zu sein und nicht im Palais Royal, in dem New Yorks elegante Welt nach dem Theater zu tanzen pflegt. Aber dazu geht es doch wieder zu gedämpft und zu gemessen zu. Die Amerikanerin hat zwar eine sonderbare Art, beim Tanzen ihren unter dem hauchdünnen Seidenkleid fast nackten Körper an ihren Partner zu pressen, aber ihr Gesicht bleibt dabei unberührt; keine

Geste, kein halbes Lachen, kein Aufschrei verrät die gelöste Lust.

Vielleicht ist die Prohibition schuld daran, daß trotz der erotischen Aufmachung alles — ja, man kann fast sagen, ein wenig langweilig anmutet. Aber nein, vor dem Krieg war es auch nicht anders. Und dann Prohibition! Mein Begleiter zieht gerade aus der hinteren Hosentasche, in der man hier früher den Revolver zu tragen pflegte, die flache silberne Flasche und gießt uns zu dem „White Rock", den die Kellner auf den Tisch stellen, Whisky in die Gläser.

Es ist eine eigene Industrie, die sich seit Inkrafttreten der Antialkoholgesetze auf die Herstellung von Behältern zum unauffälligen Bei-sich-Tragen von Alkohol geworfen hat. In allen Geschäften am Broadway oder in der Fifth Avenue kann man diese Flaschen in allen Größen und Formen in den Schaufenstern sehen.

„Alles Schwindel hier in diesem Lande," sagt mein Begleiter und trinkt mir zu, „alles Schwindel, die Moral, die Politik und die Prohibition, besonders die Prohibition; die Leute trinken hier jetzt doppelt soviel als vorher."

Ich hatte mir eigentlich vorgenommen, kein Wort von der Prohibition zu schreiben. Mein Gott, das weiß man schließlich in jedem Dorf, daß es in den Vereinigten Staaten offiziell keinen Alkohol gibt und daß man ihn hintenherum überall bekommt. Aber man kann das Problem doch schwer ganz unbeachtet lassen. Man stößt hier überall darauf, nicht nur in den deutsch-amerikanischen Kreisen, wo man zunächst jedesmal erst eine Stunde braucht, um das Gespräch auf einen andern Punkt zu

bringen. Man braucht nur irgendeine amerikanische Z
tung aufzuschlagen, um zu sehen, welch breiten Raum i
Kampf um die Antialkoholgesetzgebung, ihre Milderu
oder ihre Verschärfung im öffentlichen Leben der Staa
einnimmt. Da ist die ständige Rubrik von der „Schna
flotte" und die spannenden Nachrichten von den We
rennen und den Kämpfen der Schmugglerboote mit d
sie verfolgenden Polizeibarkassen. Die „Trockenlegun
Philadelphias, die Sensation der „Anti-saloon Lig
deren Manager Aderson übrigens gerade wegen schwe
Betrugs verurteilt wurde. Dazu läßt sich noch ab und
irgendein Reverend in den Sonntagsblattern uber d
verworfene, zigarettenrauchende, schnapstrinkende und po
sierende junge Madchen von heute aus.

Recht nett sind sie übrigens, diese „verworfenen" jung
Madchen, wenn auch für europäische Begriffe allzu kr
bemalt; besonders das Rot auf den Lippen kann nicht d
genug aufgetragen werden. Allein vielleicht ist das n
eine Erinnerung an die indianischen Vorfahren. Ob
wirklich so viel trinken, wie ihnen nachgesagt wird? N
lich, auf der Tea Party der Filmdiva in Long Isla
City, gab es allerdings eine erschreckende Menge schar
Getränke. Ich fand dort, daß die Bowle nicht and
schmeckte als der Whisky, der aufgetragen wurde, und
ich die Limonaden und Mineralwasser auf dem Büf
versuchte, war auch in jeder Flasche nichts anders da
als Schnaps, einerlei ob Gin auf der Etikette stand od
White Rock.

Diese Abwanderung von den leichten, alkoholischen G
tränken zu den schweren ist wohl die übelste Folge d
Alkoholverbots. Ich glaube nicht, daß infolge der P

hibition heute mehr getrunken wird als früher, dazu ist die Beschaffung von Alkohol doch immerhin zu schwierig oder wenigstens zu kostspielig — auch hier im Palais Royal kann man sich Champagner kommen lassen, aber die Flasche kostet 25 Dollar, und wenn man in einem Speiselokal „gutes" Bier verlangt, so kostet das kleine Glas 25 Cent im Gegensatz zu dem offiziell erlaubten „near beer", dem „fast Bier", das für 10 Cent zu haben ist. Aber da aller Alkohol geschmuggelt und heimlich befördert werden muß, so ist es natürlich lohnender, nur stark-alkoholische Getränke herzustellen oder einzuschmuggeln.

Doch das sind schließlich Einzelheiten, die nur den an der Prohibition beziehungsweise deren Bekämpfung unmittelbar Interessierten angehen. Was aber die Alkoholfrage in den Vereinigten Staaten für den fremden Berichterstatter interessant macht, ist die Tatsache, daß an keinem andern Problem jener seltsame Widerspruch so gut studiert werden kann, der dem ganzen öffentlichen Leben in den Vereinigten Staaten seinen Stempel aufdrückt. Der Amerikaner ist im Grund durchaus Idealist. Aus idealen Motiven entsprang der Kampf um die Sklavenbefreiung, der Eintritt in den Weltkrieg, die Prohibition. Allerdings fehlte andererseits auch in keinem Fall eine Gruppe geschäftstüchtiger Leute, die es verstanden, den Strom dieser idealen Begeisterung auf ihre Mühlen zu leiten, um ihre recht schmutzigen Geschäfte damit zu betreiben. So ist hinsichtlich der Antialkoholgesetzgebung heute die allgemeine Ansicht wohl die, daß die Prohibition in ihrer jetzigen Form ein Mißgriff ist, daß ihre Wirkung unvergleichlich besser wäre, wenn man leichte Biere und Weine freigäbe. Aber ebenso allgemein

ist auch das achselzuckende Bedauern, daß diese Milder
unerreichbar ist, weil — ja, weil bereits allzu viele Le
an der Prohibition allzu gut verdienen, und weil ins
sondere die maßgebenden Politiker, die schließlich Wahl
öffentliche Meinung und Gesetzgebung beherrschen, f
willig niemals auf die reichlichen Bestechungsgelder v
zichten würden, die ihnen unter der heutigen Alkoh
gesetzgebung zufließen.

„Das Land ist eben zu reich", sagt mein Beglei
auf die Toiletten und Perlen der Tänzerinnen weise
„Zunächst hat die Nation alle Hände voll zu tun, ih
Reichtum erst einmal anzubringen; da spielt es keine Ro
wenn der Staat durch seine Beamten und Politiker jä
lich um Millionen bestohlen wird, und wenn es nicht gl
um eine halbe Milliarde geht, wie jetzt im Tea-P
Skandal, so kräht auch kein Hahn danach."

Unentwegt drehen sich die Paare. Die Rotblonde
dem fabelhaften Smaragdschmuck und dem völlig nack
Rücken hat sich schon viele hundert Male an unserm T
vorbeigedreht. Diese Amerikanerinnen haben wirklich e
bewundernswerte Ausdauer im Tanzen. Unentwegt sp
die Musik, immer wieder dieselben Melodien, die F
trotts, die gerade modern sind. Das Saxophon schlu
und quäkt: „Oh lady, lady!"

Zu den Klängen dieses Schlagers hat man übrig
vor einigen Tagen in Sing Sing drei Mörder hingerich
Die Zuchthäusler in Sing Sing dürfen einmal im J
eine Operette aufführen, zu der ein bekanntes Broadw
Theater Musik und Kostüme stellt. Diese Vorstellung
ein großes Ereignis. Wochenlang wird dafür gepr
Als nun der Tag der Aufführung da war, stellte n

fest, daß auf den gleichen Tag die Hinrichtung von drei Mördern gelegt war. Da hier die Hinrichtungen am späten Abend stattfinden, fiel die Stunde der Exekutionen mit dem Höhepunkt des Festes zusammen. Zu allem übrigen lagen die Armesünderzellen, in denen die Verurteilten die letzten vierundzwanzig Stunden verbringen, Wand an Wand mit dem zum Theater umgewandelten Betsaal. In jedem andern Land hätte man entweder die Hinrichtung oder das Fest verlegt, hier in den Staaten, wo man bürokratischer als irgendwo sonst ist, ging das nicht. So hat man die drei Mörder, von denen zwei Lustmörder waren, unter den aufreizenden Klängen von „Oh lady" auf den elektrischen Stuhl geschnallt. Die Zeitungen beschäftigten sich nachher ausführlich mit der Frage, ob die Musikbegleitung den Verurteilten das Ende erschwert oder erleichtert hätte.

Wieder werfen sich die Kapellen gegenseitig die Melodie zu: „Oh lady, lady". Der Körper der Rotblonden verwächst fast mit dem ihres Partners, aber beider Gesichter bleiben unbewegt; sie plaudern miteinander irgend etwas Gleichgültiges, während ihre Körper aneinanderbrennen.

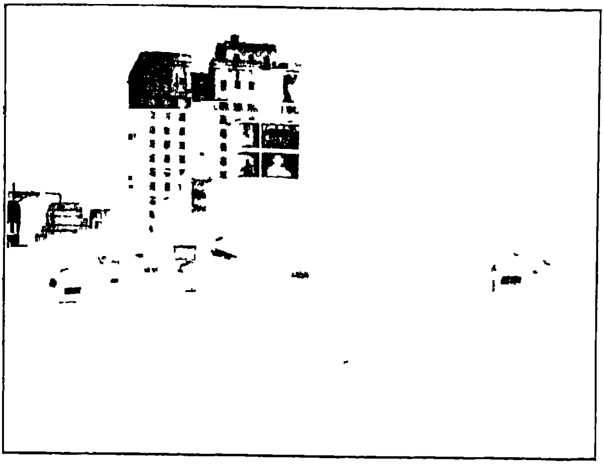
Wir gehen. Draußen umflammt uns der ganze phantastische Lichtschmuck des Broadway, des „Great white way", wo allabendlich in hundert Theatern tausend halbnackte schöne Mädchen tanzen, auf dem ein Fremdenkontingent von täglich durchschnittlich 300 000 auswärtiger Besucher allabendlich seinem Vergnügen nachgeht, und auf dem man doch trotz seiner 30 Kilometer Länge keiner einzigen Prostituierten begegnen wird, wie übrigens ebensowenig in irgendeiner andern New Yorker Straße.

„Die Welt, das Fleisch und der Satan", sie sch
aus all den Lichterblitzen der „Großen Weißen Str
Aber man hat sie äußerlich schön maskiert und an
Zügel gelegt. Man erzählt mir von Lokalen, die
selbst in Paris oder Konstantinopel Mögliche überb
und die Zeitungen enthalten alltäglich mindestens
Spalten pikanter Scheidungen und Skandalgeschi
aber andererseits ist in keiner andern Stadt der
eine Dame so sicher vor Belästigungen oder Ansp
wie in New York. Gewiß, es ist Scheinheiligkeit i
Prohibition, in der Moral und überall im öffent
Leben, aber sie hat auch ihre guten Seiten und ist s
lich nur ein Mittel, das Leben in einer Zehn-Milli
Stadt reibungsloser zu gestalten.

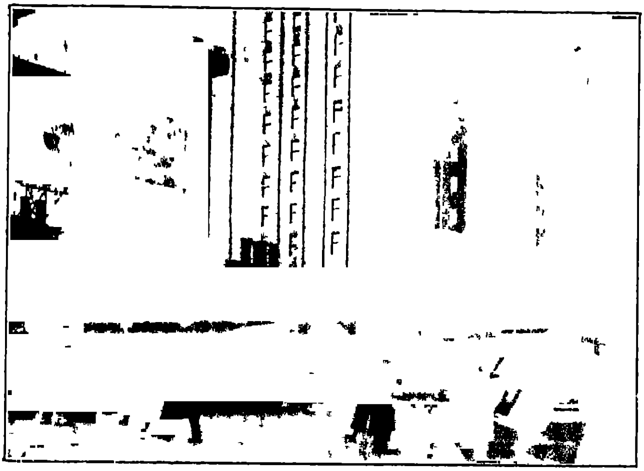
4. Die amerikanischste Stadt Ameri

Chic

Das La Salle Street Depot, der Endpunkt der
York Central in Chicago, ist wie ein Block i
Weichbild der großen Stadt am Michigansee gesenk
andern Städten weiten sich die Straßen rings um die
höfe, zum mindesten breitet sich ein kleiner Platz dav
Chicago sind sie in das an sich schon viel zu enge St
netz getrieben, und man hat den Eindruck, als presse
unförmige, klotzartige, durch nichts architektonisc
gliederte Bauwerk die übermäßig schmale Gasse
enger zusammen. Der Himmel trüb, mißfarben wie
den Kot der Gasse geschleift. Doch man sieht ihn
denn unmittelbar vor der Station deckt die Hochba
ganze Breite der Van-Buren-Straße. Von den Eisent
tropft Schmelzwasser auf Haufen schmutzigen Schne

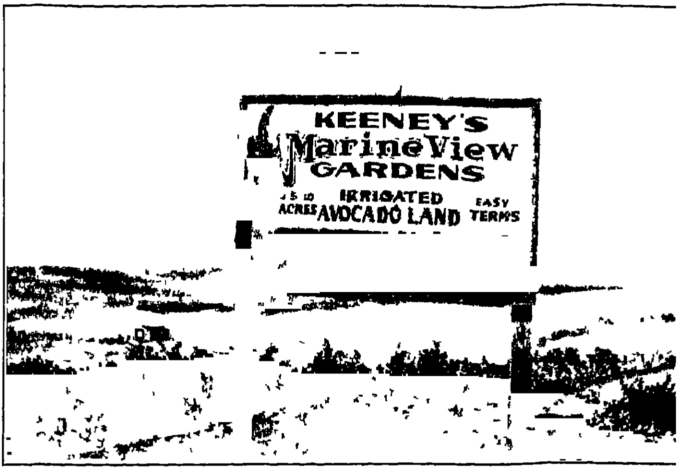


Straßenbild

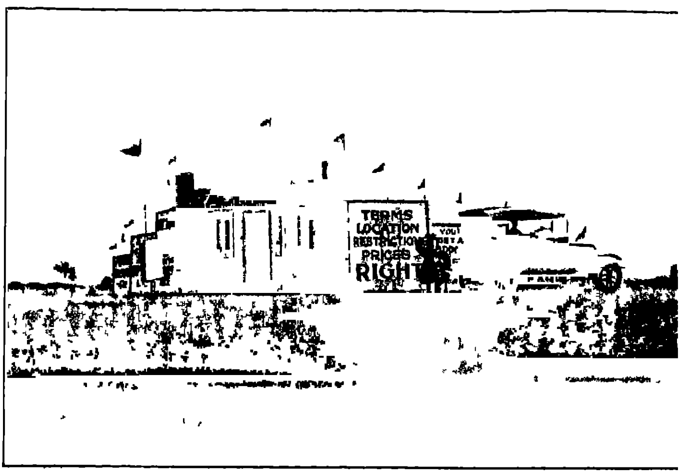


Die horizontale und die vertikale Straße

New York.



Anfänge einer Siedlung in Südkalifornien.



Büro eines Landagenten bei Los Angeles.

Das „wartende Land“.

h langsam in bräunliche Dreckbäche auflösen, aber auch
uf die Hüte und Mäntel der über die Straße Hastenden.

Im Loop, dem Geschäftsviertel Chicagos, haben alle
traßen das gleiche trübe nüchterne Aussehen. Es sind
chluchten, Cañons, auf deren Grund ein aufgeregtes
ewimmel von Menschen und Fahrzeugen treibt. New
orks Downtown ist eine phantastische, kühn-bizarre Sym-
ionie gen Himmel strebender, absonderlicher Bauwerke:
ürme, Pyramiden, Blöcke, in sich und in ihrer Gesamt-
it gestuft und gegliedert. Downtown muß auch den
ichternsten Geschäftsmann begeistern, im Loop kann auch
r Dichter nur an Weizenpreise und Wechselkurse denken.

Als ich im Jahre 1912 zum ersten Male die Ver-
iigten Staaten bereiste und nach dem Besuch New
orks, Baltimores, Philadelphias, Washingtons und
ttsburghs nach Chicago kam, hatte ich den Eindruck,
r erst in das Innerste des neuen Erdteils, in das
rz Amerikas gekommen zu sein.

Dieser mein Eindruck von Chicago ist bei Amerikanern
auf verwundertes Kopfschütteln gestoßen, und sie
lten mir vor, daß Chicago mit seiner starken fremd-
mmigen, insbesondere deutschstämmigen Bevölkerung
niger als andere Städte hundertprozentig amerikanisch
re.

Allein das gilt nur, wenn man amerikanisch gleich
zelsächsisch setzt. Da freilich wäre Boston die ameri-
iischste Stadt. Allein Boston ist ganz und gar nicht
erikanisch, höchstens neuenglisch. Amerikanisch ist eben
Mischung von englischem, irischem, deutschem, ro-
nischem und slawischem Blut auf neuem Boden.

Freilich, mit dem erst das eigentlich Amerikanische

bildenden Blutzusatz sind nicht die Einwanderer gemeint Sonst müßte New York die amerikanischste Stadt sein aber auch New York ist nicht im mindesten amerikanisch New York ist eine Klasse für sich, eine international Stadt wie Konstantinopel.

Amerikaner ist, wer in Amerika geboren, in welchen Lande auch immer die Wiege seiner Eltern gestanden haben mag. So ist Chicago mit seinen drei Millionen „geborener Amerikaner" die größte, amerikanischste Stadt wie gerade in diesen Tagen Professor Bedford von de Chicagoer Universität zum größten Stolz der Chicagoe feststellte.

Aber Professor Bedford hat nicht nur zahlenmäßig sondern auch im tieferen Sinn recht. Zum eigentliche Amerikanischen gehört das unglaublich Junge, die Er innerung daran, daß noch die Großeltern mit Kind un Kegel auf der Suche nach Neuland im Planwagen übe die Prärie zogen. Gemessen an Chicago ist New Yor eine alte Kulturstadt. Als 1624 auf Manhattan die erst dauernde Niederlassung gegründet war, da blieben di Ufer des Michigansees noch für Jahrhunderte un umschränktes Reich des roten Mannes. Es ist noch kaum hundert Jahre her, daß Chicago entstand, und als di Siedlung im Jahre 1831 ganze hundert Bewohner hatt da war New York bereits eine Großstadt von 200 00 Einwohnern mit Bahnen, Dampfbooten auf dem Hudso und Gasbeleuchtung.

Aber hier spürt man selbst in der Halle des „For Dearborn Hotels", unmerklich fast, aber doch unverkenn bar, etwas von dem alten Westgeist der Insassen de Forts, nach dem das Hotel seinen Namen führt.

Amerika, das heißt auch das Größte und das Kleinste, das Beste und das Schlechteste, die krassesten Gegensätze dicht beieinander. Professor Bedford meinte in seiner Rede, in Chicago kulminiere das Laster, aber die Stadt sei auch unübertroffen in ihrem kirchlichen und charitativen Wirken. Unweit der großartigsten Wolkenkratzerhotels und prächtigsten Villen stehen die niedrigsten Buden, übervölkerte Massenquartiere mit offenen, hölzernen, Wind und Wetter ausgesetzten Treppenhäusern und Gängen. Chicago baut sich die größte Promenade der Welt, und in der City sind Straßen so eng wie in keiner andern Großstadt.

State, Clerk, Van Buren, La Salle und die andern Hauptgeschäftsstraßen sind schon eng genug, allein was dazwischen — man muß schon sagen die Häuserblocks spaltet, sind kaum Ritzen, schmale Rinnen in den getürmten Steinmassen. Ohne Bürgersteige, so eng, daß sich gerade ein Wagen durchwinden kann. Man möchte meinen, daß dies keine Straßen sind, sondern mehr unendlich lange und schmale, beiderseits offene Höfe, wenn man nicht häufig Wagen und Autos in ihnen begegnete, die sich auf unerklärliche Weise durch diese engen Schläuche pressen. Über den Parterren werden diese Schluchtstraßen noch enger; denn da springt das ganze Gewirr der eisernen Balkone, Außentreppen und Fensterleitern vor. Und das bis zu dreißig und mehr Stockwerk Höhe. Man steht tief unten zwischen Schmutzabfällen und schwärzlichem Schnee und sieht die Häuserwände mit ihrem eisernen Behang über sich zusammenwachsen und zusammenschlagen. Hier in diesen Gassen werden einem all die Skandalgeschichten aus den Packing Yards, den großen Schlacht-

3*

häusern Chicagos, und die Stadt verständlich, die Jens V. Jensen in seinem Roman „Das Rad" schildert.

Aber es wäre unbillig und ungerecht, Chicago nur nach dieser einen Seite hin zu beurteilen. Man braucht nur einige Häuserblocks weiterzugehen, und man steht auf der Michigan Avenue, die einmal eine der grandiosesten Geschäfts-, Hotel- und Luxusstraßen der Welt sein wird. Diese Avenue zieht sich längs des Michigansees hin, d. h. die Chicagoer müssen sich ihre Seefront erst wieder erkaufen und erobern. Ähnlich wie in Buenos Aires hat man in früheren Jahrzehnten diesen wertvollen Landstreifen Bahngesellschaften überlassen. So sperrt ein Gürtel zugüberfüllter Geleise mit all ihrem Rauch und Lärm die elegante Promenade vom See ab.

Da man die Bahn nicht verlegen konnte, ging man daran, jenseits von ihr dem See neues Land abzugewinnen. Man hat gewaltige Anschüttungen gemacht, an denen man schon zur Zeit meines ersten Chicagoer Besuches arbeitete, und die jetzt ihrer Vollendung entgegengehen. So ist der Michigan Avenue eine ausgedehnte Fläche vorgelagert, die in einen Park verwandelt werden soll. Durch Brücken über die eingeschnittene Bahnlinie ist sie mit Michigan Avenue verbunden. Die Bahn soll jetzt elektrisiert und weiter eingedeckt werden, und nach Vollendung all dieser Arbeiten wird sich Michigan Avenue als eine Stadtfassade präsentieren, wie sie wenig andere Städte haben. Wenn irgendwo, so sind hier an dieser meilenbreiten Straße, die auf die Unendlichkeit des Sees blickt, Wolkenkratzer am Platz. In den letzten Jahren sind hier einige entstanden und im Entstehen begriffen die zu den glücklichsten Lösungen des architektonischen

Wolkenkratzerproblems gehören. Es ist selbstverständlich, daß den Parterreraum dieser Bauten die elegantesten Geschäfte einnehmen, was aber besonders auffällt, sind die ausgedehnten Juwelierläden in Michigan Avenue. Es sind einige darunter, die an Ausdehnung einem kleinen Warenhaus gleichkommen; die Menge der hier ausgestellten Brillanten und Perlen blendet fast.

Anschließend an diesen zentralen Seepark reiht sich dann ein Park, ein breiter Boulevard an den andern. Stundenlang treibt man in einer Kette von Autos zwischen Bäumen und Beeten dem See entlang, dessen schmutzig-gelbe Wellen gegen ebenso schmutzig-gelbe, ihnen vorgelagerte Schneedünen anstürmen, so daß sich die Grenzen von Land und Wasser verwischen.

An die andere Seite von Lake Shore Drive grenzen elegante Villen, große Hotels, aber auch Wohngebäude der Mittel- und selbst der armen Klassen, so daß alle Schichten Chicagos der Wohltat des Sees und seiner Parkanlagen teilhaftig werden und es verständlich wird, wenn alle Chicagoer in so hohen Tönen das Lob ihrer Stadt singen. Diese demokratische Note fügt vielleicht den letzten Strich zu der Stadtphysiognomie, die Chicago zu der amerikanischsten Stadt Amerikas macht.

5. Das leere Land.

Amarillo (Texas).

Wenn man Kansas und den „wheat belt" hinter sich hat, den Weizengürtel, der wie ein breites goldenes Band die Mitte dieses glückhaften Erdteils umschließt, fängt das Land an leer zu werden. Die Farmen sind

zwar noch immer stattliche Gehöfte mit behaglichen Wohnhäusern, Schuppen, Scheunen und Ställen und einem umfangreichen Maschinenpark, der wie eine ruhende Herde seltsam erstarrter Tiere um die Farm lagert, aber der Abstand zwischen den einzelnen Wirtschaften wird immer größer. Je weiter wir nach Südwest kommen, desto primitiver, wildwesthafter wird ihr Charakter. Es ist ein warmes Land. Längst haben die letzten Schneespuren aufgehört, die in Missouri und Kansas noch zu sehen waren, und trotz des Februars scheint die Sonne wie an einem warmen Fruhlingstag. Das Vieh grast frei auf der Weide. Die Ställe werden seltener. Höchstens sind offene Stände aufgestellt, Schutzdächer zum Melken bei schlechtem Wetter oder allzu greller Sonne in der Mittagsstunde. Manchmal sieht man auch Höhlen, die mit ein paar Stangen und Balken in den hohen Bergen ausgedroschenen Kornes eingebaut sind.

Dann aber kommen weite, weite Strecken, wo es keine Häuser mehr gibt, auch keine primitiven Schuppen oder Schutzdächer und keine surrenden Windräder, die das Wasser aus dem Boden pumpen, um dem weidenden Vieh eine Tränke zu schaffen. Eine Fenz, ein Drahtzaun rechts und links der Bahn, als einziges Zeichen menschlicher Kultur, und dann weites Feld, Steppe, Prärie, Pampa, Wüste, denen das rollende Tumbling weed — vor dem Wind treibende Gesträuchballen — den Charakter scheinbaren Lebens verleiht. Leeres Land, wartendes Land.

„Westward ho!", der alte Ruf, mit dem die Pioniere des vergangenen Jahrhunderts die Kolonnen ihrer über die Prärie rollenden Planwagen in Bewegung setzten, hat noch immer Geltung und übt den alten Zauber auf

den übervölkerten Osten aus. Aber die Entwicklung ging zu rasch, die Bahngesellschaften legten ihre Schienenstränge in allzu schnellem Tempo über die Steppe. Vierzig eiserne Straßen führen heute nach Kalifornien, dem Wunderland am Pazifik, und sein Ruhm wurde so groß, daß der Strom der westwärts Wandernden das dazwischenliegende Land überspringt.

Leer bleibt das Land nur gemessen an seiner ungeheuren Ausdehnung und der phantastischen Schnelligkeit der Entwicklung kalifornischer Städte. Verglichen mit Europa, ist es immer noch ein fabelhaftes Tempo. Ich sitze hier in Amarillo, einem texanischen Städtchen, von dem vor 1890 noch nicht einmal der Namen bestand. 1904 zählte es fünftausend Einwohner, 1910 zehntausend, heute zwanzigtausend. Aber es ist beileibe kein Wildweststädtchen, sondern es hat bereits Straßen aus Asphalt, wie sich das fur einen Ort gehört, wo jeder fünfte oder sechste Bewohner sein eigenes Auto hat. Geschäftshaus schließt sich an Geschaftshaus, Bank an Bank. Das Hotel, in dem ich abgestiegen bin, kann sich mit jedem erstklassigen europàischen vergleichen. Ein Badezimmer bei jedem Raum, elektrisches Licht, Dampfheizung und Telephon in jedem Zimmer sind Selbstverständlichkeiten. Dann ist da ein Gesellschaftshaus in der Stadt mit einem Saal, der einige tausend Menschen faßt, zwei Zeitungen, die umfangreicher sind als jedes entsprechende deutsche Blatt. Man ist durchaus auf eine rapide Entwicklung eingestellt, aber sie geht noch immer nicht rapid genug; denn das Land ist so gewaltig, und so viel neuer Zuzug auch kommen mag, einstweilen verliert er sich noch in der weiten Steppe. Texas, Oklahoma, Arizona und New Mexico

sind Staaten, die teilweise größer oder doch nicht v
kleiner als Deutschland sind, von denen aber manche, w
Arizona, nicht viel mehr als eine halbe Million Ei
wohner haben.

Leeres Land. Wir fahren, Stunden, Tage, a
Wüste folgt Steppe, auf Steppe Wüste. Aber an d
Stationen sieht man die Energie, die die Bahnlin
gleich elektrischen Strömen ausstrahlt. Diese Station
in Wüsten und Steppen sind jede ein Mittelpunkt v
Kraft und Energie und noch primitiven, aber darum ni
weniger regen Lebens. Straßen, in denen erst nur
paar Bretterbuden stehen, die aber von vornherein f
eine rapide Entwicklung angelegt sind, und die Erfahru
lehrt, daß das nicht eitel Großsprecherei, sondern be
berechtigte Voraussicht ist.

Die Entwicklung geht im amerikanischen Westen imm
den Weg, den ihr die Bahnen weisen. Es ist anders
im lateinischen Amerika, wo erst ein Bezirk eine gewi
Entwicklung aufweisen und eine bestimmte Anzahl v
Siedlern enthalten muß, ehe sich eine Bahngesellsch
entschließt, einen Schienenstrang dorthin zu legen.
Nordamerika sind die Bahngesellschaften noch immer
einem großen Teile die Pioniere der Entwicklung. S
suchen sich das Land aus, das sie zur Erschließung
eignet halten, bauen die Linie und gehen dann unmitt
bar an die Aufteilung des erschlossenen Gebietes.

So hat die Santa-Fé-Bahn, die den Südwesten
Vereinigten Staaten beherrscht, in der letzten Zeit e
Reihe von Linien gebaut: in das südwestliche Texas,
das Panhandle-Land, in das südliche Arizona, teilw
in Verbindung mit neuen großen Bewässerungsanlag

Ein großer Teil der jetzigen Wüste verwandelt sich ja unmittelbar in blühenden Garten, sobald ein neuer Staudamm, eine neue große Pumpanlage ihm Wasser zuführt.

Aber nicht alles Land im Südwesten ist Irrigationsland. So gering die jährliche Regenmenge auch ist, so reicht sie in weiten Teilen vor allem von Texas doch für extensive Wirtschaft aus. Naturgemäß ist das Areal, das eine Farmerfamilie hier zum Leben braucht, wesentlich größer als in der Bewässerungszone. Ein Farmer, der etwa zwanzig acres Irrigationsland bewirtschaften würde, braucht hier deren 160 bis 170. Die Investierungskosten sind trotzdem die gleichen, denn, während der acre bewässertes Land zwei bis dreihundert Dollar kostet, ist unbewässertes Land in Texas für zwanzig bis dreißig zu haben.

Dieser kleine Farmer, der Land kauft, um es zu bewirtschaften, nicht um damit zu spekulieren, ist es auch, nach dem man im ganzen Südwesten sehnlichst Ausschau hält, und den man mit allen Mitteln der Werbung anzuziehen sucht. Ihn brauchen die Landgesellschaften, die Besitzer der großen Ranchos, die Bahnen, die ihren Verkehr zu steigern suchen, die Geschäftshäuser, die Banken und die Handelskammern, alle die rührigen, aufstrebenden kleinen Handelsplätze, deren Sekretäre und Präsidenten alle eine Entwicklung für ihren Ort erwarten und anstreben, wie sie Chicago und Los Angeles hinter sich haben.

So billig das Land im Südwesten, gemessen an andern Teilen der Union, auch ist, so ist es für den deutschen, überhaupt den mitteleuropäischen Einwanderer doch noch teuer genug. Freilich sind die Zahlungsbedingungen sehr

erleichtert. Auf das Farmland sind nicht mehr als achthundert Dollar anzuzahlen. Allein dazu kommen die Kosten für ein Haus mit 750, für Brunnen und Windmotor mit 250 Dollar, für Maschinen mit 150 und für Vieh mit etwa 450, so daß ein angehender Texasfarmer immerhin seine 3000 Dollar in der Tasche haben muß.

Aber man versichert mir, daß nur der allergeringste Teil der Neuankömmlinge auch aus dem Osten oder Mittelwesten der Vereinigten Staaten über diese Summe verfügt. Wenn einer tausend Dollar hat, so ist das ganz nett, und man sagte mir, daß viele, viele kämen, die nicht einmal über diesen Betrag verfügten, wenn sie mit einer eigenen Farm anfingen; trotzdem kämen sie vorwärts. Der Tüchtige, Vertrauenerweckende bekommt hier leicht Kredit. Allerdings darf die Schuldenlast nicht so groß sein, daß die sehr hohen Zinsen allen Ertrag auffressen.

6. Die Stadt, von der man spricht.

Los Angeles.

Vielleicht spricht man in der Welt gar nicht so viel von ihr, wie man hier meint. Aber in den Staaten selbst ist Los Angeles zweifelsohne die meistgenannte Stadt. Man braucht nie etwas von Los Angeles gehört zu haben, sobald man den Fuß auf amerikanischen Boden gesetzt hat, wird einem alsbald ihr Name aufstoßen. Sie glänzt im Mittelpunkt der ungeheueren Werbung, die im ganzen Osten und Mittelwesten für Kalifornien gemacht wird. Wenn man an einem trüben Wintertag in New York oder Chicago in einer der zahllosen Werbeschriften blättert mit ihren wundervollen Aufnahmen, so

sieht man ein Bild von Sonne, Palmen und Orangen, von Glück und leichtem Leben, das dort an der fernen Pazifikküste auf jeden Neuankömmling wartet. Man wundert sich nur, daß es im Osten überhaupt noch Menschen gibt und nicht alle, die in diesem kalten, grauen Osten leben, sich längst nach dem Sonnen- und Traumland am Pazifik aufmachten.

„Das Land, in dem deine Träume wahr werden." Das ist das Schlagwort, das über Kalifornien steht. Und immer ist es Los Angeles, das als Mittelpunkt und Krone dieses glückhaften Landes genannt wird. „Die letzte, unerwartet noch einmal sich bietende große Chance der Westentwicklung" nannte mir ein Angeliner Freund diese Stadt.

Jedenfalls ist ihr Wachstum phantastisch. Ich weiß im Augenblick nicht, in wie kurzen Zeiträumen sich ihre Einwohnerzahl jeweils verdoppelte. Ich weiß nur, daß sie in einem, allerdings aus der Vorkriegszeit stammenden Baedeker kaum erwähnt wird, während sie heute eine Millionenbevölkerung hat. Ich weiß nur, daß man nirgends Auskunft bekommt, wenn man nach einer Straße fragt, einerlei ob man sich an den Hotelmanager, ein Fräulein mit lockigem Bubenkopf in einem Auskunftsbüro oder an einen Polizisten wendet. — Wenn man dann im Auto durch die Stadt treibt, in der ungefähren Richtung, hoffend, daß man schon richtig landen wird, so begreift man diese Unkenntnis vollständig und versteht, warum man nirgends Stadtpläne bekommt. Die würden einem für die Orientierung ja doch nichts helfen, oder nur in den wenigsten Fällen. Die Straßen und Häuser wachsen hier buchstäblich aus dem Boden wie Pilze nach dem

Regen. Hier lebende Bekannte erzählen mir, daß sie sich zunächst verirren, wenn sie in einen Stadtteil kommen, in dem sie etwa einen Monat lang nicht gewesen sind.

In den ganzen Staaten baut man für europäische Begriffe unheimlich rasch. In den wenigen Wochen, die ich in New York weilte, sah ich zwanzig und dreißig Stockwerk hohe Wolkenkratzer aus wüsten Baulöchern schießen. Hier aber stellt man Häuser buchstäblich über Nacht auf. In diesem glücklichen Klima, das weder Winter noch eine eigentliche Regenzeit kennt, braucht es ja so wenig, um ein Haus zu bauen. Unterkellerung fällt von vornherein weg. Man legt einen Fußboden und errichtet darum ein Fachwerk aus lachhaft dünnen Balken. Diese werden mit Dachpappe verkleidet, Gips oder Lehmbrei darauf geworfen, und das neue Haus ist fertig. Manchmal ist auch die Außenverschalung aus dünnen Holzleisten und die Innenverkleidung aus einer leichten Art Pappe.

Immer aber ist es ein entzückendes Häuschen, mit einer Veranda davor, mit Blumen, palmenumstanden, oft bunt gestrichen. Das muß man den Leuten hier lassen, sie verstehen geschmackvoll zu bauen. Nur der innerste Bezirk, die eigentliche Geschäftsstadt, zeigt das übliche nordamerikanische Bild, dann kommen schon palmengeschmückte Plätze, daß man meinen möchte, in einer südamerikanischen Stadt zu weilen, und dann wird alles weit und offen. Breite Straßen, Alleen, Palmen, Rosen, Rasen, und überall Bungalows im Grünen. Der Bungalow, das ebenerdige, kleine Häuschen mit der breiten Veranda und der „sleeping porch", der offenen Schlafhalle, ist das übliche Wohnhaus, auch für den Armen; denn ein

Bretterhäuschen ist viel billiger als ein Quartier in einer Mietskaserne, die hier teuer, unrentabel und sinnlos wären.

Stadt des Öls, der Orangen und der „movies", die das Glück hat, eine Mary Pickford und einen Douglas Fairbank, eine Gloria Swanson und einen Charlie Chaplin in ihren Mauern zu bergen, umbuhlt von den sehnsüchtigen Träumen jedes kleinen Mädels in ganz Amerika, das zum Film möchte, und jedes Crafters und Speculators, jedes Grundstück- und Ölspekulanten, Stadt, in der märchenhafte Vermögen auf märchenhafte Weise gemacht werden. Stadt, in die Sinclair mit fünf Dollar kam und der größte Ölmagnat wurde, Stadt, wo jeder Quadratfuß binnen Halbjahresfrist seinen Wert verdoppelt, auch wenn kein Öl auf ihm gefunden wird.

Los Angeles ist im ganzen keine schön gelegene Stadt, wenn auch einzelne Teile wie Beverlyhill oder Santa Monica entzückend sind. Allein es ist einem gar nicht erlaubt, an ihrer Schönheit zu zweifeln. Man denkt vielleicht flüchtig, das ist ja alles gar nicht so berauschend schön, wie auf den Bildern, dann hat einen der rasende Strom schon erfaßt, und man hat vergessen, was man früher gesehen und gedacht.

Los Angeles ist auch als Stadt nicht besonders günstig gelegen. Es hat keinen natürlichen Hafen, ja es liegt nicht einmal an der See, wie es auch nicht in den Bergen liegt. Aber die Stadt läuft und läuft, bis an die See und bis in die Berge, schluckt alles, was dazwischenliegt, auf, und man spricht hier schon von dem Zeitpunkt, wo sie die größte Stadt in Amerika sein wird. New York? Ha, darüber geht man hier zur Tagesordnung.

Die Stadt schickt dem Neuankömmling einen Wil kommengruß ins Hotel, nach einiger Zeit einen zweite „Du willst Geschäfte machen, bleibe, kaufe dich an. D bist hier am richtigen Platz — du willst dich von dein Geschäften zurückziehen, kaufe dir hier Garten und Bu galow, einen geeigneteren Platz für so behagliches Otiu cum dignitate gibt es in der ganzen Welt nicht."

Es scheint unwahrscheinlich, ob beide, die solchem R folgen, auf ihre Rechnung kommen, aber ich glaube trotzdem: denn sie bekommen gleichzeitig die Suggesti eingegeben, daß es so ist, und daß es nicht anders se kann. Und diese Suggestion, daß Los Angeles **d i e** Sta ist, birgt Schlüssel und Erklärung ihres phantastisch Aufschwungs.

7. Der große Boom.

Los Angeles.

Unter meinem Hotelfenster in Los Angeles steh jeden Morgen drei große Gesellschaftsautos, und v den andern Fronten des Hotels warten nicht wenig Jeder Wagen trägt ein einladendes Schild: „Freie Fak an den Strand!" — „Eine Fahrt in die Berge!" „Umsonst nach Santa Monica!" — „Freie Fahrt u freier Lunch!" usw. Als ich dann ein paar Tage im Ho war, ohne einen dieser Wagen zu benutzen, bekam ich ein Brief: Herr Girard, den ich nicht kenne, schrieb mir, we mir eine Fahrt mit dem Autobus nicht passe, stelle mir gern ein Privatauto zur Verfügung. Ich sollte n Tag und Stunde bei seinem Auskunftsstand in der Hot halle angeben.

Die Sache fing an, mich zu interessieren. Ich ging

dem angegebenen Tisch in der Nordecke der Hotelhalle und fragte das elegante Fräulein, wieso Herr Girard dazu käme, mir eine freie Autofahrt anzubieten. Oh, ich sei doch fremd, wurde mir zur Antwort, und wolle mir doch sicher gern Los Angeles und Umgebung ansehen, und bei der Gelegenheit wollten sie mir ein wundervolles Stück Land zeigen, das Herr Girard gerade für Wohnzwecke aufteile.

Ich wollte sehen, wie weit diese für einen Nichtkalifornier immerhin verblüffende Art von Reklame geht, und erwiderte, ich befände mich auf einer Weltreise und dächte nicht im Traume daran, mir hier Land anzusehen, geschweige denn zu kaufen. Aber das nützte nichts. Das hartnäckige kleine Fräulein erwiderte: „Das macht nichts, in diesem Falle sind wir nur zu glücklich, Ihnen eine Gefälligkeit erwiesen zu haben“, und sie hielt mir ein Formular zur Bestellung des Autos hin.

Um diese Zeit war noch keinerlei Interview von mir in der Zeitung erschienen, und Herr Girard konnte nicht wissen, daß er es mit einem Journalisten zu tun hatte, den man in diesem Land ja mit besonderer Aufmerksamkeit behandelt. Nein, das ist die Art, wie die Stadt Los Angeles im allgemeinen, und jeder ihrer Grundbesitzer im besonderen wirbt. Niemand entgeht ihr und jeden erfaßt sie, einerlei ob es sich um einen Weltreisenden handelt oder etwa um eine kleine Lehrerin aus dem Osten, die sich das Geld für eine Ferienreise nach der Westküste mühsam erspart hat.

Ein Weltreisender, ein Tourist, der vielleicht nur zufällig nach Kalifornien kam? — Oh, man braucht ihm das Land nur zu zeigen, es ihm richtig zu schildern, so

wird er schon kaufen. Und tatsächlich traf ich einen Schweizer, der von Japan kommend die gleiche Welt reise nur in umgekehrter Richtung schon fast vollende hatte, und der sich Land kaufte und hierblieb.

Und die kleine Lehrerin, der bescheidene Ferienreisend aus dem Osten? — Man drängt ihm freie Fahrt und freies Essen nicht weniger auf. Wenn sie kein Geld haben so werden sie es sich borgen, nur um zu kaufen. Das is nicht etwa Übertreibung. Ich lernte hier tatsächlich zwe junge Mädchen kennen, die auf diese Weise zu Grundbesit in Los Angeles kamen. Sie wurden am ersten Tage au der Straße angesprochen — man ist hier viel südliche und mit dem Ansprechen einer Dame nicht so ängstlic wie in New York — und in ein Auto gesetzt. Man zeigt ihnen Land, und wirklich ruhten sie nicht, bis sie da Geld dafür aufgetrieben hatten.

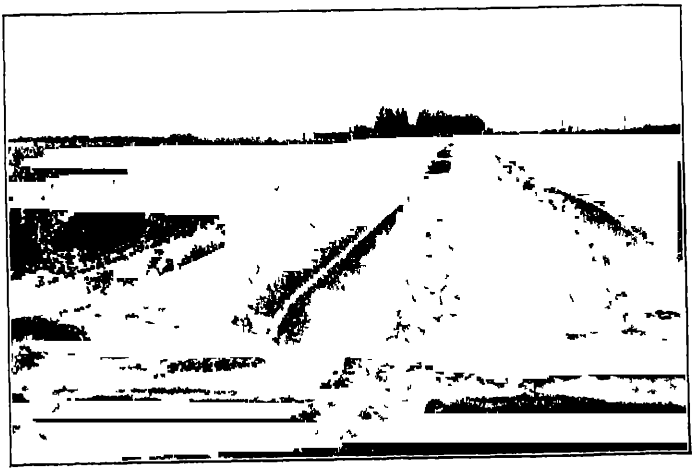
Ja, wenn damit solche Geschäfte zu machen sind, un das Geld hier so auf der Straße liegt, so wird man e doch aufnehmen! Man kauft ein kleines Los Land, ei wüstes Stückchen Sanddüne ganz weit draußen vor de Stadt für 1000 Dollar. Und in einem Jahr — was einem Jahr? einem halben! ist es 2000 oder auch scho 4000 Dollar wert.

Es gibt solche Fälle, sie sind nicht einmal selten Man zeigte mir ein Grundstück, das vor ein paar Jahre 1800 Dollar kostete und heute 18000. Ich sah Land i der Stadt und vor der Stadt, das tatsächlich in einem halben Jahr seinen Wert verdoppelte. Es ist ein Boom ein Rush, ein Fieber, nicht anders als seinerzeit das Gold

Man kommt ja auch schon in der richtigen Gemüts verfassung hierher. Schon mit dem ersten Entschluß ode



Hunderttausend Pfirsichbäume, der Anfang eines Obstgartens.

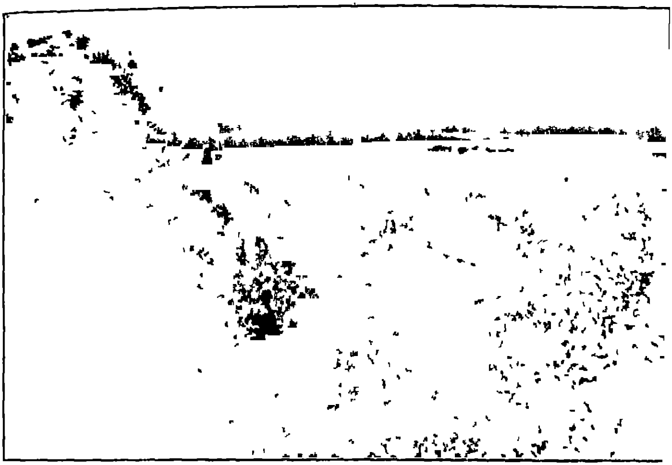


Bewässerung von Weinfeldern.

Obstbau in Kalifornien.



Bewässerung der Orangenfelder.



Orangenhaine soweit das Auge sieht.

Orangenbau in Kalifornien.

nur mit dem Gedanken, vielleicht nach dem Westen zu gehen, der sich in einer Anfrage nach den Zugverbindungen bei dem Verkehrsbüro in New York oder Chicago äußert, stellt sich einem die Werbung der Engelstadt in Gestalt eines ausführlichen, reich illustrierten Büchleins über Los Angeles zur Verfügung, das einem gleich mit dem Fahrplan — natürlich kostenlos — in die Hand gedrückt wird.

Ist man dann hier, sieht man, wie die Stadt gewachsen ist und wie sie weiter wächst. Es gab tatsächlich Zeiten, wo die Architekten mit dem Bauen nicht nachkamen und Neuankömmlinge in Autos und Zelten nächtigten, weil auch alle Hotels überfüllt waren.

Wenn man mit dem Auto aus der Stadt hinausfährt und nach den fertigen Häusern die halbfertigen kommen und dann das leere Bauland, so sieht man rechts und links der Straße Herren auf bequemen Stühlen im leeren Feld sitzen. Nicht weit davon steht ihr Wagen, mit dem sie morgens hinaus- und abends wieder zurückfahren. Das sind die Grundstücksagenten, die hier auf Käufer warten. Mehr braucht es in diesem milden, regenlosen Klima ja nicht zum Grundstücksgeschäft. Ist man sehr üppig, so setzt man eine kleine Bretterbude als Office hin. Wichtiger sind schon große Tafeln, die die Vorzüge des betreffenden Komplexes anpreisen. Mitunter sind sie in langen Reihen neben der Straße aufgestellt, und ihre Anpreisungen laufen neben dem Auto her als Mahnung, die immer dringlicher wird: „Halt!" — „Dies ist dein Land! Sieh es dir an!" — „Spare, indem du hier kaufst. In einem halben Jahr kostet es das Doppelte." — „Warum willst du Miete zahlen, wenn

die Laternen, sogar die Straßenschilder, nur eben die Häuser fehlen. Das ist die Art, wie heute in Kalifornien Städte entstehen. Das Wachsen ist zu schnell, der Zuzug zu groß, daß die Frage der Käufer keine Sorge macht, wenn erst die Siedlungsgelegenheit geschaffen ist.

Ein großer Teil, der größte Teil Kaliforniens ist Steppe, wertlos, kaum nutzbar, höchstens für extensive Viehwirtschaft. Aber wenn man Wasser auf den dürren Sand bringt, wird er wertvolles Obstland. Ist ein Bezirk an das Bewässerungssystem angeschlossen, so schnellen die Landpreise jäh in die Höhe, und die Gelegenheit für den Städtegründer ist gekommen.

Wirklich, es ist eine große Zeit für Städtegründer in Südkalifornien, und sie wird in großem Maßstab genützt. Wo Bewässerungsland erschlossen und damit neues Farmland gewonnen ist, entsteht des Bedürfnis nach Stadtplätzen. Es würde auch ohne vorherigen Plan und ohne Organisation befriedigt werden wie überall im Osten, und wie alle die Städte entstanden von Chicago bis San Franzisko, aus den Händlerhäusern um ein vorgeschobenes Fort und den Bretterbuden der Goldgräberstadt. Aber dieses unregelmäßige unorganische Wachstum wäre kein so gutes Geschäft für den Grundeigentümer, ganz abgesehen davon, daß es vom Zufall und von einer Reihe unkontrollierbarer Faktoren abhängt, wo gerade die ersten Anfänge eines Stadtplatzes entstehen, die dann naturgemäß allen Zuzug an sich ziehen. Aber wenn man gleich mit den ersten Bewässerungsbauten die Plätze der Städte vorzeichnet, die Straßen anlegt, Gas, Wasser und Elektrizität herleitet, so finden bereits die ersten Neuankömmlinge allen Komfort, an den der Amerikaner, auch der ameri-

'anische Farmer, nun einmal gewöhnt ist. Und damit kann man ganz andere Preise für sein Land erzielen als sonst, und vor allem, man hat die Entwicklung in der Hand, man leitet den Zuzug auf den eigenen Grund und Boden.

So entstehen heute in Kalifornien Vorstädte zu den bereits vorhandenen großen Zentren, und so entstehen ganz neue Städte aus Wüste und Steppe heraus. Die Stadt Girard ist für das erste ein gutes Beispiel. Sie liegt ziemlich weit von Los Angeles entfernt, in einem Seitental des San-Fernando-Bezirkes. Los Angeles hat freien Ausdehnungsraum nach allen vier Himmelsrichtungen. Es ist nicht gesagt, daß sie sich gerade in Richtung auf den Girardschen Grundbesitz hin ausdehnen wird, zum mindesten ist es ungewiß wann. Aber wenn man eine Autostraße hinbaut, Wasser und Elektrizität hinleitet, Straßengräben zieht, so kann man mit einem Schlag bisher geringwertiges Land in hochwertiges Bauland wandeln.

Man macht das nicht nur in der näheren oder weiteren Umgebung schon vorhandener Akkumulationszentren so, nein, auch mitten in der Wüste in ganz gottverlassener Gegend. Das heißt, so einsam und abgelegen, wie man in Südamerika oder Mexiko sein kann, ist man hier ja nirgends. Dazu hat das Land viel zu viele Bahnen und vor allem ein allzu dichtes Netz von Autostraßen. Auch die Bahngesellschaften sind sehr großzügig in der Förderung neuer Kolonien. So sah ich Stationshäuser für Städte errichtet, von denen noch nichts stand, als eben die Straßen und die Straßenschilder. Aber der Neuankömmling, der sich hier ansiedeln will, kann schon mit dem Zug ankommen und kann mit der Bahn Material

für den Hausbau und die Möbel für die Einrichtung anfahren. Die miteinander rivalisierenden Bahngesellschaften wissen ganz genau, was es für ihr Geschäft heißt, ob ein neuer Stadtplatz an ihrer Strecke angelegt oder an der oft nicht weit entfernten Konkurrenzlinie, und so findet der Städtegründer willig bei ihnen Unterstützung und Kapital.

Aber zu einer Stadt gehören schließlich nicht nur Straßen und Wohnhäuser, sondern auch Hotels und Geschäfte, Kirche und Schule, Stadthaus und Auditorium, alles das, was der Amerikaner Civic centre nennt. Dazu sind die Bewohner, die man in die neuen Städte zu ziehen sucht, vielfach recht verwöhnt. Es sind reichgewordene Farmer oder Händler aus dem Osten und Mittelwesten, die unter der warmen kalifornischen Sonne in Ruhe ihre Zinsen verzehren wollen. So errichtet man mitunter all diese Bauten, ehe noch der erste Landkäufer sein Haus gebaut hat, oder man stellt doch wenigstens Attrappen auf, Kulissen, die zeigen sollen, wie großartig alles einmal werden wird.

Das hervorragendste Beispiel eines solchen einheitlichen Planes einer gleichsam aus dem Nichts geschaffenen Stadt ist der Rancho Santa Fé, halbwegs zwischen Los Angeles und San Diego. Es ist eine Schöpfung der Santa-Fé-Bahn.

Die Santa Fé, die Züge von Chicago bis New Orleans und San Franzisko laufen läßt, ist in der Richtung eines vertikalen Trustes ausgebaut. In der Region der Kohle hat sie eigene Gruben für den Betrieb ihrer Lokomotiven und im Bereich des Öls eigene Bohrtürme. Um sich mit Schwellen zu versorgen, kaufte sie den früheren

Mario-Osuna-Ranch, um auf dessen 9000 Acker im großen Maßstabe Eukalyptusbaume für Schwellenholz zu ziehen.

Als dann jedoch vor wenigen Jahren die unerwartete Entwicklung einsetzte und man überdies Schwellen von anderer Seite billig beziehen konnte, ergab sich eine viel lohnendere Verwendung des Ranchos, und man entschloß sich, hier eine Gartenstadt anzulegen.

Die Idee war, für jene wohlhabenden Leute aus dem Osten, die sich in Kalifornien zur Ruhe setzen wollen, Wohnsitze inmitten eines Parkes und von Obstgärten zu schaffen. Das erste, was man dazu brauchte, war Wasser, und so zog man in den Bergen einen Damm, um das winterliche Schmelzwasser in einem Reservoir zu stauen. Dann teilte man das ganze Territorium in 400 Lose von 5 bis 40 acres, so die Möglichkeit zu sehr ausgedehnten Parkanlagen bietend.

Der Rancho Santa Fé ist ein Hügelland zwischen See und Bergen. Auf dem höchsten, zentral gelegenen Hügel errichtete man das Civic centre: ein großes Hotel, Geschäftsgebäude, Garage und Benzinstation standen bereits, als ich die Anlagen besuchte. Schule, Auditorium und Läden waren im Bau. Im weiten Umkreis waren Traktoren und Maultiergespanne an der Arbeit, die Gärten zu planieren und anzupflanzen.

Das Besondere am Rancho Santa Fé ist, daß die gesamte Anlage in die Hände eines Architekten gelegt ist, daß nach einem einheitlichen Plan in einheitlichem Stil gebaut wird, und daß jeder einzelne Privathausplan dem leitenden Stadtarchitekten zur Genehmigung vorgelegt werden muß, damit nicht etwa stillose Bauten das Gesamtbild stören. Aus dem gleichen Grunde hat man auch

die Minimalkosten für jeden einzelnen Bezirk der Stadt vorgeschrieben, die von 3000 Dollar an der Peripherie bis zu 15 000 im Zentrum wechseln.

Die ganze Stadt wird in spanischem Kolonialstil angelegt, und was bisher steht, ist wirklich selten geschmackvoll; sogar die Tankstation für Autos, sonst überall ein Muster von Geschmacklosigkeit, ist hier zu einem harmonischen, stimmungsvollen Winkel ausgebaut.

Eine Schöpfung wie der Santa-Fé-Ranch wäre in jedem andern Lande unmöglich, zum mindesten in jedem andern Lande mit rauhem Klima; denn von den Eukalyptusbeständen abgesehen, die doch nur einen kleinen Teil des Geländes decken, ist der ganze Rancho baum- und strauchlose Steppe. So schön der Blick auf die Berge und das Meer auch ist, welcher reiche Mann möchte sich auf solchem Gelände ansiedeln! Allein, hier in diesem glücklichen Klima ist die Vegetation so üppig, daß man schon nach ein, zwei Jahren ganz nette Bäumchen um sein Haus haben kann, von Rosen und Blumen ganz zu schweigen, und in acht bis zehn Jahren hat man einen Park mit hohen Bäumen.

Südkalifornien ist landschaftlich kein besonders begnadetes Land, zum mindesten ist es nicht das palmenbestandene Paradies, als das es auf den Ankündigungen erscheint. Ich schreibe das auf die Gefahr hin, bei meinem nächsten Besuche Kaliforniens gelyncht zu werden; denn ich habe noch nie eine Bevölkerung gesehen, die von der Unübertrefflichkeit ihres Landes so unerschütterlich überzeugt ist wie die Kalifornier. Aber ich finde, daß es Kalifornien keinen Abbruch tut, daß die Schönheit des Landes zum großen Teil erst von der gegenwärtigen Bevölkerung ge-

schaffen wird. Gewiß, es gibt auch in Kalifornien jene Mischung von industriellen Anlagen, ins Groteske gesteigerter Plakatreklame mit Wohnhäusern, jenes geschmacklose Stadt- und Landschaftsbild, wie man es in solcher Scheußlichkeit nur in Amerika antrifft, aber daneben ist man daran gegangen, durch planmäßige Anpflanzung, durch menschliche Phantasie und menschliche Arbeit jene ideale Landschaft zu schaffen, die man in seinen Anpreisungen schon als von der Natur gegeben hinstellt.

9. Die wieder erweckte Landstraße.

La Napa.

Vierundachtzig und ein Viertel vom Hundert aller Automobile, die es in der Welt gibt, fahren in den Vereinigten Staaten. Die Fordwerkstätten verlassen Tag für Tag 7000 fertige Wagen. In Kalifornien kommt auf vier Millionen Einwohner eine Million Personenautos, das heißt, daß jeder vierte Kalifornier, also praktisch jede Familie, einen Motorwagen hat.

Diese Ziffern sind nicht neu, sie sind auch schon oft genug nach Europa gemeldet worden, allein die wenigsten, die sie lesen, werden sich eine Vorstellung davon machen können, was sie eigentlich bedeuten, und welch tief einschneidenden Einfluß sie auf das gesellschaftliche Leben und den ganzen sozialen Aufbau eines derart mit Kraftwagen gesättigten Landes haben.

In den großen Städten im Osten bekommt man noch nicht den richtigen Begriff von der Rolle des Autos in den Vereinigten Staaten. In New York, Chicago oder Philadelphia hat man es nicht anders erwartet, als daß die Straßen mit Autos überfüllt sind. Die vier endlosen

Reihen Kraftwagen, die die 5 Avenue auf- und abfahren, sind zwar ein imposanter Anblick, aber schließlich ist das nur weltstadtgemäß, und auf der Avenida de Mayo in Buenos Aires auch nicht viel anders. Aber wenn man dann in die Provinz kommt und in kleinen Nestern wie Emporio, Amarillo, Clovis, irgendwo in Kansas, in Texas oder Arizona verhältnismäßig womöglich noch mehr Autos findet, wenn man an keiner Farm vorüberkommt, wo nicht vor dem Haus mindestens ein Ford steht, wenn selbst im „Wilden Westen", im Land der großen Vieh-Ranchos und Cowboys, die Cowboys nicht mehr zu Pferd an die Station kommen, sondern eben im Ford, so fühlt man sich zunächst überwältigt.

Das alles aber ist noch nichts gegen Kalifornien. Hier bekommt man einen Begriff davon, was es heißt, ein Auto auf jeden vierten Einwohner. Eine Stadt wie Los Angeles ist buchstäblich bald zu klein geworden für die Menge der Autos, die in ihr fahren, d. h. fahren kann man zur Not noch, aber man kann seinen Wagen nicht mehr abstellen. Der Geschäftsmann, der Angestellte, der Arbeiter, sie alle fahren im Auto zum Geschäft, zur Arbeitsstätte und lassen die Wagen auf der Straße stehen. Wenn die Gattin shopping geht, wenn sie Einkäufe macht, so selbstverständlich im Auto. Die Studenten haben ihre Wagen, ebenso die erwachsenen Töchter. Vor den Büros und Fabriken stehen die Reihen der Autos, vor den Geschäftshäusern, vor den Schulen, abends vor den Klubs und Theatern, und Sonntags vor den Kirchen. Der Platz an den Straßenrändern reicht längst nicht mehr aus, trotzdem die Wagen senkrecht zur Bürgersteigfront gestellt werden. Strenge Vorschriften schränken die Zeit

ein, die man seinen Wagen an bestimmten Stellen stehen lassen darf. Es gibt Autogarderoben, weite Plätze, wo man gegen eine geringe Gebühr seinen Wagen zur Aufbewahrung abgeben kann. Aber auch diese Plätze reichen nicht mehr, und die Autos stehen so dicht aufeinander, wie die Schirme in einer Theatergarderobe an einem Regentag. Wie man in Kalifornien kein Haus mehr ohne Garage baut, auch das einfachste und bescheidenste nicht, so wird man in Zukunft bei den Neuanlagen von Straßen und Stadten auf diesen sich ständig steigernden Wagenverkehr Rücksicht nehmen müssen.

Drei Punkte sind es, die den ungeheuerlichen Aufschwung des Automobilverkehrs in den letzten Jahren bewirkten: die Billigkeit der Wagen, die Billigkeit der Betriebsmittel und der Ausbau der Straßen. Ein Fordwagen kostet 350 Dollar, einen Zweisitzer kann man schon unter 300 bekommen. Bessere Marken sind für 6—800 Dollar erhältlich, Limousinen schon für 1000. Benzin und Öl gibt es massenhaft im Lande selbst. Die Füllstationen sind so zahlreich, wie bei uns die Bäckerläden. Im kleinsten Ort stehen die grell angestrichenen, nachts strahlend hell erleuchteten Stationen der Standard Oil, der Shell, der Union usw., in denen man Benzin zu 12 bis 18 Cent die Gallone — je vier Liter — bekommt. Wenn erforderlich, wird einem das Wasser im Kühler nachgefüllt, und die Reifen werden aufgepumpt, beides ohne irgendwelche Gebühr, und man braucht zu alledem seinen Sitz im Wagen nicht zu verlassen.

Schließlich aber sind es die Straßen, die Kalifornien zum Paradies der Autler machen. Daß die Straßen in den Städten sämtlich asphaltiert oder zementiert sind,

ist eine Selbstverständlichkeit, aber auch wenn man aufs Land hinauskommt, werden die Wege nicht anders. Man fährt aus der Stadt hinaus in einer langen Kette von Wagen auf einer fabelhaft breiten, asphaltierten Straße und meint, nach einer Weile müßte der Weg doch schlechter werden, die Zahl der Wagen sich vermindern. Allein man fährt und fährt Hunderte von Kilometern und die schwarze, feste Straße läuft unverändert vor einem her. Man fährt auf solcher Straße durch die Dünen, stundenlang am Meer entlang, man fährt auf ihr in die Berge, auf die steilsten und unwegsamsten Gipfel. Ob man durch hochkultiviertes Land fährt, durch Obstgärten und Weinberge, oder durch noch unerschlossenes, durch Steppe und wasserlose Wüste, man braucht sich um die Güte des Weges nicht zu sorgen, ebenso wie auch in den verlassensten Gegenden an jeder steilen Böschung, jeder Kurve Warnungstafeln stehen, die nachts erleuchtet sind.

Unter diesen Umständen ist es selbstverständlich, daß jeder sein Auto hat, ja, von einer gewissen Einkommensgrenze an wäre es nicht einmal eine Ersparnis, darauf zu verzichten. Wenn die Familie Sonntags einen Ausflug macht, oder im Sommer an die See fährt, so kommt sie im Auto billiger weg als mit der Bahn. Der Kilometer im Ford — Betriebs- und Amortisationskosten — stellt sich auf 8 Cent, der Bahnkilometer auf 4, also schon für zwei Personen stellt sich die Fahrt im Auto nicht teuerer, sondern eher billiger als die Reise mit der Bahn, da man ja noch die Beförderung von und zur Station rechnen muß.

Von Los Angeles nach San Franzisko, eine Strecke von etwa 700 Kilometer, fährt man häufig im eigenen Auto, ja selbst nach New York wird die Reise gemacht.

Man kann in den Zeitungen der Westküste sehr häufig Anzeigen finden, in denen Reisegefährten für diesen Trip gesucht werden. Ja, man kann beinahe sagen, daß es für transkontinentale Reisende billiger kommt — sofern sich mehrere zusammentun —, in New York einen Ford zu kaufen und ihn in San Franzisko gebraucht zu verkaufen oder einfach stehenzulassen, als die Bahn zu benutzen. Allerdings Zeit muß man dafür haben, und ein wenig anstrengend ist es natürlich auch, vor allem weil die andern Staaten in bezug auf Autostraßen nicht soweit vorgeschritten sind wie Kalifornien.

Aber wenn die Bahnen für den Transkontinentalverkehr auch einstweilen die Konkurrenz des Autos noch nicht zu fürchten haben, so macht sie sich im Lokalverkehr schon ganz entschieden bemerkbar. Es sind nicht nur die Privatwagen. Durch ganz Kalifornien, selbst auf so weiten Strecken wie von San Franzisko nach Los Angeles, verkehren Autobuslinien. Die Tarife sind nicht teuerer als die der Bahn.

Die Schulkinder auf dem Lande werden allmorgendlich vom Schulomnibus abgeholt und nach der Schule wieder auf ihre Farm zurückgebracht. Was vom Personenverkehr gilt, gilt im gleichen Maß von Frachten. Ein wachsender Lastautoverkehr ist im Ausbau begriffen, vor allem für die Versorgung der Städte mit frischen Lebensmitteln. Der Farmer stellt abends Milch, Eier, Gemüse und Obst an die Landstraßen. In der Nacht holt sie der mit Kühleinrichtungen versehene Lastkraftwagen der Autobusgesellschaft ab und bringt sie morgens unmittelbar auf den Markt oder in den Laden des Händlers.

Diese Entwicklung hat die durch die Bahnen verödete

Landstraße wieder zu dem gemacht, was sie ursprünglich war, zur Hauptschlagader des Verkehrs. Alles ist wieder da: der Reisewagen, die Postkutsche, der Lastwagen der Kaufleute und selbst der wandernde Handwerksbursche, nur daß auch er nicht mehr im Staub der Straße wandelt — nebenbei, Staub gibt es naturlich nicht auf der asphaltierten Autostraße —, sondern daß auch er bequem und rasch in seinem billig erstandenen Ford von einer Arbeitsstelle zur andern autelt.

10. Das flüssige Gold.

Bakersfield.

Die Ölfelder von Bakersfield liegen in einer Biegung des Kern River. Der Fluß umschließt eine Kuppe, die in weiten Abständen die Bohrtürme hinanklimmen gleich müden Greisen, die auf der Wanderung nach ihres Lebens Ziel eine Weile innehalten, um Atem zu holen. Langsam und schwerfällig geht das müde, alte Herz, der Balancier der Pumpe, auf und ab und treibt den trägen, trüben Saft aus den Adern des Berges.

Ja, es sind alte, müde Gesellen, die Ölquellen von Bakersfield. Da ist keiner mehr unter ihnen, der in wildem jugendlichen Zorn die Sonde, die man ihm ins Herz gesenkt, in wütendem Stoß hinausschleudert mit einem hochschießenden Strahl seines Blutes. Überhaupt fließt kein Öl mehr in Bakersfield aus frisch erbohrten Quellen, sondern alles wird aus alten Türmen gepumpt. Darum wirkt auch das ganze Feld so tot und alt. Man sieht kein lebendes Wesen auf dem ganzen Feld. Je ein viertel bis ein halbes Dutzend Türme werden von einem Arbeiter versorgt. Er hat nicht allzuviel zu tun, die Pumpen ver-

richten automatisch ihre Arbeit. Da es früh ist am Morgen, so mögen die Arbeiter noch in ihren schmucken Häuschen sein, die zwischen den Bohrtürmen versteckt liegen.

Träge fließt das schwärzliche Öl durch die Rinnsale in Teiche und Tanks. Unten am Fluß brennt ein Teich. Eine dunkle Rauchfahne steigt hoch, und der Wind zieht sie lang wie ein Band über das ganze Tal.

Bakersfield war der Beginn der kalifornischen Öl-industrie und die Standard Oil zieht noch immer einen hübschen Gewinn aus dem Felde. Aber sein Betrieb hat nichts Aufregendes mehr. Das Interesse wurde abgelenkt durch die aufsehenerregende Entdeckung des gewaltigen Ölbassins im Los-Angeles- und Orange-County.

Die Entwicklung geht hier so rasch, daß Ereignisse, die nur wenige Jahre zurückliegen, bereits zur Legende werden. So erzählte man mir in Los Angeles, daß hier Sinclair den Rush auf Öl startete, als er mit fünf Dollar in der Tasche in die Stadt kam. Er sah einen Neger einen Handkarren voll Erde durch die Stadt schieben. Die Erde war schwärzlich und ölig glänzend. Sinclair folgte dem Neger, stellte fest, von wo er die Erde holte, und grub hier nach Öl.

Jedenfalls ergriff die Stadt auf die Kunde von dem Ölfunde ein Taumel. Jedermann bohrte auf seinem Hof, in seinem Garten nach Öl, und bald erhoben sich allerorten zwischen den Häusern die Skelette der Bohrtürme, bis die Stadtverwaltung die Errichtung weiterer Türme verbot.

Aber eine ganze Anzahl war schon aufgestellt, und diese Bohrtürme mitten zwischen den Wohnhäusern sind

der seltsamste Anblick, den man haben kann. Dicht an belebten Verkehrsstraßen stehen diese Türme, oder in kleinen Gärten, an bescheidene Holzhäuschen geschmiegt. Es gibt Straßen und ganze Viertel, wo in jedem Hof, in jedem Garten ein Bohrturm steht. Es sind meistens kleine, bescheidene Anlagen, und sie werden auch gewissermaßen als Heimindustrie in primitiver Weise von dem Eigentümer, von der ganzen Familie betrieben. Die Ausbeute ist in der Regel nicht allzu groß. Immerhin ergibt sie 100 oder 80 Dollar im Monat, von denen man schließlich leben kann.

Die Ölindustrie aber warf sich, sobald ihr die Stadt versperrt war, auf die Umgebung und erbohrte hier in kurzer Frist ein großes Feld nach dem andern: Santa Fé Springs, Signal Hill, Huntington Beach und zum Schluß das Feld von Torrance, das nach den bisherigen Bohrungen vermuten läßt, daß man es hier mit dem größten, bisher bekannten Ölfeld der Welt zu tun hat.

In Torrance trägt noch alles den Charakter des Jungen, des Behelfsmäßigen. Hier ist das Kalifornien der Goldgräberzeit, der Westen mit seinen unbegrenzten Möglichkeiten, neu erstanden. Freilich, der einzelne kann nicht mehr für sich nach dem „flüssigen Gold" graben wie einst nach dem festen; die Kosten moderner Bohrungen sind allzu groß geworden. Aber doch gibt es unzählige Geschichten, wie das Öl aus armen Leuten über Nacht Millionäre machte. In der Umgebung von Los Angeles fanden die Ölmagnaten keine großen Ländereien vor, die sie sich unter der Hand rasch sichern konnten. Hier war Kleinbesitz: Farmer, die ein, zwei acres mit Gemüse

bestellten, Arbeiter, die sich weit vor der Stadt ein Häuschen mit einem kleinen Garten gekauft, Rentner, die sich hier zur Ruhe gesetzt hatten. Man wußte hier zu genau, was das heißt „Ölland", als daß man sich durch noch so hohe Angebote verlocken ließ, sein Land abzutreten. Immerhin wurden hier und da 30 000 und 50 000 Dollar für den Acker bezahlt, der vielleicht 2—300 gekostet hatte. Aber wer schlau war, behielt sein Land, wartete das Ergebnis der Bohrungen ab und steckte seinen Anteil — die „royalty" von 16 1/3 Prozent, die das Gesetz dem Grundeigentümer zuspricht — allwöchentlich ein. In Los Angeles leben Leute, die von ihrem kleinen Stück Land ohne jede persönliche Arbeit und ohne jedes persönliche Risiko jede Woche 15 000 Dollar beziehen.

In Torrance ist lebendigstes Leben. Die Bohrturme eilen im Geschwindschritt über das Land. Ihre Skelette — im Gegensatz zu Baku sind hier die Türme nicht verkleidet, sondern strecken das nackte Holz- oder Eisengerippe gen Himmel — dringen immer weiter vor, über öde Sanddünen und zwischen Feldern und Obstgärten. Zwischen den Öltürmen kochen die Kessel, zischen die Dampfmaschinen, die die Bohrer betreiben. Sie stehen einfach im Freien. Man hat keine Zeit, Maschinenhäuser zu bauen, in dem milden Klima ist es auch nicht nötig. Dampf strömt in Wolken, Öl rinnt in dicken Strahlen, und oft kann man es erleben, daß gerade ein Brunnen zu fließen beginnt. Eine schwache Wolke sprüht über den Turm, eilig wird die Arbeit gestoppt, die Quelle abgedämmt; sonst kommt es allzu leicht vor, daß die mit ungeheuerer Gewalt ausbrechende Flut den Bohrturm mit sich in die Luft reißt.

Das Feld in Torrance eilt auf Signalhill zu, dessen Geschichte sich heute, so jung sie auch noch ist, bereits wie ein Märchen anhört. Signalhill, ein steiler Hügel vor Los Angeles, mit weitem Ausblick aufs Meer, war von einigen Leuten als Ruhesitz gewählt worden. Sie hatten sich hier hübsche Bungalows gebaut und angefangen, Palmen und Orangenbäume zu pflanzen. Der prächtigste dieser Bungalows, fast schon ein Schloß, gehörte einem Schweizer Kellner, der vor Einführung der Prohibition die gute Idee gehabt hatte, Schnaps und Likör in großen Mengen aufzukaufen und nach Inkrafttreten der Antialkoholgesetze mit gutem Gewinn zu verkaufen. Von dem Erlös dieses Geschäfts kaufte er sich den Besitz auf Signalhill, auf dem er in Ruhe seine Tage zu beschließen gedachte. Aber das Schicksal hatte es anders mit ihm vor. Der Hügel wurde Ölland, und gerade auf seinem Besitz wurden die ergiebigsten Quellen erbohrt. Seine Bezüge aus den Ölroyalties wuchsen derart an, daß er nicht mehr wußte, wie er das auf ihn entfallende Geld anlegen oder verzehren sollte. Er verkaufte sein Haus — heute hat die Shell-Company ihre Direktionsbüros darin — und baute sich an anderer Stelle einen Palast. Aber vielleicht wohnt er auch dort schon nicht mehr. Die Unrast seines anschwellenden Reichtums mag ihn wer weiß wohin weitergetrieben haben.

Auch die andern Villen stehen noch, und zum Teil wohnen die alten Bewohner noch darin. Ich kann verstehen, daß sie das tun, nicht nur aus Anhänglichkeit an den Besitz, dem sie ihr Vermögen verdanken. Der Blick weit ins Land über all die Bohrtürme hinweg ist phantastisch, besonders abends, wenn die Sonne sinkt und tat-

sächlich den Boden vergoldet, der das flüssige Gold birgt. Ihre Strahlen werfen einen matten Glanz auf die Marmorplatten des Friedhofes, der am Fuße des Hügels mitten zwischen Bohrtürmen liegt. Auch die Toten hier können noch Geld machen; denn die Ölgesellschaften zahlen den Angehörigen für die Exhumierung jeder Leiche und die Erlaubnis, an der Stelle, wo sie lag, nach Öl zu graben, Summen, die der Verstorbene sein ganzes Leben lang nicht hätte erarbeiten können.

11. Der Garten der Sonne.

Fresno.

Längsseits der asphaltierten Autostraße, inmitten der lärmenden Unrast modernen amerikanischen Lebens, vielleicht gerade gegenüber einer Benzinfüllstation oder eines Lunchhauses, vor dem die „stages" halten, die mächtigen Reisewagen der Autoverkehrsgesellschaften, trifft man von San Franzisko bis San Diego ab und zu verlorene und verträumte, halb verfallene Bauwerke aus luftgetrockneten Lehmziegeln mit Bogengängen und Glockentürmen, die einer längst entschwundenen Zeit angehören. Es sind die Missionen, das letzte, was, abgesehen von einer kleinen Unterschicht dunkelhäutiger kreolischer Landarbeiter, von der spanisch-mexikanischen Zeit übriggeblieben ist.

Franziskanerpatres waren es, die die Missionen bauten und die rings um diese Bollwerke des allerchristlichsten Königs die bekehrten Indianer anhielten, das Feld zu bestellen. Die Mission nahm ihren Weg von Sud nach Nord in den schmalen Tälern der Küstenkordillere, wo die geringe Regenmenge des Landes eben noch hinreichte,

den Boden zu bestellen. Unbenutzt aber und unbet
fast blieb das gewaltige Tal im Herzen des Landes,
Becken, das sich zwischen der Küstenkordillere im W
und der Sierra Nevada, den hohen Schnee- und
bergen im Osten, in einer Breite von 45 und einer L
von fast 700 Kilometer erstreckt.

Der wenige Regen, der hier lediglich in den Frühli
monaten fiel, schien jeden Ackerbau unmöglich zu ma
Aber dann kam der Goldrausch, und die Massen mu
ernährt werden, die in das San-Joaquin-Tal auf
Suche nach Gold geströmt waren. Man trieb Viehhe
an, und siehe da, die Weide reichte trotz des wer
Wassers.

Nachdem die Viehzucht erfolgreich gewesen war
die Goldsucher sich wieder verlaufen hatten, ging
einen Schritt weiter und versuchte es mit Weizen. W
hatte man Erfolg. Es kam die Zeit, wo Kalifornier
Brotkammer der Nation war und San-Joaquin-Ta
einziges goldenes Weizenfeld.

Vor den Häusern der Weizenbauern wuchsen Pfi
und Feigenbäume, Orangen und Reben, und sie ged
prächtig, wenn man ihnen nur genügend Wasser zufü
Sonne und Boden in diesem Tal konnten ganz ar
Frucht tragen und ganz anderen Gewinn bringen, so
man nur eine Lösung des Wasserproblems fand.

So kam die Zeit der künstlichen Bewässerung.
dreifache Weise ging man der Trockenheit zu Leibe.
der Grundwasserspiegel genügend hoch war, grub
Brunnen und förderte mit Windmotoren und elektri
Pumpen. Da es Gegenden gab, wohin man weder
noch Grundwasser bringen konnte, baute man in

Bergen große Dämme und Behälter, um hier die Wasser der Schneeschmelze zu sammeln.

Man geht sehr sorgsam mit dem kostbaren Naß um. Während man es in den südamerikanischen Irrigationsbezirken in offenen Gräben leitet, in denen naturgemäß ein großer Teil verdunstet und versickert, wird hier das Wasser aus den Bewässerungskanälen in Zementröhren unterirdisch auf die Felder geleitet. In nahen Abständen sind Auslässe verteilt, so daß allzeit jeder Teil des Feldes unter Wasser gesetzt werden kann.

Wo das Wasser hinkommt, verschwindet der Weizen. An seine Stelle treten unabsehbare Gärten: Pfirsiche, Aprikosen, Feigen und Mandeln. Oder man pflanzt Reben, gleich in Hunderten und Tausenden von Ackern. Wir fahren im Auto stundenlang durch die Blütenbäume, und der Duft ist so stark, daß er fast berauscht. Aber dann hört das zarte Weiß und Rosa plötzlich auf, diese flockige, süße Pracht, die sich wie ein millionenfältiger Schwarm winziger, weißer Vögel auf die noch blätterlosen Bäume gesetzt hat. Die Bäume tragen wieder Laub, dunkles, grünes Laub, zwischen dem es leuchtet von schweren goldenen Früchten. Tausende von Orangenbäumen, Tausende und aber Tausende. Sie leuchten golden, und unter ihnen leuchtet es golden von der Überfülle der Orangen, die die Zweige und Äste nicht mehr tragen konnten.

Sechs Millionen Acker bestellbaren Landes enthält das San-Joaquin-Tal, von denen erst 1,8 Millionen bewässert und unter Kultur genommen sind. Allein dauernd wird an neuen Irrigationsanlagen gearbeitet, und die Zone des bewässerten Gebietes wächst wie ein über seine Ufer getretener Fluß.

Den „Garten der Sonne“ nennen die Bewohner ihr glückliches Tal. Ja, es ist ein Sonnengarten, in dem das Himmelsgestirn im ganzen langen, völlig regenlosen Sommer Frucht und Rebe zu süßester Reife ausglüht, Jahr für Jahr mit kalendermäßiger Sicherheit, ohne die Gefahr eines Fehlschlages, und wo doch ein kühler Wind von den Bergen wie von der See dafür sorgt, daß die Temperatur nicht unerträglich wird, und daß vor allem die Nächte kühl bleiben.

Nur ein Teil des bewässerten San-Joaquin-Tales ist Fruchtland, andere Strecken sind mit Alfalfa bestellt, dem auch durch ganz Südamerika berühmten Futterklee, und wenn man in die Alfalfagegenden kommt, möchte man meinen, wieder in der Heimat zu sein. Schwarz und weiß gefleckte Holsteiner Kühe stehen hier auf der Weide, und Deutsche und Schweizer sind es, die sie melken. Es ist kein schlechter Posten: 70 bis 100 Dollar im Monat bei freier Station. Und doch klagen die Besitzer und Verwalter der Milchfarmen, daß sie ständig Not haben, gute Melker zu bekommen. Freilich ist die Arbeit nicht leicht, es heißt 30 bis 50 Kühe täglich zu melken, allerdings mit Hilfe elektrischer Maschinen.

Jungfräulicher Boden unter dem besten Klima der Welt, durchzogen von Bahnen und Autostraßen, Wasserkräfte in den Bergen, die billige elektrische Kraft liefern, zwei große, täglich wachsende Märkte in San Franzisko und Los Angeles an dem Nord- und am Südausgang des Tales. Garten der Sonne zwischen Ozean und Schneebergen, das ist das San-Joaquin-Tal.

Ich suche mir einzureden, daß keine Landschaft hält, was sie im ersten Augenblick verspricht, daß auch dieses

Tal seine Schattenseiten haben wird — sicher ist es viel heißer, als seine Bewohner zugeben wollen, und an Mücken wird es auch nicht fehlen. Ich denke daran, daß ich San Joaquin unter besonders günstigen Umständen sah, im Frühling und vom sausenden Auto aus, das mich über weniger gute und weniger schöne Partien vielleicht allzu rasch hinwegbrachte. Wie wir jetzt auf idealer, glatter Straße den Bergen zujagen, deren reine, von Schnee weiße Kimme sich immer klarer vom Horizont abhebt, während uns noch immer die Orangenbäume beiderseits des Weges begleiten, weiß ich, daß der Garten der Sonne eines jener Länder ist, nach denen man immer Heimweh hat, wenn man wieder in regennassem, winterkaltem und nebelfeuchtem Klima sitzt.

12. Kalifornien als Einwanderungsland.

Vasco.

Wir waren den ganzen Tag durch Kern County gefahren und gegen Abend von all dem Sehen ein wenig müde. Allein unser Programm war noch nicht erschöpft, und unser Führer ruhte nicht, bis wir noch die Farm von Mr. Leighton besichtigt hatten. Mr. Leighton hatte den tiefsten Bewässerungsbrunnen und die stärkste Pumpe im Bezirk. Der Brunnen war im Grund wie alle andern Brunnen, nur lag sein Spiegel tiefer, und der Wasserstrahl war dicker, den die Zentrifugalpumpe zutage förderte. Allein der Amerikaner hat nun einmal eine Schwäche für Superlative, und so mußten wir noch zu Mr. Leighton.

Aber der Besuch war auch in anderer Hinsicht recht lehrreich, denn wir lernten auf der Farm „Fritz“ kennen.

Fritz war ein junger sächsischer Fabrikarbeiter, der vor einem halben Jahr herübergekommen und jetzt dabei war, den Grund zu den ein- bis zweitausend Dollar zu legen, die ihm einmal ermöglichen sollen, eine eigene Farm zu kaufen. Das Schöne war, daß Fritz mit Kalifornien und Kalifornien mit Fritz gleicherweise zufrieden war. „Hier hat Fritz aufgeräumt", sagte der Farmer, als er uns durch die sauber gefegte Tenne führte. „Wir sind so froh, daß wir ihn haben."

Ich kenne den Typ, der in Übersee als Landarbeiter anfängt und auf die eigne Farm hin spart. Ich kenne viele, die unterwegs zusammenbrachen, weil ihnen der Weg zu lang und zu hart war, und ich kenne einige wenige, die durchhielten und Erfolg hatten.

Ich mußte vor allem an den jungen Deutschen denken, den ich im südbrasilianischen Urwald getroffen, der auf der Suche nach Arbeit von einem deutschen Kolonisten zum andern wanderte, der mit Negern und Mulatten zusammen von Tagesanbruch bis Sonnenuntergang arbeitete, mit Mais und Bohnen zufrieden war, auf der Erde schlief und mit eiserner Energie jeden verdienten Milreis sparte.

Verglichen mit ihm hatte Fritz ein goldenes Los, und doch waren beide unter den gleichen Verhältnissen über den großen Teich gewandert. Fritz kam gerade frisch gewaschen, um sich mit der Familie des Farmers an den Abendtisch zu setzen: an weißgedeckten Tisch mit weißem Brot, Butter und Früchten vor jedem Gedeck.

Ich sah auch die Wohn- und Schlafstätte von Fritz. Er hatte mit einem andern zusammen ein sauberes Zimmer, beide hatten gemeinsam ein eigenes Bad und Klosett.

Das ist allerdings nicht das Übliche. Aber auch unter den ungünstigsten Verhältnissen ist hier der Lebensstandard des Farmarbeiters und Tagelöhners ein unvergleichlich höherer als in Süd- und Mittelamerika.

Wenn man in Kalifornien reist, wollen einem alle die vielen Fritze nicht aus dem Sinn, für die in Deutschland und Österreich kein Brot und keine Arbeit ist, und alle die vielen Familien, die ihr Letztes verkauft und die nach Südamerika auswandern in Verhältnisse, von denen ihnen jede Vorstellung fehlt.

Je größere Erfahrung man in Auswanderungs- und Siedlungsfragen gewinnt, desto skeptischer und desto bestimmter wird man in der Mahnung: nicht auszuwandern, wenn man in der Heimat auch nur halbwegs die Möglichkeit zu einer leidlichen Existenz hat. Aber eins muß ich jetzt, nachdem ich Kalifornien gesehen habe, doch sagen: wenn schon auswandern, dann nur nach Kalifornien.

Kalifornien ist ein ganz eigenartiges Land, wie es vermutlich nicht noch einmal in der Welt vorkommt. Ich meine nicht das Klima, sondern jenes eigenartige Zusammentreffen von jungfräulichem Rohland mit einer höchst entwickelten technischen Zivilisation.

In Süd- oder Mittelamerika siedeln, heißt auf Jahre, vielleicht auf ein Menschenleben auf alle Erleichterungen und Annehmlichkeiten menschlicher Kultur und Zivilisation verzichten, bedeutet ein hartes, entbehrungsreiches Leben in Urwald oder Steppe, dessen Früchte im allgemeinen erst die Kinder ernten.

Der Siedler in Kalifornien pflügt den gleichen Boden wie der in Brasilien oder Mexiko, jungfräuliches Land, das zum erstenmal die Pflugschar ritzt. Aber es ist

nicht allzu weit von einer glänzenden Autostraße entfernt, auf der er in Kürze nach der nächsten Stadt fahren kann; denn der Besitz eines eigenen Motorwagens liegt schon sehr bald im Bereich der Möglichkeit. Die Elektrizitätsgesellschaften legen sehr bald eine Leitung auch in die kleinste Siedlung, und damit hat der Farmer einen Gehilfen, wie er ihn so preiswert nirgends auf der Welt findet. Kalifornien ist das Land mit der billigsten elektrischen Kraft. Auch die kleinste Farm hat elektrisches Licht, aus dem einfachen Grund, weil es das billigste ist. Viele haben elektrischen Herd, elektrische Waschmaschine und elektrischen Antrieb für jede Art landwirtschaftlicher Maschinen.

Dann die Kinder: Im lateinischen Amerika bedeutet die Niederlassung des Kolonisten für die Kinder im besten Fall eine gesicherte, manchmal wohl auch eine glänzende wirtschaftliche Existenz, in jedem Falle aber ein kulturelles Herabsteigen, die Unmöglichkeit einer höheren Schulbildung.

In Kalifornien holt der Schulautobus auch von den abgelegeneren Farmen die Kinder ab und bringt sie nach Schulschluß wieder nach Hause. Auch die nächste Highschool ist nicht allzu weit entfernt, auch zu ihr werden die Kinder im Schulauto gebracht, und auch der Besuch der Universität ist später nicht unerreichbar, vor allem weil nicht nur aller Schulbesuch frei ist, sondern auch alle Lehrmittel und Bücher kostenlos geliefert werden.

Ein Haken ist allerdings da. Die Reise nach Kalifornien ist teurer, als nach jedem andern Auswanderungsland, und die erforderlichen Mittel zum Selbständigmachen sind hier größer als anderswo. Die 1—2000 Dollar

stellen ein Mindestmaß dar, mit dem nur der den Ankauf einer eigenen Farm wagen kann, der über große Erfahrung im Land verfügt. Sonst wird man 3000 Dollar rechnen müssen.

Das Selbständigmachen wird allerdings dadurch sehr erleichtert, daß man nicht nur gegen eine kleine Anzahlung und geringe Jahresraten Land kaufen, sondern auch Haus, Vieh und Gerät auf die gleiche Weise erwerben kann. Ja, es wurden mir sogar Anerbieten gemacht, deutschen Familien ohne jede Anzahlung Land zu überlassen, ihnen Haus, Vieh und Gerät zu stellen und erst nach vier Jahren die ersten Zahlungen von ihnen zu verlangen, unter der einzigen Bedingung, daß ich mich für die Tüchtigkeit und den Fleiß dieser Familien verbürgte.

Ich vermutete zuerst irgendeinen Schwindel hinter diesen Angeboten, aber ich bekam es mit allen Sicherheiten bestätigt, und ich fand auch die Erklärung: in der außerordentlichen Hochachtung, die man in diesem Land vor der Tüchtigkeit und dem Fleiß des Deutschen hat.

Dieser Ruf, den der deutsche Landwirt und Arbeiter im amerikanischen Westen genießt, ist ein Kapital, das vielleicht einmal auch politisch ausgenützt werden kann. Um so wichtiger ist es, daß, wenn eine deutsche Auswanderung nach Kalifornien einsetzen sollte, sich jeder einzelne, der hinübergeht, bewußt ist, daß nach ihm das neue Deutschland beurteilt wird, und daß vor allem jenen schwindelhaften Kolonisations- und Auswanderungsgesellschaften, die im lateinischen Amerika so namenloses Unheil anrichteten, von vornherein keine Möglichkeit zur Betätigung gegeben wird.

13. Die amerikanische Einwanderungspolitik.

San Franzisko.

„Die Tore unseres Landes standen viele Jahre lang den Einwanderern der ganzen Welt offen, jetzt aber ist es meiner Ansicht nach Zeit, daß wir sie ein wenig schließen.“ — Diese Worte können die Auswanderungslustigen oder vielmehr die zur Auswanderung Gezwungenen in der alten Welt nicht gleichgültig lassen; denn der sie sagte, war der amerikanische Einwanderungskommissar auf Ellis Island, und sie geben die Ansicht einflußreicher offizieller Kreise gegenüber der Einwanderungsfrage wieder.

Es sind zwei Motive, die die gesetzliche Beschränkung der Einwanderung in die Vereinigten Staaten bewirkten, und die in Zukunft aller Voraussicht nach zu noch weiterer Herabsetzung der Immigrantenquote führen werden.

Zunächst ist es, oder war es vielmehr das Bestreben, dem amerikanischen Arbeiter seinen „Job“ zu sichern. Allein dieses Motiv, das in den Jahren 1921 und 1922 mit ihrer Arbeitslosigkeit und dem rapiden Lohnsturz seine Berechtigung hatte, ist heute nicht mehr maßgebend. Die Industrie ist mit geringen Ausnahmen gut beschäftigt und Arbeit eher gefragt als angeboten; in manchen Branchen ist sogar Mangel an Arbeitskräften, und da in den Staaten heute mehr als je der Einfluß der Unternehmer den der Arbeiterorganisationen überwiegt, so würde der Stand des Arbeitsmarktes jetzt eher zu einer Milderung der Einwanderungsbeschränkungen führen, als zu ihrer weiteren Verschärfung.

Viel triftiger ist jedoch ein anderer Grund, den man bisher weniger betonte und den man deshalb in Europa kaum kennt. Es ist die Sorge um die Einheitlichkeit der amerikanischen Nation, die zur Einschränkung der Einwanderung führt. Amerika hat bisher so stolz sein Assimilierungsvermögen fremden Nationalitäten gegenüber betont, und der „Schmelztopf" ist geradezu legendär geworden, so daß diese Sorge zunächst überrascht.

Aber so sehr auch das Gegenteil der Fall zu sein scheint, so sind die Amerikaner heute tatsächlich alles andere als eine geschlossene Nation. Man höre, was Mr. Curran, der amerikanische Einwanderungskommissar, ausführt: „Wir haben", sagt er, „in unserem Land zu viel fremde Kolonien, fremde Zeitungen, fremde Standpunkte, fremde Liebe und fremden Haß, ererbt aus der Geschichte anderer Kontinente. Keine Nation kann ihre Rolle in der Zukunft spielen, wenn sie uneinig, gespalten, unter sich innerhalb ihrer eigenen Grenzen in verschiedene Lager geteilt ist. Wir aber sind diesem Punkt gefährlich nahe.

„Ich erhielt dieser Tage ein Telegramm von einem Kongreßmitglied, in dem er die Zulassung eines bestimmten griechischen Einwanderers forderte, weil, wie er sagte, die griechischen Stimmen von der Zulassung ebendieses Mannes abhingen, und es gäbe 8000 griechische Stimmen in der Stadt. Was aber heißt griechische Stimmen in Amerika? Was zum Teufel haben sie hier zu suchen?"

In diesen Ausführungen Mr. Currans ist zum erstenmal die amerikanische Rassenfrage klar ausgedrückt und zugegeben, daß die Einschmelzung der fremden Nationen

nicht so rasch geht, wie man immer gern betonte. Auch hier war es der Krieg, der die Gegensätze verschärfte, statt sie zu mildern. Der Nationalismus der „hundertprozentigen" Amerikaner hat nach Abflauen der Kriegspsychose zu einer scharfen Reaktion bei den Amerikanern nichtangelsächsischer Abstammung geführt. Vor allem zeigte er ihnen, daß sie trotz offenkundigster Beweise nationalamerikanischen Fühlens gegenüber dem „Native Stock", den seit den Unabhängigkeitskriegen ansässigen Familien, immer nur in zweiter Linie gerechnet werden. Das brachte sogar die ehemals politisch völlig desinteressierten Deutschamerikaner dazu, sich in der Steuben-Gesellschaft ein Organ zu schaffen, das den deutschamerikanischen Standpunkt politisch vertreten soll.

Um die Schwierigkeit der Rassenfrage in Nordamerika voll zu würdigen, muß man sich einmal die diesbezüglichen Ziffern vor Augen halten. Die Einwandererzahl erreichte im Jahre 1901 erstmalig die halbe Million, um bis 1908 rasch auf eine Million zu steigen. Von da bis zum Kriegsausbruch wanderte durchschnittlich in jedem Jahr eine Million Menschen ein. Heute leben in den Vereinigten Staaten nahezu 14 Millionen im Ausland geborene Weiße, das sind 13 vom Hundert der Gesamtbevölkerung.

Der Prozentsatz der Einwanderer im amerikanischen Volk erhält jedoch noch ein ganz anderes Gesicht, wenn man die mannliche Bevölkerung über 21 Jahre in Rechnung setzt. Danach betrug das eingewanderte männliche erwachsene Element im Jahr 1910, dem Höhepunkt der Einwanderung, 24,6 vom Hundert oder so gut wie ein Viertel der Gesamtbevölkerung. Infolge der starken Ein-

schränkung der Einwanderung in und nach dem Krieg ist diese Ziffer heute auf 22,1 vom Hundert zurückgegangen, was aber immerhin noch mehr als ein Fünftel bedeutet.

Dieses Fünftel wäre vom amerikanischen Rassenstandpunkt aus bedeutungslos, wenn wirklich die Abkömmlinge der Einwanderer in der zweiten, zum mindesten in der dritten Generation voll nationalisiert wären. Das scheint mir jedoch nicht völlig der Fall. Ich weiß, daß diese Ansicht der landläufigen entgegengesetzt ist, und sie wäre auch unzutreffend, wenn man lediglich die Sprache als Maßstab nimmt. Daß ein großer Prozentsatz der Einwanderer in der dritten, und selbst in der zweiten Generation die Muttersprache nicht mehr beherrscht, ist eine oft erörterte Tatsache. Allein mit dieser Annahme der englischen Umgangssprache ist die Amerikanisierung im angelsächsischen Sinne nicht vollzogen. Gerade die Auswüchse des nationalamerikanischen Elementes im Krieg führte diese schon amerikanisierten Volkskreise wieder zu einer stärkeren Betonung ihres Ursprunges.

Rechnet man aber selbst die dritte Generation als voll amerikanisiert und zählt nur die Einwanderer und ihre im Lande geborenen Kinder als im Rassensinn noch nicht voll amerikanisch, so kommt man immerhin auf 36,4 Millionen, darunter über sieben Millionen Deutsche, vier Millionen Iren, fast ebenso viele Russen, über drei Millionen Italiener und Österreicher, anderthalb Millionen Schweden, eine Million Norweger, eine Million Ungarn und eine halbe Million Asiaten und Indianer, so daß zusammen mit den 10 Millionen Negern die schwache Hälfte der Bevölkerung aus nicht „Vollamerikanern" besteht. Das ist eine Ziffer, die den Standpunkt des Einwanderungskommissars

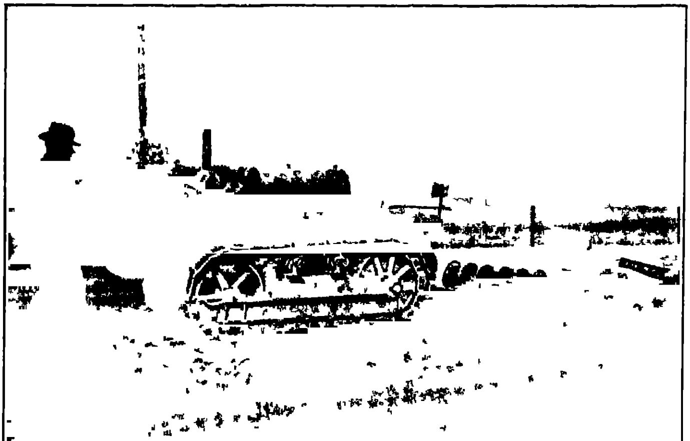
verständlich erscheinen läßt, daß ihm jede Änderung der bestehenden Einwanderungsgesetzgebung recht ist, wenn sie dem Land nur weniger Einwanderer bringt.

Diese Einwanderungsbeschränkung ist zunächst durch Änderung der bisherigen Quote erfolgt, die 3 vom Hundert der im Jahr 1910 ansässigen fremden Nationalitäten betrug, und an ihrer Statt eine zweiprozentige Quote nach der Zählung von 1890 genommen. Diese Änderung des Stichjahres bedeutet nicht nur eine wesentliche Beschränkung der Einwanderungsziffer, sondern gleichzeitig auch eine einschneidende Änderung in der nationalen Zusammensetzung des Einwanderungselementes. Während sie die deutsche Quote und die der angelsächsischen und nordischen Völker nur wenig beschneidet, kommt sie für die süd- und südosteuropäischen Länder in Wirklichkeit fast einem Einwanderungsverbot gleich. Dieser Einwanderungspolitik, die die leicht assimilierbaren nord- und mitteleuropäischen Bevölkerungselemente bevorzugt, kann man von nationalamerikanischem Standpunkt aus die Berechtigung nicht versagen.

Hoffentlich bringt diese Änderung der Quote wenigstens gleichzeitig auch eine Abänderung der heute geltenden, teilweise tatsächlich unsinnigen Einwanderungsbestimmungen mit sich. Heute können in jedem Monat bis 20 vom Hundert der Jahresquote einwandern, das heißt, daß in den ersten 5 Monaten des am 1. Juli beginnenden Fiskaljahres sich die Quote erschöpfen kann, was im letzten Jahr wirklich der Fall war. Die Einwanderungshallen auf Ellis Island sind also die Hälfte des Jahres überfüllt und die Beamten haben, wie Mr. Curran sagt, an manchen Tagen jede Minute einen Einwanderer

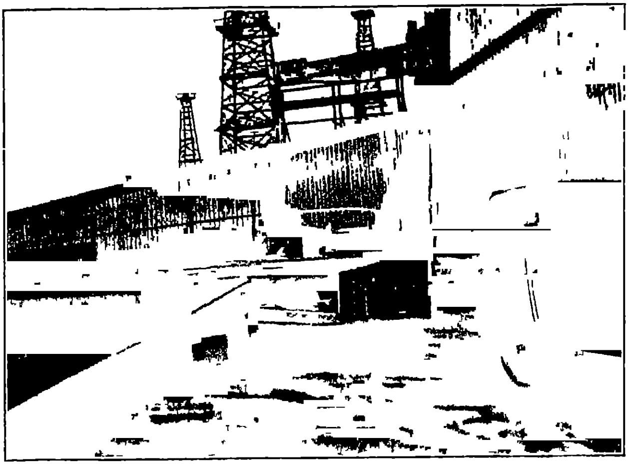


Obstfarm mit Wassertankturm und Windmotor

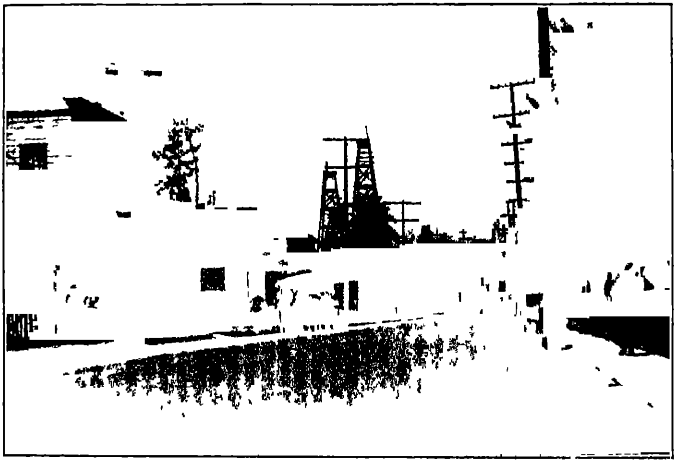


Auch in der Landwirtschaft ist das Zugtier längst durch die Maschine ersetzt.

Farmen in Kalifornien.



Ölfeld.



Bohrtürme mitten in den Straßen und Gärten.

Los Angeles.

abzufertigen, während in der zweiten Hälfte des Jahres Ellis Island leersteht. Eine gleichmäßige Verteilung des Einwandererstromes auf das ganze Jahr würde hoffentlich auch der oft beklagten Brutalität der Beamten Einwanderern gegenüber ein Ende machen.

Noch wichtiger ist jedoch, daß die Bestimmung geändert wird, nach der sich die Zugehörigkeit zu der Quote eines Landes nach dem Geburtsort richtet; hierdurch sind schon oft Familien auseinandergerissen worden. Der groteskeste und tragischste Fall ereignete sich in diesen Tagen, wo eine deutsche Frau mit ihren Kindern vor Erschöpfung der deutschen Quote ihrem vor längerer Zeit nach New York ausgewanderten Mann nachgekommen war. Zufällig war die Frau auf einem holländischen Dampfer geboren und galt somit vor der Einwanderungsbehörde als Holländerin. Da die holländische Quote bereits erschöpft war, ließ man ihre Kinder herein, sie selbst aber schickte man trotz aller Klagen und Proteste zurück. Die ganze Presse entrüstete sich über den Fall. Vergeblich: auch in der Neuen Welt ist St. Bürokratius nicht weniger allmächtig als in der Alten.

14. Zur Soziologie des Autos.

Los Angeles.

Ich weiß nicht, ob Henry Ford auch an die sozialen Folgen dachte oder nur an das Geschäft, als er seinen billigen Wagen zu Hunderttausenden unter das Volk warf. Diese Folgen sind recht bedeutsam für den sozialen Frieden des Landes, auch wenn man, oder gerade weil man von ihnen bisher in der Öffentlichkeit kein Aufhebens machte.

Der soziale Frieden der Vereinigten Staaten und die

verhältnismäßige Immunität seiner Arbeiterklasse gegen die sozialistische und kommunistische Infektion beruht auf zwei Fiktionen, einmal, daß jeder Amerikaner die gleichen Rechte habe, und zum andern, daß für jeden Tüchtigen die Möglichkeit gegeben sei, es vom einfachen Arbeiter zum Millionär zu bringen.

Natürlich entsprechen diese Fiktionen nicht der Wirklichkeit. Aber das ist bedeutungslos gegenüber der Tatsache, daß sie vom Proletariat zum großen Teil noch geglaubt werden. Allerdings wird ja bereits den Kindern in der Schule mit allem Nachdruck die Suggestion von den unbegrenzten Möglichkeiten für jeden Amerikaner eingeimpft, und sie hält zum mindesten so lange vor, daß die sozialistische und kommunistische Propaganda den Arbeiter gerade im eindrucksfähigsten Alter nicht erfaßt.

Nun müßte auf die Dauer jedoch selbst auf den so leicht suggestiv beeinflußbaren Amerikaner eine auch noch so starke Suggestion versagen, wenn sie allzu kraß im Gegensatz zur Wirklichkeit stände. Deshalb sorgt die herrschende Klasse dafür, daß von Zeit zu Zeit durch den Aufstieg einzelner ein Ventil für den Drang nach oben gerade der Energischsten und damit Gefährlichsten geschaffen wird, und daß zum andern der Lebensstandard und die Kaufkraft der Arbeitermassen nicht zu tief sinkt, schon um sich den Binnenmarkt zu erhalten, auf dem die amerikanische Industrie in ganz anderem Maße beruht, als die europäische.

Die Bedürfnisse des Durchschnittsamerikaners der mittleren und unteren Klassen sind sehr gering oder auch sehr groß. Sie sind groß, wenn man Essen und Kleidung des amerikanischen Arbeiters mit dem des europäischen ver-

gleicht, sie sind gering, weil darüber hinaus kulturelle Bedürfnisse fehlen, vor allem aber, weil ihnen der Stachel des Neides und der Verbitterung abgeht, der das europäische Proletariat niemals verläßt, wenn es sein Leben mit dem des Kapitalisten vergleicht.

In diese Verhältnisse brachte das Auto so etwas wie eine Krise. Nichts ist ja so asozial, wirkt so verbitternd und arbeitet die Klassengegensätze so heraus wie das Auto. Fahren die einen im Auto und schlucken die andern seinen Staub und Gestank, so muß das Haß und Unzufriedenheit erzeugen. Da man das Auto nicht mehr abschaffen konnte, hob man seine gefährlichen sozialen Wirkungen auf, indem man es auch der Arbeiterklasse zugänglich machte.

Tatsächlich ist heute das Auto in den Vereinigten Staaten, zum mindesten im Westen, in gleichem, ja noch stärkerem Maße ein Verkehrsmittel der Arbeiterklasse, wie in Europa das Fahrrad. Der ungelernte Arbeiter erhält vier bis fünf Dollar im Tag, der gelernte acht, zehn, ja selbst zwölf. Bei solchen Löhnen kann er sich unschwer ein Auto erstehen und halten. Ist ihm ein neuer Ford zu teuer, so kann er sich mit geringeren Kosten einen gebrauchten kaufen. Der Amerikaner hat im allgemeinen seinen Wagen nicht sehr lange, drei, vier Jahre, dann kauft er sich einen neuen. Vor allem, wer mit einem Ford gestartet, sucht sobald als möglich eine teuerere Marke — die nach europäischen Begriffen aber auch nicht teuer ist — zu erstehen. So kommt ein ständiges, die Preise drückendes Angebot auf den Markt. Der Handel in gebrauchten Wagen spielt sich in Kalifornien in einfachster Weise und ohne große Geschäftsunkosten ab. Es ist nichts

6*

dazu erforderlich als ein freier Platz. Da stehen die Wagen Tag und Nacht, und in einem hat der Händler seine Office. Einen gebrauchten kleinen Wagen bekommt man schon für 150 Dollar. Und man braucht das Geld nicht einmal bar auf den Tisch zu legen. Es genügt eine Anzahlung, 50 oder 30 Dollar, der Rest in monatlichen Raten.

Mit dem Besitz eines eigenen Autos aber ist die soziale Kluft überwunden. Der Arbeiter kommt ebenso im Motorwagen zur Fabrik wie der Direktor oder der Eigentümer. Er fährt am Sonntag seinen Schatz spazieren oder am Wochenende mit Kind und Kegel in die Berge oder an die See. Viele nehmen Zelt und Feldbetten mit und verleben die Samstagnachmittage und Sonntage im Freien. Der Besitz des Autos sichert vollste Freizügigkeit. Paßt einem die Arbeit nicht, so bringt einen der Wagen rasch in eine andere Gegend.

In bezug auf die weite Verbreitung des Autos im amerikanischen Westen erlebt man als Europäer immer neue Überraschungen. Ich sah mit Staunen auf dem Lande, wie nach Schluß der Arbeit die Feldarbeiter, die weder lesen noch schreiben konnten und niedrigste Tagelohnarbeit verrichteten, in ihre Wagen stiegen, um zu ihren Familien zu fahren. Auch der landwirtschaftliche Saisonarbeiter, unser Sachsengänger, hat seinen Kraftwagen. Ich traf im San-Joaquin-Tal mexikanische Familien, die von der Orangenernte bei San Diego kamen und zum Beschneiden der Reben nach dem mittleren Kalifornien fuhren. Sie wohnten in Zelten und reisten in Autos.

Menschliche Arbeit ist teuer, die Maschine billig. Dadurch wird tatsächlich ein Ausgleich der sozialen Gegen-

sätze herbeigeführt. Der kleine, selbst der mittlere Fabrikant oder Geschäftsmann lebt im Grunde kaum viel besser als der Arbeiter. Beide haben ihre Autos, aber beide haben gleicherweise keine persönliche Bedienung im Hause. Man kann sich eher zwei Autos halten, als ein Dienstmädchen. Ich habe sehr wohlhabende Familien kennengelernt, die sehr schöne Häuser bewohnten, mehrere Autos besaßen, in denen sich die Frau des Hauses jedoch ohne Mädchen durchhalf. Allerdings sind die mechanischen Hilfsmittel im Haushalt ganz anders entwickelt als bei uns; auch sie sind für den Arbeiterhaushalt finanziell erreichbar.

Die Verbreitung des Autos ist auch für das Verhältnis von Mann und Frau und der Kinder zu den Eltern von Einfluß. Es ist selbstverständlich, daß jede Frau selbst fährt. Ohne das könnte sie ihren Haushalt gar nicht versorgen. Ebenso kann jedes halberwachsene Kind einen Wagen lenken. Schickt man einen Sohn oder eine Tochter auf die Universität, so gibt man ihnen häufig einen eigenen Wagen mit, zum mindesten fand ich, daß der Campos der kalifornischen Staatsuniversität in Berkeley geradezu umlagert war von den Wagen der Studenten und Studentinnen.

Das verblüffendste Beispiel, wie das Auto nicht nur den Lebensstil, sondern die ganze Mentalität wandelt, erlebte ich an einem Schweizer im San-Joaquin-Tal. Es war ein Züricher Hochschüler, der mit Schulden nach Kalifornien herübergekommen war und sich hier als Landarbeiter durchbrachte. Es war durchaus keine hochqualifizierte Arbeit, die er tat, sondern gewöhnliche Tagelohnarbeit. Aber auch er hatte sein Auto. Ich war über diese Verschwendung erstaunt, da er einen sehr soliden

Eindruck machte und mir gerade erzählt hatte, daß er sich in einem Jahr so viel erspart habe, um sich selbst ein Stück Land zu kaufen. Aber er meinte, er brauche doch den Wagen, um von einer Arbeitsstelle zur andern zu fahren. Auf meinen Einwurf, daß dazu doch ein Fahrrad genüge, war die Reihe des Erstaunens an ihm; er war ganz verwundert, wie man überhaupt auf eine solche Idee kommen könne. Als ich ihm ein Motorrad vorschlug, erklärte er, das sei zu unbequem und überdies könne er darauf seine Koffer nicht mitnehmen. Wie gesagt, es war ein sehr solider und sparsamer Schweizer, aber in bezug auf die Notwendigkeit des Autos war er schon ganz Kalifornier geworden.

Ich weiß nicht, ob Lenin je im Sinne hatte, die soziale Revolution nach den Vereinigten Staaten zu tragen. Es ist nicht sehr wahrscheinlich, aber wenn er es versucht hätte — hier wäre er Henry Ford unterlegen.

15. Der amerikanische Farmer.

Merced.

Farmen ist ein schlechtes Geschäft geworden. „No, Sir no business at all!" Dies war stehende Redensart, bis die hohen Getreidepreise des Sommers 1924 die Lage der Farmer besserten. Mit dieser Hausse ist dem amerikanischen Weizenbauer jedoch nicht auf die Dauer geholfen. Die Landwirtschaft ist das Gebiet, auf dem die Amerikaner die Folgen des Krieges und die Zerstörung der europäischen Wirtschaft spüren, hier allein. Aber es wird noch eine ganze Weile dauern, bis man die Folgerungen daraus zieht. Die amerikanischen Farmer haben sich zwar organisiert, und man hat ihnen deshalb in Washington ein

paar schöne Reden gehalten, aber über Versprechungen ist man noch nicht hinausgekommen. Nicht einmal die Steuergesetze hat man geändert. Noch immer zahlt der mit Verlust arbeitende landwirtschaftliche Grundbesitz höhere Sätze als Industrie und Handel, die riesige Summen in steuerfreien Anlagen sichern. Die Gesetzesmaschine und der Bürokratismus sind in den Staaten genau so schwerfällig wie in jedem andern Lande.

Nun kommt allerdings noch etwas anderes dazu, was die Lage für die kleinen und mittleren Farmer besonders schwierig macht. Der landwirtschaftliche Betrieb, wenigstens soweit Weizenbau in Frage kommt, ist drauf und dran, in die Hände des Großkapitals überzugehen. Vielleicht sah dieses es gar nicht so ungern, wenn durch die letzte Krise ein großer Teil der mittleren und kleineren Farmer seine Scholle losschlug oder gar ohne weiteres verließ.

Das war tatsächlich der Fall. In Utah, in Wyoming, in Idaho haben zahlreiche Farmer ihre Höfe preisgegeben, einfach verlassen, weil der Betrieb unrentabel geworden war und sie die Hypothekenzinsen nicht aufbringen konnten. Eine ganze Reihe der landwirtschaftlichen Kreditinstitute, denen als Gläubiger diese Farmen zufielen, verkrachte.

Die Lage der Landwirtschaft wurde jedoch eine andere, sobald man in den Südwesten kam, wo man nicht mehr, oder wenigstens nicht ausschließlich Weizen baut, denn die Krise des amerikanischen Farmers war ausschließlich eine Krise des Weizenbauers. Daß sie so schwer werden konnte, ist nur zu einem Teil eine Folge des niedrigen Preises für Weizen, zum andern eine Folge des in Amerika üblichen Anbausystems. Der amerikanische Landwirt ist

ausgesprochen ein „one-crop-farmer", d. h. er verlegt sic
auf die ausschließliche Kultivierung eines einzigen Pro
duktes. Wenn er Weizen baut, so baut er eben nu
Weizen. Das hat den entscheidenden Vorteil, daß es de
Betrieb wesentlich vereinfacht. Die Arbeit beschränkt sic
auf einige Monate, in den andern ist der Farmer frei.

Ist es ein gutes Jahr, so macht man mit dem One
crop-System viel mehr Geld — bei weniger Arbeit —
als wenn man alles mögliche baut und einen gemischte
Betrieb mit Viehwirtschaft unterhält. Aber die Gegen
seite zeigte sich jetzt. Die Lage der amerikanischen Farme
hätte ohne das One-crop-System nie so katastropha
werden können.

Aber von diesem System läßt auch der kalifornisch
Farmer nicht. Er bestellt entweder sein ganzes Land mi
Reben oder mit Pfirsichbäumen, oder mit Feigen, wen
er nicht Alfalfa anbaut und dann eben nur Milchwirt
schaft treibt oder nur Schweine züchtet. Ich habe i
Kalifornien Betriebe gesehen, wo 12 000 Acker (ein Hekta
hat etwa zweiundeinhalb Acker) mit Feigen bestell
waren. 12 000! Das heißt 600 000 Feigenbäume au
einer ununterbrochenen Fläche. Oder einige tausend Ack
mit Mandelbäumen oder mit Pfirsich oder Reben. Wa
vom Großbetrieb gilt, gilt vom Kleinbetrieb. Ich war au
einer 40-Acker-Farm (20 bis 40 Acker sind der Durchschnit
des mittleren Farmers, der im allgemeinen nur mit seine
Familie arbeitet). Auf diesem Hof war nicht ein Stü
Vieh. Alle Arbeit wurde mit dem Traktor verrichte
Frische Milch hatte man natürlich nicht; man verwende
Kondensmilch. Nicht einmal eigene Eier hatte man
„Früher hatten wir wohl Hühner," sagte die Hausfra

„aber wir haben sie abgeschafft; sie machen einem zu viel Arbeit. Da kaufen wir uns die Eier lieber."

Es muß wohl in der Spielernatur des Amerikaners liegen, allerdings wohl auch in seiner Bequemlichkeit, daß er von diesem System so schwer abläßt, trotzdem es auch in Kalifornien nicht an Warnungen fehlt. Der Absatz für Trauben und Pfirsiche war im vergangenen Jahr herzlich schlecht. Die Pfirsiche waren unter den Bäumen verfault, und ich sah Weingärten, an denen die Trauben eingetrocknet an den Stöcken hingen, weil es nicht die Mühe gelohnt hatte, sie zu ernten. Dagegen war es ein glänzendes Jahr für Kartoffeln, die vorher keinen Preis hatten, und wer sein Land mit Kartoffeln bestellt hatte, konnte mit einem Schlag ein reicher Mann werden.

Das One-crop-System ist teilweise geradezu vernunftwidrig — wenigstens nach unsern Begriffen. Ich war auf Farmen mitten im Obstland Kalifornien, wo es keinen einzigen Obstbaum gab. Der Besitzer trieb eben nur Milchwirtschaft, und so ausschließlich, daß er nicht einmal Obst und Gemüse für den eigenen Bedarf pflanzte. Dafür hatte sein Nachbar mit 10 000 Pfirsichbäumen nicht nur keine Milch, sondern er mußte auch zum Krämer in die Stadt, wenn er einmal Lust auf andere Früchte verspürte; denn er hat eben nur Pfirsichbäume und kein anderes Obst.

Als Europäer sind einem diese Verhältnisse zunächst unbegreiflich. Aber bald versteht man, warum sie so sind. Der Amerikaner ist großzügig, systematisch und waghalsig bis in den landwirtschaftlichen Kleinbetrieb. Gesetzt den Fall, er habe nur 1 bis 2 Acker — was allerdings selten vorkommt, denn die intensive Wirtschaft auf den 1- bis

5-Acker-Farmen liegt in der Regel in den Händen von Italienern, Portugiesen und Japanern —, so wird er sich überlegen, was ihm in diesem Jahr den besten Erfolg verspricht; danach wird er seine Anbausorte wählen, etwa nur Salat.

Der amerikanische Farmer ist auch nicht das bodenständige Element wie in Europa der Bauer, wenigstens nicht im Westen der Vereinigten Staaten. Sieben Jahre ist hier der Durchschnitt. Dann hat er so viel, daß er irgend woanders, in größerem Stil auf größerem Land neu anfangen kann. Es wird hier viel in großem Stil geplant und angefangen, aber dann fehlt es an den Kräften, die in treuer, sorgsamer Arbeit Jahr für Jahr den Boden bestellen, die Wirtschaft versorgen. Und dazu möchte man europäische Siedler. Sie werden auch vorankommen sogar wohlhabend und reich werden mit der Zeit, in einer Zeit allerdings, die dem geborenen Amerikaner vie zu lang erscheint, vor allem auf diesem Boden, der Gold-Land- und Ölrausch hintereinander erlebte.

16. Die Negerfrage in den Vereinigten Staaten.

San Franzisko.

Ist man nur kurz in den Vereinigten Staaten, so mag man den Eindruck bekommen, daß dies überhaup keine „Frage" ist, wenigstens wenn man mit dem Durch schnittsamerikaner darüber spricht. Bringt man das Ge spräch auf die Negerfrage, so wird er ein ernsteres Ge sicht machen, aber dann mit einer optimistischen Phrase etwa von Erziehung und Bildung der Neger, darübe hinweggehen. Kennt man den Charakter des Amerikaner

nicht, so könnte man meinen, daß die 10 Millionen Neger, die in den Staaten leben, für ihn tatsächlich keine „Frage" darstellen.

In Wirklichkeit aber ist die Negerfrage das eine große Problem der Vereinigten Staaten, aber es liegt noch im Unterbewußtsein des Volkes. Es entspricht der Art des Amerikaners, an unangenehme Dinge nicht zu denken, sie möglichst nicht zu sehen, solange sie noch nicht brennend sind.

Ein bekannter amerikanischer Schriftsteller, Julian Street, hat seine Landsleute in nicht sehr liebenswürdiger Weise dahin charakterisiert, daß es nicht die Art des Amerikaners sei, den Stier bei den Hörnern zu packen. Will der Stier bei den Hörnern genommen sein, so muß er angreifen. Street fügt hinzu, daß sich die Amerikaner dieses Nationalfehlers wohl bewußt seien, sich und andere jedoch durch ein lautes Geprahle darüber hinwegtäuschten, wie sie den Stier niederboxen werden, wenn er sie erst in eine Ecke gedrängt hat.

Ich glaube nicht, daß Street recht hat, soweit es sich um Fragen persönlichen Mutes oder nationaler Ehre handelt. Allein sicher hat er recht bezüglich der Lösung, ja nur der ernsthaften Diskussion schwieriger politischer, ökonomischer oder sozialer Probleme. Das gilt von der Arbeiterfrage, von der öffentlichen Korruption, und das gilt erst recht von der Negerfrage. Aber noch ist es nicht so weit, daß der schwarze Stier den Amerikaner in die Ecke gedrängt hat, und so bleibt das schwierigste Problem der sonst so vom Schicksal begünstigten Union im Hintergrund.

Wer wie ich seit 1914 nicht in den Vereinigten

Staaten war, hat in der Hauptsache den Eindruck, daß sich seit damals nicht viel verändert hat, wenigstens, daß der Weltkrieg hier unvergleichlich geringere Spuren hinterließ, als in jedem europäischen Land. Aber eines fiel mir schon in New York auf: die wachsende Bedeutung der Neger. Es ist nicht so sehr die Zahl, obgleich auch diese nicht unerheblich gewachsen erscheint, nein, es ist vor allem ein stärkeres Hervortreten im Stadtbild. Sah man sie vor zehn Jahren in größerer Zahl nur in bestimmten Bezirken, so sieht man sie jetzt überall: downtown sowohl als in der 5. Avenue. Und was einem vor allem auffällt, ist die überraschend große Zahl gut angezogener Farbiger und geradezu eleganter Negerinnen und Mulatinnen. Man muß einmal das Kolonialtheater, New Yorks Negertheater, besucht und die Toiletten seiner farbigen Besucherinnen gesehen haben, um einen Begriff von der wirtschaftlichen Stellung zu bekommen, die der Neger in New York heute bereits einnimmt.

Was ich in New York sah, fand ich in Chicago bestätigt, und mehr oder weniger gilt dies von den ganzen Nordstaaten. Die Gründe dafür liegen nicht nur in der natürlichen starken Vermehrung der Schwarzen, sondern auch darin, daß zahlreiche Farbige nach dem Norden übersiedeln, um der Unterdrückung und der Lynchjustiz in den Südstaaten zu entgehen.

Dieser Zug der Neger nach dem Norden wird von den abolitionistischen Kreisen als ein Mittel begrüßt, das die Südstaaten zwingen wird, die Lynchjustiz abzuschaffen, da sie andernfalls Gefahr laufen, ihre Arbeiterschicht zu verlieren.

Es ist möglich, daß diese Folge eintritt, was aber

gleichzeitig mit Sicherheit eintreten wird, ist ein akutes Stadium der Negerfrage. Einerlei ob man die Haltung des Südstaatlers oder des Nordstaatlers teilt, man muß dem ersteren wenigstens Konsequenz zubilligen. Er sieht in dem Neger den Angehörigen einer untergeordneten Rasse, die es mit allen Mitteln zu unterdrücken gilt. Auf gesetzliche oder ungesetzliche Weise beraubt man die Farbigen aller politischen Rechte, und geht es nicht anders, so greift man eben zu dem Terror der Lynchjustiz.

Der Nordstaatler sieht in den Negern gleichberechtigte Geschöpfe Gottes, gibt ihnen wirtschaftliche und politische Gleichberechtigung, was er tun kann, da die Neger einstweilen im Norden verhältnismäßig noch schwach sind, versagt ihnen aber die soziale und gesellschaftliche.

Als Heilmittel in der Negerfrage wird einem immer vorgeführt, daß es sich eben darum handelt, den Neger zu erziehen und zu bilden, was aber werden soll, wenn dies erreicht ist, darüber schweigt man. Auch der abolitionistischste, negerfreundlichste Nordstaatler wird einem Farbigen, mag er so gebildet und wohlhabend sein wie immer, niemals gesellschaftliche Gleichberechtigung zubilligen und vor dem Gedanken, einem schwarzen oder auch nur braunen oder milchkaffeegelben Gentleman etwa seiner Tochter zur Frau zu geben, ebenso zurückschaudern, wie irgendein Mann aus dem Süden.

In Wirklichkeit bekommt die Negerfrage durch diese vage humanitär unklare Politik der Heranbildung und wirtschaftlichen Stärkung einer farbigen Intelligenz erst ihre ganze tragische Gefahr. Nachdem man die Neger nicht wieder nach Afrika zurückschicken kann, ein Versuch, der selbst nach der Sklavenbefreiung fehlschlug, wo seine

Durchführung noch unverhältnismäßig leichter gewesen wäre, gibt es nur zwei Lösungen der Negerfrage.

Die erste ist die der lateinamerikanischen Staaten. Diese, vor allem Brasilien mit seiner starken schwarzen Bevölkerung, lassen keine Rassenunterschiede in der Gesellschaft gelten, sobald die wirtschaftlichen und kulturellen Vorbedingungen erfüllt sind. Sie lösen die Negerfrage dadurch, indem sie sich ohne Makel mit den Negern mischen, wie sie sich vorher mit dem indianischen Ureinwohner mischten.

Der andere Weg ist der des Ku Klux Klan: Niederhaltung und Unterdrückung der Neger mit rücksichtsloser Gewalt.

Es ist jedoch sicher, daß Amerika weder den einen noch den andern Weg folgerichtig einschlagen, sondern in der bisherigen unklaren und unlogischen Art der Behandlung seiner Negerfrage fortfahren wird. In der Öffentlichkeit mag man sie noch eine ganze Weile nach der in den Staaten so beliebten Vogel-Strauß-Politik als nicht vorhanden ansehen, im Unterbewußtsein des einzelnen sowohl wie des ganzen Volkes spielt sie jedoch bereits eine bedeutsame Rolle. Die Schwenkung Amerikas in der Einwanderungspolitik sowohl, wie die unnötig schroffe und verletzende Art, wie man im Westen gegen die Ostasiaten vorgeht, mögen ihre letzten Wurzeln in dem Gefühl haben, daß man in den Negern bereits ein unlösbares Rassenproblem habe, das man um Gottes willen durch allzu starkes Anwachsen von weiteren Fremdkörpern nicht noch verwickelter machen will.

17. Die Vereinigten Staaten und Japan.

Auf der „Shinyo Maru".

Die „Shinyo Maru" hat Wiederaufbaumaterial für Tokio und Yokohama geladen. Es mögen nicht viele Dampfer sein, die westwärts den Pazifik kreuzen und die nicht Stahlträger, Wellblech, Baracken und dergleichen mehr zum Wiederaufbau der vom Erdbeben zerstörten japanischen Städte über den Ozean bringen; denn am Letzten des Monats endet die Frist, die für die zollfreie Einfuhr von Wiederaufbaumaterial von der japanischen Regierung gesetzt wurde.

Nach der Katastrophe setzte unmittelbar eine großzügige amerikanische Hilfe ein, aber gleichzeitig war sich die amerikanische Geschäftswelt klar, daß der Wiederaufbau ein Milliardengeschäft bedeutete, und man war von vornherein entschlossen, sich — wie man sagt — die „Creme" des Geschäfts zu sichern.

Dieses Geschäft ist nicht ganz so groß geworden, wie man erhoffte. Durch die Sperre, die die Regierung zunächst über die Errichtung fester Bauten verhängte, sind im Gegenteil die Firmen, die in großem Maßstab Zement und Glas einführten, in eine schwierige Lage gekommen, aber in anderer Hinsicht ergab sich für den amerikanischen Import eine günstige Konjunktur.

Infolge des Wiederaufbaus sind in Japan alle Arbeiterklassen bei hohen Löhnen voll beschäftigt. Das bedeutet eine gesteigerte Kaufkraft, die sich in dem Import von vielen Dingen äußert, die bisher für die unteren Schichten Luxus waren, sich aber jetzt langsam in

Gegenstände des täglichen Bedarfs wandeln. Es sind dies: Zucker, Weizen, kalifornische Fruchtkonserven und Wollwaren. Aber auch Automobile, Uhren, photographische Apparate, Phonographen und dergleichen werden seit dem Erdbeben in wachsendem Maß eingeführt.

Diese gesteigerte amerikanische Einfuhr liegt nur im Rahmen einer Entwicklung, die bereits seit einer Reihe von Jahren einsetzte. Der amerikanisch-japanische Warenaustausch hat sich seit 1913 etwa verdreifacht. Ein Drittel der gesamten japanischen Einfuhr kommt aus den Vereinigten Staaten, das ist doppelt soviel als aus dem nächststärksten Importland. Andererseits geht auch der größte Teil der japanischen Ausfuhr nach Nordamerika. Die japanische Rohseidenproduktion, die bei jährlich 44 Millionen Pfund im Wert von 335 Millionen Dollar die Hälfte der japanischen Gesamtausfuhr darstellt, wird hauptsächlich von der amerikanischen Seiden-Textilindustrie aufgenommen.

Bei einer derartigen wirtschaftlichen Verknüpfung liegt die Aufrechterhaltung guter politischer Beziehungen so sehr im beiderseitigen Interesse, daß das in Europa übliche Raunen von den tiefen Gegensätzen zwischen den beiden pazifischen Großmächten und der Unvermeidlichkeit eines bewaffneten Zusammenstoßes zwischen ihnen als müßige Phantasie erscheinen möchte.

Solange man im Osten der Vereinigten Staaten weilt, mag man bei dieser Ansicht bleiben. Das Bild ändert sich jedoch, sobald man nach dem Westen kommt. Mehr oder weniger als offene Mißachtung oder als versteckte Gegnerschaft tritt einem hier überall der Gegensatz zu der ostasiatischen Großmacht gegenüber.

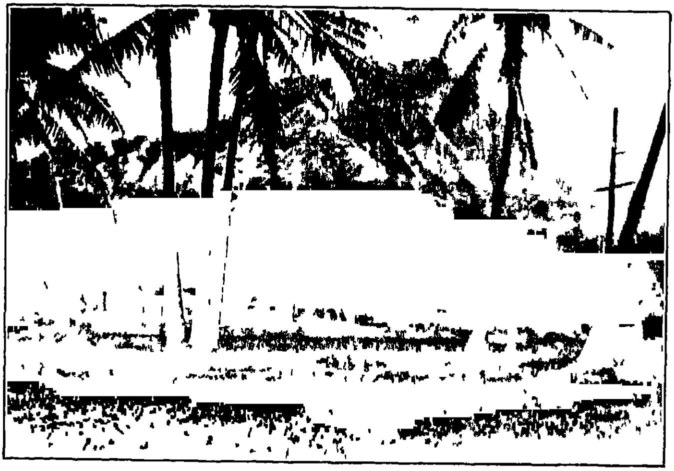


Die letzten Rothäute (im Canyon de Chelly [Arizona])



Durch das „wartende Land" mit dem Limited-Expreß der Santa Fé.

Die alte und die neue Zeit



Der Diamond-Head bei Honolulu.



Honolulu ist Weltstadt: An jeder Straßenkreuzung ein Polizist zur Regelung des Fahrverkehrs

Honolulu.

Spricht man mit gebildeten Amerikanern über diesen ensatz, so wird einem als Grund in erster Linie der ttbewerb um den asiatischen Markt angeführt. Nun die beiden Staaten ja zweifelsohne die beiden schärf- Konkurrenten in Ostasien, und der chinesische Markt d ebenso sicher einmal eines der wichtigsten Absatz- iete für westliche Industrieerzeugnisse werden, sobald einmal die chinesischen Massen in ähnlicher Weise, wie te bereits die japanischen, sich an deren Verbrauch ge- hnen werden. Aber diese Frage ist heute noch nicht nnend. Die japanische Industrie ist noch viel zu wenig wickelt, und die amerikanische einstweilen noch in der uptsache zu sehr auf die Befriedigung des inneren rbrauchs eingestellt, als daß die Sicherung des chine- hen Marktes für eines der beiden Länder bereits eine ensfrage darstellte.

So wäre an sich noch kein zwingender wirtschaftlicher und gegeben, daß die Stimmung in den Ver- igten Staaten, die noch zur Zeit des russisch-japanischen ieges durchaus mehr auf der Seite der Gelben stand, in so antijapanischem Sinn wandelte. Allein, es eine bekannte Erscheinung, daß in den Beziehungen der lker nicht nur, ja nicht einmal überwiegend, die wirt- aftlichen Notwendigkeiten eine Rolle spielen, sondern chologische Momente, sowie Fragen des nationalen estiges.

So hat auch bei der Trübung der amerikanisch- anischen Beziehungen die kalifornische Frage eine viel ßere Rolle gespielt als die wirtschaftliche Konkurrenz. der Behandlung, die Kalifornien der japanischen nwanderung angedeihen ließ, liegt die tiefgehende

Vergiftung des Verhältnisses der beiden Großmächte zueinander.

Japan ist seit Jahren in der Lage, in der sich Deutschland seit dem Kriege befindet: es ist übervölkert und muß Menschen exportieren. Der japanische Auswanderer geht mit Vorliebe in milde Klimate, und so war es nur natürlich, daß er sich in erster Linie nach dem menschenarmen, große Möglichkeiten bietenden Kalifornien wandte.

Der Japaner ist nüchtern, fleißig, zuverlässig, ein rasch begreifender, intelligenter Dienstbote und Arbeiter, und so wäre er ein erwünschter Zuzug für ein Land gewesen, das nichts nötiger brauchte als Arbeitskräfte, wenn er nicht einen tiefgehenden Fehler hätte — daß er anders ist als die Amerikaner, durchaus anders.

Dem Durchschnittsamerikaner wird in der Schule eingebleut, daß Amerika und die Amerikaner schlechthin die Krone der Schöpfung darstellen. Das geht so weit, daß sich mitunter Kinder von Eingewanderten ihrer Eltern schämen, weil diese keine geborenen Amerikaner sind. Diese Mißachtung tritt schon dem europäischen Einwanderer entgegen; wieviel mehr mußte sie sich gegenüber dem Japaner geltend machen.

Der Japaner, der nach Kalifornien hinüberkam, sparte und konnte sich schon nach kurzer Zeit ein winziges Stück Land, einen Acker oder einen halben, pachten oder kaufen, auf dem er von früh bis spät schuftete. Das war schon unamerikanisch. Noch unamerikanischer aber war, daß Frau und Kinder ihm dabei halfen. Klar, daß man mit solchen Leuten, die noch dazu eine unverständliche Sprache sprachen, deren Gesichtszüge einem fremd und unheimlich waren, rasch in Gegensatz kommen mußte, vor

allem, als sich die Neuankömmlinge sehr bald nicht mehr mit der bescheidenen Stellung, die sie anfangs einnahmen, zufriedengaben, sondern in wachsendem Maße anfingen, sich Land zu kaufen. Ich habe in Kalifornien eine große Anzahl japanischer Farmen gesehen. Alle waren schon von weitem kenntlich an einer harmonischen Linienführung ihrer Dächer, an der Anlage ihrer Gärten, die an ihre Heimat erinnert, und alle zeichneten sich durch Gepflegtheit und Wohlstand aus.

Nun begann die Hetze gegen die japanischen Einwanderer, die besonders krasse Form annahm, als sich einige Politiker des Themas bemächtigten, die einen wirksamen Agitationsstoff in ihm sahen. Als Folge erließ Kalifornien eine Reihe von Gesetzen, die zunächst weitere japanische Einwanderung sperrten und später auch den bereits Eingewanderten die Erwerbung der Bürgerrechte und schließlich sogar von Land versagten.

Prinzipiell muß man einem jeden Staat das Recht zugestehen, jeden, wer immer ihm nicht paßt, ohne Angabe von Gründen von der Einwanderung und der Niederlassung auszuschließen. Man kann es doppelt verstehen, daß die Amerikaner bezüglich des Zuzugs rassenfremder Elemente besonders nervös sind. Es ist nicht wahr, daß die Amerikaner fremde Nationalitäten besonders rasch assimilieren. Der „Schmelztopf" ist wie vieles andere eine Legende, die in die Welt gesetzt wurde, weil sie zu einer bestimmten Zeit in die amerikanische Politik paßte, und die von der Mehrzahl der fremden Besucher und Beurteiler gläubig hingenommen wurde.

Das amerikanische Volk besteht im Kern aus Nord- und Mitteleuropäern, und neuer Zuzug von hier wurde

7*

verhältnismäßig rasch assimiliert, vor allem weil die Neueinwanderer schon mit der festen Absicht herübe kommen, so rasch wie möglich ihr altes Vaterland z vergessen und Amerikaner zu werden. Aber schon bei Sü und Osteuropäern macht die Angleichung Schwieri keiten. Nicht einmal die Franzosen in Louisiana sind b heute voll amerikanisiert. Vollkommen versagt aber h der „Schmelztopf", sobald es sich um andere Rass handelte. Daß die Vermischung der europäischen Ras mit Farbigen möglich ist, und nicht nur schlechte Zuch ergebnisse zur Folge haben muß, haben die südamer kanischen Republiken gezeigt. Das argentinische wie d chilenische Volk enthält einen starken Prozentsatz indi nischen Blutes, und in beiden Fällen hat die Vermischu der spanischen Einwanderer mit den indianischen U einwohnern eine starke, gesunde und intelligente Ras gegeben.

Gewiß, im Falle der Neger wollte man absichtli keine Rassenmischung, mied sie wie die Pest. Es soll au offen gelassen werden, ob weiße Völker ohne Nacht den Zusatz eines erheblichen Postens Negerblutes ve tragen. Brasilien ist dabei, den Versuch zu machen. M wird das Ergebnis abwarten müssen.

Aber der Hinderungsgrund der Inferiorität des ein Rassenpartners bestand nicht bei den amerikanischen I dianern. Auch die fanatischsten Vertreter des Gedanke von der Überlegenheit des weißen Blutes haben d Indianer nicht als minderwertig gebrandmarkt. Währe auch nur ein Tropfen Negerblut in weiten Teilen d Union gesellschaftlich deklassiert, kann man es erleben, d Amerikaner, die Indianer unter ihren Vorfahren hab

auf ihr indianisches Blut stolz sind und sich dessen offen rühmen.

Unter den Resten der indianischen Ureinwohner in der Union findet man heute zahlreiche sehr gebildete Männer und Frauen, die mehrere Sprachen sprechen, Universitätsbildung haben, und trotzdem ist es nicht möglich, wenigstens die noch übrige Viertelmillion Indianer in das amerikanische Volk aufzunehmen.

Somit ist die Furcht der Amerikaner vor einem übermäßig starken Anwachsen des ostasiatischen Elementes nur zu verständlich und berechtigt. Wenn es die Amerikaner auch nicht wahr haben wollen, so sitzt ihnen das Negerproblem doch allzu schwer in den Gliedern, als daß sie die Gefahr laufen möchten, noch ein weiteres unassimilierbares Fremdvolk in die Union hineinzulassen.

Soweit muß man den Amerikanern und den Kaliforniern als den Nächstbeteiligten durchaus recht geben. Die Frage ist nur, ob sie ein so heikles Problem in sehr geschickter Weise lösen.

Die Japaner sind ängstlich bestrebt, ihre Gleichberechtigung mit den Europäern und Amerikanern anerkannt zu sehen. Es nimmt einen bei einem Volk von so hoher, alter Kultur wunder, daß sie so übereifrig ihre Angleichung an den westlichen Kulturkreis betonen und immer danach ausschauen, daß man sie für voll und gleichwertig im abendländischen Sinn nimmt. Aber das ist schließlich auch eine ganz allgemein menschliche Eigenschaft. Auch die bolschewistischen Machthaber, die doch davon durchdrungen sind, eine neue und bessere Form menschlicher Gesellschaft geschaffen zu haben, hatten keinen sehnlicheren Wunsch, als in aller Öffentlichkeit mit

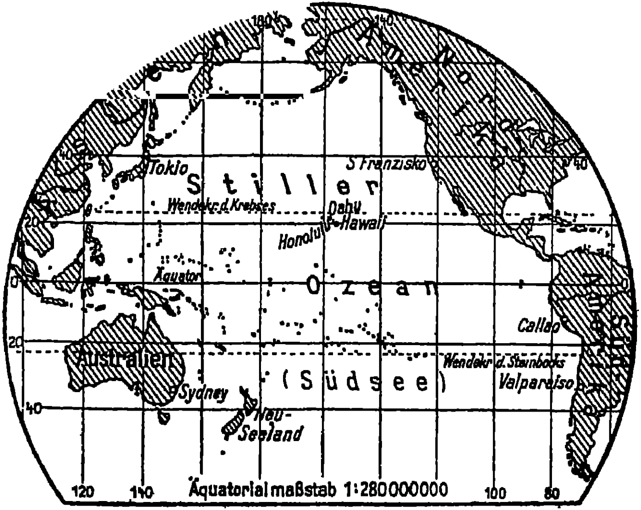
Vertretern der alten kapitalistischen Staaten als Gleichberechtigte am Verhandlungstisch zu sitzen.

In diesem Sinn hätte man die Frage der Japaner in Kalifornien lösen müssen. Tatsächlich hat die Frage, wie überhaupt die Beschränkung der Einwanderung, schon unter der Präsidentschaft Roosevelts die Washingtoner Regierung beschäftigt. Roosevelt hatte den staatsmännischen Takt, die Frage der japanischen Einwanderung in einer Form zu lösen, die die Empfindlichkeit Nippons nicht verletzte. Seine diesbezüglichen Briefe an den Viscount Kaneko sind ein diplomatisches Meisterstück. Das „Gentlemens Agreement" von 1908 hatte im Grunde bereits alle berechtigten amerikanischen Forderungen erfüllt. Der Japaner spricht gerne von diesem Vertrag, und schon der Tonfall, mit dem er seinen Namen ausspricht, verrät, wie sehr diese klug gewählte Bezeichnung seinem Selbstgefühl schmeichelt.

Nachdem durch das „Gentlemens Agreement" weitere japanische Einwanderung unterbunden war, bildeten die bereits in Kalifornien ansässigen Japaner keine Gefahr mehr für die Homogenität des amerikanischen Volkes. Trotzdem ging Kalifornien 1913 mit einer Sondergesetzgebung gegen die im Staate ansässigen Japaner vor. 1920 wurde diese Gesetzgebung durch ein Referendum ergänzt, das den Japanern Landkauf oder Landpachtung verbietet. Darüber hinaus ging man daran, die bereits auf eigenem Grund und Boden sitzenden Japaner durch Schikanen aller Art zum Verkauf ihrer Farmen zu treiben, bis endlich die neue Einwanderungsgesetzgebung den Japanern prinzipiell amerikanischen Boden verbot.

Japan hat die Behandlung seiner Volksgenossen in Kalifornien als tödliche Kränkung empfunden, allein es ist heute — das Erdbeben kam dazu — nicht in der Lage, sich entscheidend dagegen zu wehren. Aber der Stachel bleibt und vergrößert naturgemäß auch andere Streitfragen, die leicht zu lösen wären. Ebenso ist auch in den Vereinigten Staaten durch die Preßkampagne, die nötig war, um die antijapanischen Gesetze durchzubringen, die öffentliche Meinung aufgehetzt und gegen Japan mißtrauisch gemacht worden. Der Durchschnittsamerikaner ist außenpolitisch so ungebildet und sich seines eigenen Imperialismus so wenig bewußt, daß er sich nicht klarmacht, wie dieser Nationalismus auf andere Staaten wirken muß. Während er das Vorschieben der amerikanischen Macht über Hawaii und Samoa auf die Philippinen als etwas im Sinne der Ausdehnung der Weltdemokratie, deren Führer die Staaten nun einmal sind, durchaus Naturgemäßes und Selbstverständliches nimmt, empfindet er jede Nachricht von einer japanischen Flottenverstärkung als persönliche Drohung. Er glaubt willig jede Ente, die ihm die gelbe Presse aus innerpolitischen Gründen über japanische Absichten auf amerikanisches Gebiet vorsetzt.

So ist heute eine Atmosphäre gegenseitigen Mißtrauens und gegenseitiger Animosität geschaffen, aus der heraus wirtschaftliche Streitfragen zu unlösbaren politischen Differenzen werden können, die beide Staaten vielleicht einmal auf den Driftweg in einen durch keine Lebensnotwendigkeiten gebotenen Krieg treiben mögen.


Stiller
Ozean
(Südsee)
Tokio
S Franzisko
Wendekr. d. Krebses
Oahu
Honolulu
Hawaii
Äquator
Callao
Australien
Wendekr. d. Steinbocks
Valparaiso
Sydney
Neu-
Seeland
Äquatorialmaßstab 1:280000000
120
140
180
140
100
80
40
20
0
20
40

Der Pazifik

18. Das Gibraltar im Pazifik.

Honolulu.

Als die „Shinyo Maru" in den Hafen von Honolulu einlief und von den nach Münzen tauchenden braunen Kanakenboys umschwommen, langsam und schwerfällig sich um den Pier drehte, löste sich in den Bergen zur Linken eine dünne Rauchwolke, und ein wohlvertrauter Knall rollte über das Wasser. Fort Kamehameha hielt Gefechtsschießen ab, in das nach kurzer Zeit die Kanonen der Batterien am neuen Hafen einfielen.

Von den Passagieren achteten in der Erregung des Landens die wenigsten auf die Schüsse, und als die Zollkontrolle, die die rückwärtigen Hosentaschen der Ankommenden auf Schnapsflaschen durchsuchte, durchschritten war, da fiel Honolulu mit den Rufen der Autovermieter und der Aloha-Verkäuferinnen die Ankömmlinge so lärmend an, daß sich der Knall der Schüsse völlig verlor.

Wer denkt auch, wenn er die glückseligen Inseln betritt, an Kanonen und Forts. Hawaii ist ein mondänes Seebad geworden, in das die Amerikaner fahren, denen Miami in Florida oder Coronado in Kalifornien nicht mehr genügt. Für jemanden, der auf sich hält, ist es durchaus modern, nach Hawaii zu gehen. „Du bist nicht weit von Hawaii", sagt der Prospekt, den man auf jedem

Verkehrsbüro in den Staaten in die Hand gedrückt bekommt. Nicht weit! Sechs Tage von der Westküste, für den im Osten Wohnenden kommen noch 4—5 Tage Bahnfahrt dazu. Das ist für den Amerikaner nicht viel. Ich traf im „California Limited", dem Schnellzug der Santa Fé von Chicago nach San Franzisko, ein junges Mädchen aus Boston, das gerade einmal auf acht Tage nach Hawaii hinüberfuhr, und hier sogar einen Engländer, der von Japan auf die gleiche Zeitdauer herübergekommen war.

Die Amerikaner haben nach Hawaii alles verpflanzt, was sie brauchen, um das Leben zu genießen, und ohne das ihnen auch die paradiesischste Tropenlandschaft nichts nützt: elegante Hotels, Icecream, Tennis, Golf und in erster Linie Autos natürlich. Autos in Mengen mit allem, was dazu gehört; asphaltierte Straßen und Benzinstationen an jeder Ecke. Wenn man das Schiff verläßt, könnte man zuerst meinen, man hätte Kalifornien nicht verlassen, so groß ist die Zahl der Autos unter Palmen.

Weiter brachten die Amerikaner Kanonen hinüber und pflanzten sie auf den Bergen auf. Zuerst auf dem Diamond Head, der wie ein Wachhund steil aufgerichtet neben der Bucht von Honolulu hockt, und dann auf und vor den andern Felsen rings um Pearl Harbour, die ideale Bucht, die zu einem der größten Flottenstützpunkte der Welt ausgebaut wird.

Als im Jahre 1893 die Kanaken Revolution machten, ihre Herrscherin, die rundliche wohlbeleibte Königin Liliuokalani verjagten und die Republik erklärten, da war das ein viel weltgeschichtlicherer Akt, als es damals scheinen mochte; denn es war nur der Auftakt zu dem Anschluß des

Landes an die Union, die 1898 unter feierlicher Flaggenhissung vollzogen wurde.

Die Flaggenhissung auf Oahu war die erste Niederlage der Japaner in dem Ringen um die Vorherrschaft im Pazifik. In Wirklichkeit war schon seit Jahren zwischen den beiden Mächten um die Inselgruppe gerungen worden. Die Japaner hatten ihre Menschen gesandt, an denen sie Überfluß haben, und siedelten sie auf den Inseln an, daß die Gelben die eingeborenen Kanaken an Zahl bereits bei weitem übertrafen. Die Amerikaner aber schickten ihr Kapital. Das war es wohl, was der amerikanischen Partei unter den Eingeborenen den Anschluß an die Union so wünschenswert erscheinen ließ.

Das amerikanische Kapital hat riesige Zucker- und Ananasplantagen angelegt, Mühlen, Raffinerien, Konservenfabriken und Docks und Werften. Es hat Bahnen, Telegraphen und Autostraßen gebaut und so gründlich von der Insel Besitz ergriffen, daß fremdes Kapital, das später kam, sich vergeblich nach Betätigungsmöglichkeiten umsah. Die Kanaken freilich hatten nicht viel von dem erhofften Segen. Sie vertrugen ihn augenscheinlich nicht; denn sie starben nach Ankunft der Amerikaner rapide aus, nicht anders, als die Indianer auf dem Kontinent. Heute leben noch etwa 20 000 von ihnen auf der Insel, nicht mehr als Uncle Sam dort an Truppen in Garnison hält.

20 000 Mann! Das ist etwa ein Fünftel des ganzen amerikanischen Heeres. Für jemanden, der noch im Zweifel ist, wohin der Imperialismus der amerikanischen Union zeigt, ist diese Ziffer sehr lehrreich.

Und noch etwas: 1924 fanden die großen Flotten-

manöver am Panamakanal statt. Die strategische Idee war die Forcierung des Kanals durch eine feindliche Flotte. Lehrreich genug: die Forcierung gelang. Logische Folgerung: im Interesse der nationalen Sicherung müssen die gewaltigen Befestigungsanlagen noch verstärkt werden. Und dann 1925 die großen Flottenmanöver vor Hawaii. Einhundertundfünfzig Kriegsschiffe in den hawaiischen Gewässern! Auch als Ergebnis dieser Manöver ergab sich die Notwendigkeit der Verstärkung des Flottenstützpunktes Hawaii. Ich habe die Befestigungswerke auf den Inseln nicht gesehen. Allzuoft bin ich auf meinen Reisen schon als vermeintlicher Spion angehalten worden, als daß ich Neigung hatte, durch zu unvorsichtiges Interesse für militärische Dinge mit den amerikanischen Militärbehörden in unerquickliche Beziehungen zu treten. Allein auch ohne Kenntnis der Einzelheiten sieht ein militärisch geschultes Auge, daß die Hawaiischen Inseln bei einer einigermaßen modernen Befestigung eine vollkommen unbezwingliche Seefestung darstellen. Dieses vulkanische Bergland mit Hunderten von Tälern, Cañons, Kesseln und Schluchten bietet tausend Möglichkeiten für die Aufstellung indirekt feuernder Batterien, die eine angreifende Flotte nicht so leicht erkunden kann, selbst wenn sie die Überlegenheit in der Luft erringen sollte. Auf den bis über 4000 Meter ansteigenden Berggipfeln aber lassen sich ideale, gleichfalls völlig unauffindbare Beobachtungsstellen anlegen, von denen aus das Feuer der Batterien geleitet werden kann.

Hawaii ist eine Festung, mitten im Pazifik, ein Gibraltar, das diesen Ozean sperrt, der einmal der wich-

igste auf der Erde sein wird. Selbstverständlich wird ›ie Schußweite der großen Flachfeuerkaliber und der Aktionsradius der Flugzeuge niemals derartig sein, daß Hawaii die Unendlichkeit des Stillen Ozeans effektiv perrt. Allein mit diesem unbezwingbaren Flottenstütz- ›unkt im Rücken kann es keine den Vereinigten Staaten eindliche Flotte wagen, der amerikanischen Küste zuzu- ampfen.

Der Stille Ozean ist heute noch ein freies, offenes Meer, ein Ozean der Romantik, auf dem noch der ver- :äumte Zauber der Südsee liegt. Allein die Südsee- omantik ist in raschem Absterben, und die Zentren des olitischen und wirtschaftlichen Schwergewichtes verschieben ch von dem überalterten Europa nach Westen und Osten, m einmal hier auf diesem Meer, das 40 v. H. der ›samten Wasserfläche deckt, zusammenzutreffen. Frei- ch, bis dahin hat es noch gute Wege; wir erleben heute ›st das Aufstellen der Figuren auf einem Schachbrett, auf ›m einmal um die Hegemonie auf dieser Erde gerungen erden wird.

19. Amerika auf den seligen Inseln.

Honolulu.

Die Bäume sind eine einzige brennend rote Blüte oder eine blaue, intensiv leuchtend wie das südliche Meer ›d beruhigend und ergreifend wie eine stille Vollmond- ›cht in den Bergen. Sie wandern auf grünem Rasen und ›ischen wuchernden Farren bis an den Strand hinunter, ›f dem man im Schatten hoher Bäume auf weichem ande liegt. Zwischen tief herabhängenden Wedeln der

Palmen blaut die See. — Nein, blaut ist nicht richtig; denn zuerst ist das Meer grün. Aber von einem leuchtenden, irisierenden Grün, wie gleiches das Auge bisher nie geschaut. Erst hinter dem Grün liegt das blaue Meer, so leuchtend, so strahlend, so fast unerträglich blau, daß man hinausschreien muß über die Schönheit, die das Auge fast nicht mehr in sich aufnehmen kann.

Mit breitem schäumenden Streifen von fleckenlosem reinsten, blendendstem Weiß unterteilt die Brandung das leuchtende Meer. Zur Linken hebt sich der bizarre Felskegel des Diamond Head, zur Rechten verdämmert jenseits der Bucht das Bergmassiv des Kaala. Das ist Waikiki, der Badestrand Honolulus.

Villen liegen am Strand, wie man sie sich vielleicht einmal in müßiger Phantasie erträumt. Unwirkliche, traumhafte Häuser mit Loggien und Säulenhallen, die inmitten des bunten Blütengartens und gleichzeitig unmittelbar an der See liegen, so daß man von seinem Schlafzimmer aus zum Bad ins Meer geht, zwischen blaßblauen Jakarandas hindurch, rotem und weißem Oleander, unter dem fallenden Blütenregen der Nelkenbäume, vorbei an blütenlosen Sträuchern, deren Blätter sich von grün in rot und violett verfärben, und die an Leuchtkraft mit den farbigsten Blüten wetteifern.

Das Meer ist mild und lau, das ganze Jahr hindurch, wie auch die Lufttemperatur gleich bleibt durch alle Jahreszeiten, ohne kalten Winter und ohne unerträglich heiße Sonne. Das Meer atmet in ruhiger, starker Brandung. Aber sie ist nicht bösartig, es ist keine Unterströmung da, der gute Schwimmer meistert sie leicht. Keine Haie oder Rochen oder giftige Quallen sind in

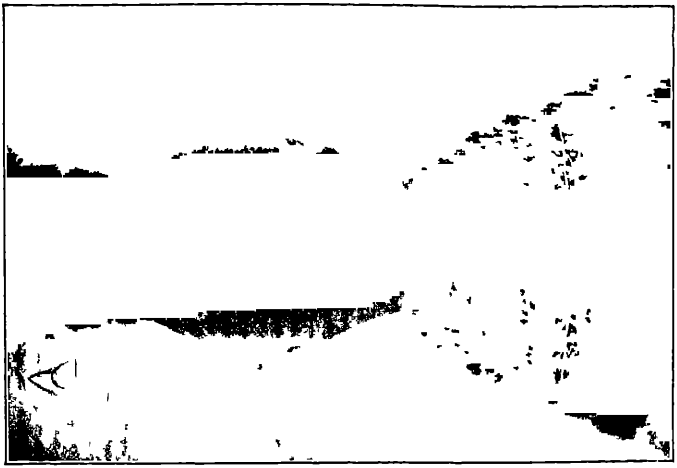


Brandungsreiter in der Waikikibucht



Kanakenschönheiten im Bade.

Honolulu.



Im Banne des Fuji.



Noch ein halbes Jahr nach dem Erdbeben wird unter Staub und Asche nach Überresten von Verunglückten und nach Kostbarkeiten gesucht.

Japan

der See, nur die buntesten Fische, so bunt, so bizarr in Form und Farbe, wie die phantastischste Phantasie sie nie erträumt.

Da ist der Lauwihiwili, ein veritables, zitronengelbes Viereck, an das auf der einen Seite ein schleierartiger Schwanz angesetzt ist und auf der andern ein schwarz und silbergrau gestreifter Kopf mit einer entzückenden, spitzen Schnauze. Da ist der dunkelviolette Surgeonfisch mit den orangefarbenen Flecken und der indigoblaue, grün- und violettgetupfte Vogelfisch. Da ist der Nohu, der genau wie ein Felsen aussieht. Da ist einer mit einer Tapirschnauze und ein runder, blaugelber, der aussieht wie ein Osterei, das ein Expressionist bemalt hat. Die Puhis winden sich auf dem Sand, goldig grüne Aale mit Köpfen, von denen man nicht weiß, ob sie einem Vogel oder einer Schlange gehören. Mitunter sieht man den Paiki, der mit seinem periskopartigen Auge und dem wie ein Mast aufrichtbaren Rückenstachel als Modell für die Unterseeboote gedient haben könnte.

In roten Korallengärten leben diese Fische, und man fährt in Booten mit gläsernem Boden über sie hin. Solche Fische gehören zu solchem Meer, und man glaubt, daß auch Menschen zu diesen Inseln gehören, wie man sie aus seinen Träumen kennt, schöne, himmelsglückliche Menschen, für die es nie einen Sündenfall gab. Aber in Honolulu sieht man inmitten eines bunten Völkergemisches von Weißen, Chinesen, Japanern, Philippinern und Koreanern nur noch ab und zu einen Eingeborenen, vielleicht als Führer eines Straßenbahnwagens oder als altes, verfettetes Marktweib.

Nur draußen in der Brandung trifft man noch bronze-

braune, muskulöse Männergestalten, wie man sie sich zu solcher Insel gedacht. Auf ihren flachen Brettern stehend, schießen sie auf den Wellen reitend pfeilschnell durch die Brandung, wie die Skifahrer über den Schnee. Oder wenn man Glück hat, mag man im Innern in einem Teich noch eine Gruppe Mädchen antreffen, mit denen man in seinen Träumen die Insel bevölkerte, braun und nackt und mit bunten Blumen geschmückt.

Es ist nicht viel übrig von dem alten, glücklichen Geschlecht, und was noch da ist, sinkt zu bezahlten Schaustellern für die immer zahlreicher werdenden Fremden herab. Das heißt, vielleicht war auch hier nie das Glück; denn zwischen den einzelnen Inseln war ständiger Krieg, und als Kamehameha sie einte, da kostete die Einigung Oahu die ganze Jungmannschaft, die der siegreiche Überwinder den Palifelsen hinunter in den Tod jagte.

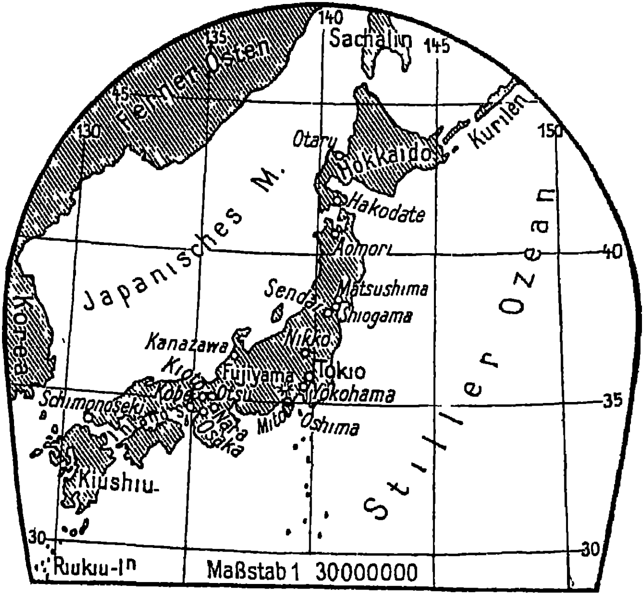
Nein, Unsinn, heute erst sind die Inseln zu den Gefilden der Seligen geworden, wenigstens für die Filmdiva aus Los Angeles, die hier ihre Ferien verbringt, oder den Ölmagnaten, dessen weiße Jacht im Hafen schaukelt. Für die Farbigen, die in Zuckerplantagen arbeiten und in den Ananasfeldern, in den Raffinerien und in den Mühlen, sind sie es wohl weniger. Aber was macht das! Diese Inseln sind Inseln der Weißen geworden. Es sind nur einige wenige zehntausend Weiße, die auf ihnen leben, und einige hunderttausend Farbige und Japaner; aber die Weißen sind die Herren. Sie stellen das Kapital, die andern nur die Arbeit. Es ist keine Sklaverei. Gott bewahre! Hawaii ist Mitglied der großen Weltdemokratie, Territorium der Vereinigten Staaten. Aber es ist Überangebot an Arbeit. Man kann die Löhne niedrig halten

und Organisationen verbieten, die die Lage der Plan tagenarbeiter verbessern könnten.

Die Gelben haben keine Bürgerrechte. Aber ihr Kinder, die auf Hawaii geboren sind, sind regelrecht Amerikaner mit allen deren Rechten, und sie werde einmal dafür eintreten. In den japanischen Zeitungen von denen ein halbes Dutzend auf den Inseln erscheint wird vorsichtig noch, aber darum nicht weniger deutlich für die Rechte der östlichen Arbeiter gegenüber dem west lichen Kapital eingetreten.

Einstweilen ist dieses noch voll Expansionsdrang. Da die Inseln voll entwickelt und keine neuen Plantagen gründe mehr erschlossen werden können, denkt man daran Rohstoffe einzuführen, um die überschüssige billige Arbeits kraft zu verwerten. Man will Wolle von Australien und Neuseeland einführen und eine große Textilindustrie ins Leben rufen; die Bethlehemstahlwerke bauen ein neues, großes Drei-Millionen-Dock.

Doch mit wachsenden Arbeitsgelegenheiten werden sich die sozialen Verhältnisse nicht bessern. Unter den japa nischen, chinesischen und hawaiischen Kulis ist vielleicht nicht einer, der von Karl Marx und seiner Lehre gehört hat. Allein in den japanischen Zeitungsredaktionen sitzen Männer, die sie ihn lehren, seinem Begriffsvermögen angepaßt und vereinfacht auf die simple Formel von der Todfeindschaft zwischen dem Kapital, das der weiße Mann ist, und der Arbeit, dem fronenden Farbigen.


Sachalin
Ferner Osten
Japanisches M.
Otaru
Hokkaido
Kurilen
Hakodate
Aomori
Korea
Sendai
Matsushima
Shiogama
Kanazawa
Nikko
Kioto
Fujiyama
Tokio
Kobe
Otsu
Yokohama
Schimonoseki
Nara
Osaka
Mito
Oshima
Kiushiu
Stiller Ozean
Riukiu-In
Maßstab 1 30000000

Japan

20. Einfahrt in die Yedo-Bucht.

Yokohama.

Kaum daß das erste Land gesichtet ist, drängten sich alle Japaner auf dem Promenadendeck und hielten mit und ohne Gläser nach ihrem Fuji Ausschau. Bei klarem Wetter ist der Blick vom Meer auf den heiligen Berg eine berühmte Fernsicht, allein trotzdem die See strahlend blau und in unserem Rücken von der aufgehenden Sonne mit Silberflitter überschüttet war, stand im Westen eine dichte Wolkenwand über dem Land, daß es hoffnungslos schien, nach dem „Verehrungswurdigen“, wie die Japaner den Fuji nennen, auch nur Ausschau zu halten. Allein die Japaner ließen es sich nicht verdrießen und suchten und suchten, bis laute Freudenrufe kündeten, daß er gefunden und uns doch noch das Glück seines Anblickes beschieden war.

Die Nebelwand über dem Land war nicht lichter geworden, und es war nichts zu sehen als eine kegelförmige weiße Wolke, die über dem dunklen Nebelschleier ragte. Ich suchte und suchte, bis man mich belehrte, daß ebendiese weiße Wolke der schneeige Gipfel des Fuji O Yama sei.

Das verriet nun allerdings eine gewaltige Höhe, und ich stand mit den übrigen staunend vor dem berühmten Berg. Dem aber stieg augenscheinlich all diese überreichliche Bewunderung zu Kopf; denn er reckte seinen weißen Gipfel immer höher über die Nebelbank, bis auch die Japaner, die durchaus ihren Fuji sehen wollten, zugeben mußten, daß sie von einer Wolke genasführt worden waren. Allein sie zeigten keinerlei Ärger über ihren Irrtum, sondern quittierten ihn mit lautem kindlichen Lachen.

War der Fuji soweit eitel Nebel und Dunst, so war die Insel Oshima um so deutlichere Wirklichkeit, was überraschen mußte, als nach dem Erdbeben alle amerikanischen und europäischen Blätter berichtet hatten, daß die Insel restlos vom Meer verschlungen sei. Aber da stand sie nun, und ihr Vulkan schmauchte eine dicke schwere Rauchwolke, die die halbe Insel wie in eine dunkle Decke einhüllte. Mit dem Anblick des rauchenden Vulkans stand sofort die Erinnerung an das Erdbeben wieder vor Augen. Eine ganze Anzahl japanischer Passagiere war an Bord, die Yokohama und Tokio seit dem Erdbeben nicht mehr gesehen hatten und in begreiflicher Unruhe darüber waren, wie sie ihre Heimat antreffen würden.

Aber noch einmal wurde das drohende Gespenst des Anblickes der zerstörten Städte in den Hintergrund gedrängt, ja fast aus dem Bewußtsein gelöscht. Zur Rechten wechselten die Landschaften der Koshima-Saki-Halbinsel in rascher Folge. Es war, als ob das Land sich verpflichtet fühlte, sich so zu zeigen, wie es der Fremde aus Büchern kennt und wie er es erwartet.

Kiefern- und koniferenbestandene Hügelketten, die in schroffer Linie abfallen und sich kulissenartig vor- und

hintereinanderschieben, zeigen die typisch japanische Mischung von Lieblichem und Streng. An den Hängen der Hügel freundliche Dörfer, ein Gewirr altersschwarzer Holzhäuschen, und daneben liegen den Strand hinaufgezogen in dichten Reihen wie ein Schwarm von der Ebbe überraschter Fische gebrechliche Boote der Fischer.

So packend war der Anblick, daß tatsächlich die Erinnerung an das tragische Beben völlig ausgelöscht war, noch ehe der Dampfer die Enge von Uraga passierte.

Der Leuchtturm von Kannonzaki taucht auf, ein massiger, weißer Turm. Aber was ist das: der Turm steht ja ganz schief. Man möchte diesen hilflos schiefen Turm für eine Augentäuschung halten. Aber da sieht man daneben die niedergebrochene Front eines großen Hauses, und jetzt ist die Erinnerung an das Erdbeben wieder da, ohne einen nochmals zu verlassen.

Kurz hinter dem Leuchtfeuer steht eine Batterie großkalibriger Langrohrgeschütze. Eines von ihnen ist, wer weiß warum, rot gestrichen und weist wie ein langer, blutroter Finger über die Bucht. Unmittelbar vor dieser roten Kanone ist die Felswand vollkommen heruntergebrochen.

Auf die rote Kanone folgen graubraune, auf deren langen Läufen matt die Sonne blinkt. Überrascht und hilflos sehen die Kriegsmaschinen aus, die das Beben des deckenden Felsschutzes beraubte.

Langsam gleitet das große Schiff daran vorbei über die beruhigten, blaßblauen Wasser der Bucht. Blaßblau auch der Horizont wie auf einem alten Bild von Hiroshige.

Der Horizont ist wie ein hauchdünner Schleier über

die Bucht gespannt. Schattenhaft unwirklich zeichnen sich darauf die Konturen der Ufer ab. Plötzlich scheint mitten auf dem Schleier ein kubistisches Bildwerk gemalt, von Archipenko oder ein früher Picasso: ein phantastischer Bau aus wild übereinander getürmten Würfeln.

Eine Insel ist es mitten in der Bucht, die einmal ein starkes Seefort war. Ein einziger Betonblock, aber das Erdbeben hob ihn, den kein 40-Zentimeter-Geschütz hätte zertrümmern können, und brach ihn in Sekundenfrist in Stücke.

Wie ein Hohn wirkt das auf dem Dampfer angeschlagene Verbot, die Festungswerke der Tokioer Bucht zu photographieren. Hier braucht es keine Geheimhaltung mehr; denn hier gibt es nichts mehr zu verderben. Was einmal eine Seefestung war, ist ein wertloser Trümmerhaufen.

Ganz dicht gleitet das Schiff an ihm vorbei. Der Betonkai, der die ganze Insel einfaßte, ist wie ein Kranzkuchen in gleiche Stücke geschnitten. Darüber sind die Kasematten gewürfelt. Das Beben hat die gewaltigen Betonklötze nicht zerbrochen, aber es hat sie in die Höhe geworfen und umgestülpt. Die innersten Eingeweide des Forts liegen offen. Ein betonierter Treppengang ist in die Höhe gedrückt worden und die ovale Öffnung zeichnet sich wie ein phantastisches Tor vom Himmel ab. Ganz oben aber steht noch immer das Stahlgerippe des Leuchtfeuers. Ganz schief und verbogen hängt es über dem wüsten Steinhaufen, aber es steht doch noch und nachts leuchtet sein Feuer über die Bucht.

Eine zweite Festungsinsel folgt, weniger zerstört. Hier sieht man noch Kanonen, wenn auch die Panzertürme

teilweise schief auf der Schmalseite ihrer Kuppel stehen. In der ersten Zeit nach dem Beben hätte jeder Feind das Inselreich verteidigungslos angetroffen, zumal das Feuer die ganzen Ölvorräte seiner Flotte gefressen hatte.

Aber dann zeigt der blaue Horizontschleier lieblichere Bilder; Segel, die das gebrochene Licht unnatürlich groß erscheinen läßt, bis sie sich beim Näherkommen als die friedliche Leinwand eines Schoners oder eines Sampans enthüllen, der vor schwachem Winde langsam in das offene Meer hinaustreibt.

21. Das Stadtgespenst.

Yokohama.

Es ist immer ein spannender Augenblick, wenn man einen fremden Hafen anläuft, besonders wenn ein leichter Nebel die Konturen der Stadt erst verhüllt und dann langsam entschleiert, bis man schließlich, am Pier anlegend, das ganze bunte, lebhafte Bild überschaut und unmittelbar empfängt.

Aber als wir in Yokohama anliefen, da war es, als ob der Nebel nicht weichen wollte. Auch als er sich längst geteilt, da war dahinter — nichts. Doch, einige riesige unheimliche Gestalten hockten am Ufer, kummervoll gebeugt, deren lange Ruten über das Wasser hingen. Man mußte zweimal hinsehen, um sie als zusammengebrochene verbogene Krane zu erkennen. Auch die paar ausgebrannten Haustrümmer entsprachen schließlich einem, wenn auch traurigen und jammervollen Vorstellungsbild. Aber das übrige? — Auch wer im Krieg zerstörte Städte die Fülle gesehen, wer in St. Quentin im vierten Kriegsjahr

und in Brest-Litowsk unmittelbar nach dem Brand gewesen ist, braucht Zeit, um nur den Gedanken zu fassen, daß dies einmal eine Stadt gewesen sei, die 360 000 Menschen Heim und Arbeitsstätte war.

Wenn man sonst nach langer Seefahrt in den ersten Hafen einläuft, brennt jede Fiber darauf, an Land zu kommen, mag es an Bord auch noch so bequem und reizend gewesen sein. Hier aber zögert man. Das Gepäck war längst erledigt, von den Zollbeamten mit vorbildlicher Höflichkeit und Zuvorkommenheit noch an Bord durchgesehen und von den Porters der Tokioer Hotels in Empfang genommen, draußen schien die Sonne, der Himmel blaute, und doch zögerte man. Das Schiff war Heim, Vertrautheit, Sicherheit. Was vor einem lag, war schlimmer als eine zerstörte Stadt, es war ein unheimliches Nichts.

Nicht erschreckend, sondern fast vertraut empfand man die ausgebrannten Trümmer ehemaliger Wellblechbaracken auf dem verbogenen Pier. Das war der Rest eines Unglücks, das man begreifen konnte. Was dahinter am Lande war, entzog sich zunächst noch jedem Begreifen und Verstehen.

Neben unserm Schiff lag ein anderer Dampfer der Toyo Kisen Kaisha, der in wenigen Minuten nach San Franzisko auslaufen sollte. Der Sitte gemäß waren Tausende bunter Papierbänder vom Land zum Schiff gespannt. Jeder Abreisende hält sich bis zum letzten Augenblick mit seinen zurückbleibenden Freunden und Angehörigen verbunden. Ein Wimpelwald lustig wehender, bunter Papierschlangen und dahinter — die verschiedene, gespenstische Stadt.

Langsam schob sich die Menge über den schmalen Pier dem Stadtgespenst zu, das ihr entgegenkam; denn unablässig rollten Karren an, die Schutt und Steine ins Wasser leerten, so das Land langsam gegen die See vorschiebend.

Die Rikschas eilten durch die Stadt. Ja, es war doch wieder eine Stadt, eine Stadt zwar, die von Erdbeben, Flutwelle und Feuer hoffnungslos zerstört, aber wieder im Aufbau war. Noch häufte sich überall in wüsten, traurigen Bergen der Schutt, unter dem man immer noch und immer noch verweste Leichen hervorzieht. Aber man hat bereits wieder Straßen durch die Trümmer gezogen, über deren unebenen Grund leichtfüßig die Rikschakulis eilen. Man hat Baracken und Wellblechbuden errichtet, in denen Weltfirmen, die vor dem Beben eigene, große, schöne Geschäftshäuser hatten, sich jetzt mit einem Zimmer begnügen. Die Regierung hat alle Kraft und alle verfügbaren Mittel zunächst auf den Wiederaufbau der Hauptstadt Tokio verwandt. Tokio ist weniger zerstört, und wo es zerstört ist, sind die abgebrannten Holzhäuser leichter ersetzbar, als in dem mehr europäisch-amerikanischen Yokohama, wo es erst Monate Arbeit kostet, die Trümmer der großen Stein- und Ziegelbauten fortzuschaffen.

Trotzdem wird auch Yokohama wieder aufgebaut werden, an der gleichen Stelle, trotz der Erdbebengefahr und trotz der Kosten, die nötig sind, um erst einmal Raum für eine neue Stadt zu schaffen. Dem Fernstehenden erscheint das unverständlich, aber hier begreift man die Gründe. Zunächst suchten die Eigentümer der zerstörten Häuser unter den Trümmern nach Angehörigen und Hausrat oder Wertgegenständen. Der eine oder andere

blieb und richtete sich ein. Dann kamen die Schiffe und brachten Wiederaufbaumaterial. Für die Dockarbeiter mußte Unterkunft geschaffen werden. Die Schiffahrts- und Importhäuser mußten sich Geschäftsräume einrichten. Schließlich kommt der Fatalismus der Japaner dem Leben gegenüber dazu, und vor allem die Interessen der Grundeigentümer, die auf den Wiederaufbau an der gleichen Stelle dringen.

So baut sich aus dem Schutt langsam und behelfsmäßig ein Viertel um das andere auf. So wird Yokohama wieder als die stolze Handelsempore entstehen, die es war. Aber das ist alles Zukunft; Gegenwart ist das Gespenst und der Leichnam, der vom alten Yokohama übrigblieb.

Ein frischer Wind weht von der Bai her, wirbelt Staub auf, belädt sich mit Verwesungshauch. Die Rikschas sind in eine dichte, schmutzige Wolke gehüllt, und die Augen schmerzen von dem Schmutz und Staub, gegen den man sich nicht schützen kann.

Es bleibt niemand länger als unbedingt nötig in dieser Stadt, und man versteht, was ein Erdbeben heißt. Nicht nur die erschütternden Minuten und Stunden der Katastrophe, nicht nur die grauenhaften Tage und Wochen des Wegschaffens der Toten und Suchens unter den Trümmern; nein, es heißt auch Monate und Monate des engsten Zusammenlebens mit einem Gespenst, das einen ununterbrochen an das erinnert, was war, und an das, was jeden Augenblick wieder eintreten kann.

22. Das japanische Wiederaufbaugeschäft.

Tokio.

Auf die Kunde von dem Umfang des japanischen Bebens stieg nach gewissen Artikeln in der ganzen Welt die Nachfrage. Spekulative Köpfe sahen die Größe des Wiederaufbaugeschäftes voraus und deckten sich rechtzeitig ein, ehe die Preise anzogen. Als Maßstab für die Dimensionen dieses Geschäftes mag nur die eine Ziffer dienen, daß im Dezember allein an Nägeln 72,5 vom Hundert der gesamten amerikanischen Ausfuhr nach Japan gingen. Vor allem aber ist der sinkende Yen ein weithin sichtbarer Pegel für das durch das Erdbeben verursachte Überwiegen der Einfuhr. Dieser Überschuß der Einfuhr uber die Ausfuhr erreichte bis Ende März 1924 den Betrag von 470 Millionen Yen. An diesem Tag endete die Frist für die zollfreie Einfuhr von Wiederaufbaumaterial, und mit Rücksicht auf die ständig und immer beängstigender fallende Währung erhoffte man in japanischen Regierungs- und Finanzkreisen von jetzt ab einen Rückgang der Einfuhr.

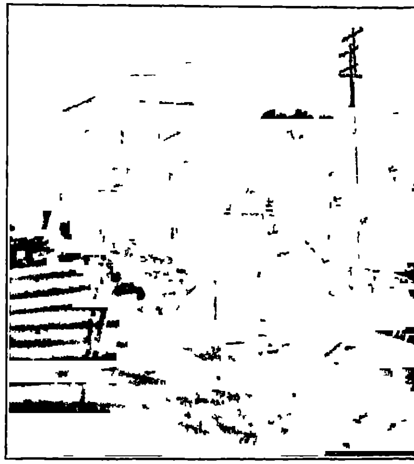
Allein bereits die ersten zehn Apriltage brachten einen neuerlichen Überschuß der Einfuhr von 50 Millionen. Wenn auch die japanischen Banken die Kredite für weiteren Import verweigern, so kann die Regierung doch nicht hindern, daß von ausländischen Banken derartige Kredite gegeben werden, und man rechnet heute für das erste Semester des Jahres mit einem Importüberschuß von 6—700 Millionen Yen.

Auf die Dauer muß aber die passive Handelsbilanz und die ihr folgende Verschlechterung der Währung eine

Drosselung der Einfuhr bewirken und das Ende der Wiederaufbaukonjunktur herbeiführen. In gewissem Sinn ist dies bereits eingetreten, wie es sich überhaupt gezeigt hat, daß mancher kluge Kopf allzu klug spekulierte. An Eisen und Glas, und vor allem an Zement kam nach der Katastrophe wesentlich mehr ins Land hinein, als zunächst verbraucht werden konnte, und eine ganze Reihe Firmen stehen der fatalen Lage gegenüber, daß ihnen die eingeführten Waren nicht abgenommen werden. Besonders prekär ist die Lage eines deutschen Unternehmens, das sich in Zement übernahm.

Japan ist ein armes Land. Die fetten Gewinne der Kriegsjahre gingen zum Teil schon bei dem großen Krach des Jahres 1920 drauf, einen weiteren Teil verschlang das Erdbeben. So ist gar kein Gedanke daran, daß Tokio und Yokohama in ähnlich kurzer Frist wie seinerzeit San Franzisko wieder aufgebaut werden. Machte man bei San Franzisko damals den Fehler, die Stadt zu rasch wieder aufzubauen, ohne die Möglichkeit der völligen Änderung des Stadtplanes zu nutzen, so besteht bei den japanischen Städten die Gefahr, daß man zu langsam mit dem Wiederaufbau vorgeht, und daß dauernd wird, was nur als Behelf gedacht war.

Zunächst hatte das Verbot der Regierung, feste Bauten zu errichten, ehe die neuen Bebauungspläne fertig sind, das Gute, daß man in Ruhe das gesamte Stadtbild einer Revision unterziehen kann. Vor allem handelt es sich um die Verbreiterung der Straßen, die Errichtung freier Plätze und Parks, die in Zukunft eine Katastrophe gleichen Umfangs verhindern sollen, und den Ausbau Tokios als Hafen.

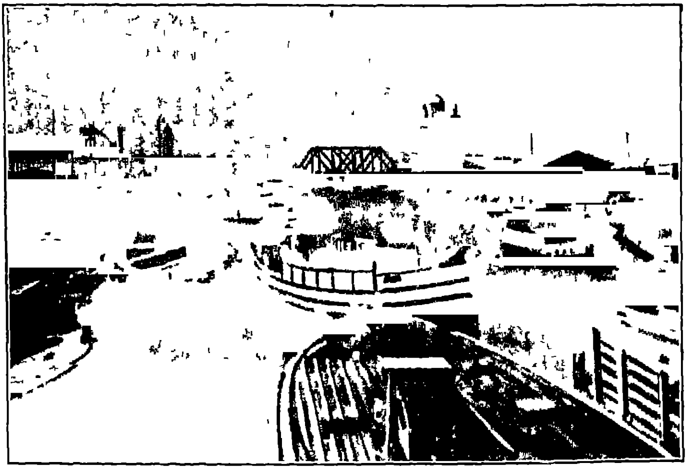


Vom Erdbeben verschobenes Haus auf dem Bluff in Yokohama

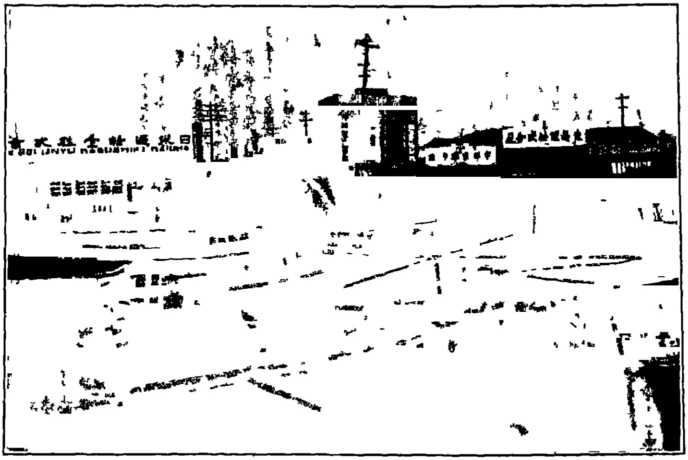


Trümmerfeld auf dem Bluff in Yokohama
(Der Bluff ist das ehemalige europäisch-amerikanische Wohnviertel.)

Yokohama nach dem Erdbeben.



Im Wiederaufbau



Blick vom Benten Bascht.

Yokohama

Dieser letztere ist nunmehr beschlossen. Mit einem Kostenaufwand von 46,5 Millionen Yen sollen ein Großschiffahrtsweg von Yokohama nach der Hauptstadt und entsprechende Hafenanlagen geschaffen werden. Man rechnet den Bau in sechs Jahren durchzuführen. Da 80 vom Hundert der in Yokohama eintreffenden Güter für Tokio bestimmt sind, die heute größtenteils in Leichter umgeladen werden müssen, so ist die wirtschaftliche Basis der Anlage voraussichtlich gegeben.

Wenn für dieses Unternehmen, das einen alten Wunsch Tokioer Handelskreise darstellt, auch die Mittel flüssig gemacht werden, so wird der völlige Wiederaufbau sich kaum in dem ursprünglich gedachten Ausmaße durchführen lassen, und ein gut Teil des Eisens und Zements, aus dem die Wolkenkratzer des neuen Tokio errichtet werden sollten, wird wohl noch auf Jahre hinaus keine Verwendung finden. Das heißt, daß die Preise hierfür, vor allem für den keine lange Lagerung vertragenden Zement heruntergehen mussen, und bereits nicht unwesentlich heruntergegangen sind. So erfreulich nun auch diese Tatsache für den japanischen Wiederaufbau im ganzen ist, so schließt sie doch erhebliche Verluste nicht nur für manche Importeure und japanische Einkäufer ein, sondern auch für die Regierung selbst, die sich gleich nach der Katastrophe allzu teuer in den Vereinigten Staaten eindeckte.

Einstweilen aber hat man in den maßgebenden Kreisen hier die Hoffnung, den Wiederaufbau in dem geplanten großen Stil durchführen zu können, noch nicht aufgegeben. Die Regierung macht Versuche über Versuche mit erdbebensicherem Material und erdbebensicherer Bauweise. Daß der große, mit reichlich viel Stukkatur überladene

Imperialhotelbau völlig unversehrt blieb, anscheinend bloß seiner festen Betonfundierung wegen, gibt einen Fingerzeig. Aber wer kann so kostspielig bauen? Und dann der Stadtplan. Selbst wenn sich all die teueren Gas- und Wasserleitungen umlegen ließen, erscheint keine Möglichkeit, sich mit den verschiedenen Grundbesitzern auseinanderzusetzen.

So wird die Hauptstadt Japans wohl auf lange Zeit eine Budenstadt und ein Barackenlager bleiben. Einzelne große Gebäude, die den Stößen standhielten, das Maranouchibuilding, das Yusen-Kisen-Kaisha-Building und einzelne Wolkenkratzer mehr, die es, wenn auch nicht an Höhe, so doch an Häßlichkeit mit jedem Geschäftshaus des Chicagoer Loop aufnehmen, Seite an Seite mit durftig zusammengeschlagenen Baracken. Dann Bretterbuden, Zeltlager, Holzhütten, straßauf, straßab. Die Holzbuden sind Geschäftshäuser, Läden, Restaurants, Büros. Bunte Auslagen sind darin, farbige Reklame darüber. Dahinter drängen sich in einzelnen Räumen ganze Familien. Auch die Ministerien sind teilweise in Baracken untergebracht. Tokio ist eine Hauptstadt aus Brettern und Latten.

Die Wohnverhältnisse, die für Europäer kaum erträglich wären, sind für die Japaner, die vor allem in den unteren Klassen an sehr einfaches Wohnen gewöhnt sind, nicht so schlimm. Es mag sogar Leute darunter geben, die einen guten Tausch machten, für viele ist der Unterschied nicht groß.

E i n Unterschied ist allerdings da. Jeder hat wieder ein Dach über dem Kopf. Aber er hat nur, was unbedingt notwendig und nützlich ist. Alle Freuden des Lebens, so

viele, kleine, niedliche Zierate, für die der Japaner soviel Sinn und Geschick hat, sind mitverbrannt. Das japanische Haus, auch das ärmlichste, hatte noch immer eine freundliche Note. Einen Garten hatte fast jeder, und wenn er auch nur aus einem Baum, vielleicht sogar nur aus einem Zwergbaum bestand. Alles ist verbrannt.

Wieviel verbrannte, sieht man erst, wenn man die Feuerlinie passiert und in die Stadtteile kommt, die verschont geblieben. Jetzt, zur Zeit der Blüte, ist der Unterschied besonders kraß. Das neue Tokio ist von einer kahlen Nüchternheit, die selbst den Nüchternsten erschrecken muß. Auch in der Stadtverwaltung hat man das gesehen und eine Baumschule angelegt, aus der man Bäume zum Selbstkostenpreis abgibt.

Ob es was nützen wird? Man hat bei Anlage der Buden und Baracken keinen Platz für Bäume und Hausgärten vorgesehen, und dann ist der Japaner in der großen Stadt wohl auch schon etwas von dem amerikanischen Nützlichkeitssinn beeinflußt. Das alte Japan hatte Sinn und Zeit für künstlerische Kultur, der Wiederaufbau seiner zerstörten Städte wird zeigen, wieviel die vordringende westliche Zivilisation davon noch übriggelassen hat.

23. Die Ryori-ya-Bekanntschaft.

Tokio.

An der Ecke des niederen Bretterhäuschens baumelte eine bunte Papierlaterne, und vor dem Eingang hingen mit Schriftzeichen bedruckte lange Stoffstreifen vorhangartig herunter. Zwischen den Stoffbahnen hindurch sah man essende Menschen, und der Duft von

Gebratenem wehte einladend heraus. Es war augenscheinlich ein Restaurant, eine „Ryori-ya“ — wenn man solch hochtrabenden Ausdruck für eine so bescheidene Gaststätte gebrauchen darf.

Die nasse, schmutzige Straße vor uns glänzte im Licht unzähliger bunter Papierlaternen, bis in endlose Ferne von den gleichen bescheidenen Bretterhäuschen eingerahmt. Wir waren weit vom Hotel, müde und hungrig, und so traten wir ein. Wenn man erstmalig in ein Land von so ganz andern Sitten und Anschauungen kommt, dessen Sprache man nicht kennt, und dessen Schrift so schwierig ist, daß ihre Erlernung eine Lebensaufgabe bedeutet, kommt man sich ähnlich hilflos vor wie ein Taubstummer, der nicht lesen und schreiben kann, und der unvermutet unter wildfremde Menschen verschlagen wird. Wie sichere Häfen in diesem unbekannten und unheimlichen Meere eines zunächst so fremden Volkstumes sind die großen Hotels, die internationalen Karawansereien, und die meisten Reisenden im fernen Osten gondeln nur von einem solchen Hafen zum andern. An Bahn oder Schiff vom Hotelporter in Empfang genommen, und ebenda bis zur nächsten Station wieder abgeliefert; und wenn sie sich wirklich in das Gewühl der fremden Stadt begeben, so nicht ohne den Schwimmgürtel eines wohlinstruierten Chauffeurs oder Rikschamannes, wenn nicht gar eines Führers oder Dolmetschers.

Es gibt Leute, die diese Art zu reisen sehr schätzen. Allein, ich habe sie stets in den Tod nicht leiden können, und wenn man auch als bekannter Journalist im fremden Land nun einmal gewisse Repräsentationspflichten hat und leider im ersten Hotel absteigen muß, so ist es

doch nicht nötig, sich im übrigen der sorglichen Behütung und Gängelung durch Porters, Führer und Rikschakulis zu unterwerfen.

So waren wir gleich nach Ankunft im Imperial losgegangen, und jetzt lag das Hotel irgendwo weit hinter uns. Man saß da jetzt bei Musikbegleitung gerade beim Diner. Alle Bekannten vom Schiff saßen da; denn es gibt ja eigentlich nur e i n erstes Hotel in Tokio. Wenn man im Orient immer nur in ersten Hotels wohnt und ißt, so kommt man nur mit den gleichen Leuten oder doch solchen der gleichen Art zusammen. Die Hotels schreiben dann noch in ihren Ankündigungen: „Man glaubt in unsern eleganten Räumen in Paris oder London zu sitzen." Das ist sehr schön, aber schließlich nicht der Zweck einer Orientreise.

Nun, vor unserer Bretterbude sah es gar nicht nach London oder Paris aus, höchstens nach Eastend oder Montmartre. Es sah angenehm fremdartig und abenteuerlich aus, wenn es auch sicher nur eine ganz friedliche Gegend und eine harmlose Kneipe war, in der bescheidene, anständige Menschen zu Nacht aßen.

Unser Eintritt erregte Sensation. Der Koch, der über offenem Holzkohlenfeuer irgend etwas briet, und die drei bedienenden „Nesans" sahen nicht weniger erstaunt auf, als die wenigen Gäste. Es mochte noch nie vorgekommen sein, daß Europäer sich hierher verirrt hatten. Zunächst blieb alles regungslos erstarrt, als wir nicht wieder umkehrten, sondern uns an einem der Tische niederließen — das Lokal war immerhin ein halbeuropäisches mit Holztischen und Hockern von solch winzigem Durchmesser, daß man sie erst scheu musterte, ob der betreffende Körperteil

auch wirklich Platz darauf fände. Schließlich faßte sich eine der Nesans ein Herz, näherte sich und verbeugte sich tief, so daß man ihre kunstvolle Frisur genau bewundern konnte. Natürlich verstanden weder wir ihr Japanisch noch sie unser Deutsch oder Englisch. Wir lächelten uns daher erst gegenseitig eine Weile an, bis sie soweit verstanden hatte, daß sie Tee brachte.

Aber schließlich wollten wir auch essen, und die Bestellung eines Gerichtes wäre schon schwieriger gewesen, wenn wir nicht glücklicherweise in ein Lokal geraten wären, das nur ein Spezialgericht verabfolgte. Außer den üblichen Speisehäusern gibt es in Japan eine ganze Anzahl Restaurants, die nur ein einziges Gericht verabreichen, für das sie besonders bekannt und berühmt sind. Da sind vor allem die Häuser, in denen man Nikunabe ißt, ein Fleischgericht, zu dem man nur die Rohstoffe geliefert bekommt, und das man sich selbst auf kleinen Holzkohlenfeuern brät, die vor jeden Gast gestellt werden. Dann gibt es andere Lokale nur für Austern, gebratenen Fisch oder für irgendein anderes Seetier.

In unserer Wirtschaft gab es etwas Schmalzgebackenes, das recht gut schmeckte, aber was mochte es eigentlich sein? Wir hätten es kaum erfahren, wenn nicht einige, aus Versehen mit in die Teighülle hineingebackene Krebsschwänze es uns verraten hätten. Die Nesan hatte uns etwas zögernd und mit fragendem, verlegenem Blick, augenscheinlich weil sie über kein europäisches Besteck verfügte, die Eßstäbchen gebracht. Aber da wir unsere erste Erfahrung mit diesen, zunächst schwierig zu handhabenden Eßgeräten bereits auf dem japanischen Dampfer gemacht hatten, konnten wir unter den beifälligen Blicken des ganzen

Lokales sowohl mit den gebackenen Krabben als mit dem unvermeidlichen Reis mit leidlichem Anstand fertig werden.

Übrigens blieben wir an unserm Tisch nicht lange allein. Das Lokal füllte sich rasch, und uns gegenüber nahm ein älterer Japaner in bescheidenem europäischen Anzug Platz. Wenn ein Japaner auch nur zwei Worte einer fremden Sprache beherrscht und einen Ausländer trifft, so versucht er sicher ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen; denn solche Gelegenheit, Konversation zu üben, läßt sich der lerneifrige Ostasiate nicht entgehen. So waren wir denn bald im Gespräch, und es zeigte sich, daß unser Gegenüber, ein Lehrer an einer Mädchenschule, recht ordentlich englisch und deutsch sprach.

Natürlich suchte er zu ergründen, wer wir wären, wie wir hierhergekommen seien und wo wir wohnten. Als er nach unserer Wohnung fragte, zögerte ich einen Augenblick; denn das Imperialhotel, dessen Hauptaktionär das Kaiserhaus ist und das in neuen Reiseführern als „Wunder des Ostens" fungiert, und diese mehr als bescheidene Kneipe waren ein gar zu starker Kontrast. Meine Antwort löste ein derart unverhohlenes Erstaunen aus, daß ich es mir nicht versagen konnte, unsere neue Bekanntschaft für den folgenden Abend zum Diner ins Hotel zu laden.

Der Lehrer kam auch pünktlich zur angegebenen Zeit, freilich im schwarzen Gehrock, der ja nun allerdings nicht ganz zur Abendtoilette der übrigen Gäste paßte. Aber sonst wurde er der schwierigen Situation mit Anstand gerecht, wenn ihm auch die verschiedenen Bestecke einiges Kopfzerbrechen verursachten, so daß wir ihm bei der richtigen Auswahl für jeden Gang ein wenig nachhalfen.

Unsere eleganten Schiffsbekanntschaften guckten ein wenig erstaunt. Aber alles ging ganz gut bis zum Schluß, als die Fingerschalen gebracht wurden. Trotzdem wir uns beeilten, ihren Gebrauch vorzudemonstrieren, ergriff unser Gast die Schale mit beiden Händen, setzte sie an den Mund und — trank sie nicht etwa aus, sondern, schlimmer noch, begann kräftig zu gurgeln. Dann spuckte er das Wasser wieder in die Schale und — o Schreck, setzte sie nochmals an den Mund, gurgelte und spuckte wieder, und wiederholte diese Prozedur, immer mit dem gleichen Wasser, mindestens sechsmal. Das war entschieden ein Rekord, und eine Szene, wie sie das Imperial noch nicht erlebt hatte. Der Manager, die Kellner und die Gäste erstarrten in noch viel fassungsloserem Staunen als die Nesans und die Kulis bei unserem Eintritt in die kleine Kneipe!

Unser neuer Freund war uns in den nächsten Tagen ein sehr wertvoller Führer durch Tokio, von dem wir mancherlei zu hören bekamen, was der Fremde landläufigerweise nicht erfährt. Es ist im Grund ja nicht nur die gleiche, durch Cook, das Touristenbüro und die europäischen Hotels vorgezeichnete Straße, die die meisten Fremden in Japan gehen, sondern sie kommen auch alle mit dem verhältnismäßig kleinen Kreis englisch sprechender Leute zusammen, zu deren mehr oder minder offiziellem Aufgabenkreis es gehört, hervorragende Fremde zu empfangen und ihnen den richtigen Eindruck von Japan beizubringen. So war das, was wir erfuhren, die kleine, mehr harmlos-lustige als peinliche Szene schon wert.

24. Rast im Reis-Rasen-Haus.

Mito.

Tat — tat — tat klatschten in gleichmäßigem Takt die Sohlen der Rikschakulis auf den Boden. Sie tragen keinerlei Schuhe, sondern Strümpfe mit Gummisohlen, zweigeteilt, je für die große Zehe und die übrigen, so daß ihre Füße wie die eines Straußes wirken. Gleich dem des großen Laufvogels ist auch ihr trabender Schritt, weitausholend, leichtfüßig, so daß einem gar nicht der Gedanke aufkommen kann, daß ein keuchender, schwitzender Mensch sich zwischen den Deichseln müht.

Das matte Licht, das die Schojis, die in kleine Vierecke geteilten Papierwände, auf die Straße warfen, und das mild und weich war wie der reflektierende Glanz von Perlmutterschale, begann nach und nach zu erlöschen. Es wurde spät, und noch immer trabten unsere Rikschakulis zwischen den Häusern entlang, die rasselnd und klappernd die nächtlichen Bretterläden vor die dünnen Papierwände schoben, um sich gegen die Nacht abzuschließen.

Wohin fuhren wir? Noch immer war von dem japanischen Gasthof, den ich den Kulis angegeben, nichts zu sehen. Hatte der Rikschamann verstanden? Mein Japanisch war erst in den allerersten Anfängen. „Shibalaya", rief ich noch einmal: „Hay, hay!" nickt der Vogel-Strauß-Mann, ohne sich umzudrehen. Also, in Gottesnamen! Eigentlich konnte er uns ja hinführen, wohin er wollte, und man hätte sich nicht einmal wehren können. In stoischem Gleichmut trabten die Kulis, und die bunten

Papierlaternen, die von den Deichseln herunterhingen, baumelten lustig auf und nieder.

Wir hatten beschlossen, japanisch zu leben, sobald wir erst einmal von Tokio fort waren, und hier in Mito wollten wir den ersten Versuch damit machen. Mito schien gerade der richtige Ort. Es steht nicht auf der Liste, die Cook und Touristenbüros vorschreiben, ist ein kleines, verträumtes Landstädtchen, und die Neugier, mit der man uns am Bahnhof nachsah, sprach dafür, daß Fremde hier selten seien.

Alle unsere Tokioer Bekannten hatten uns dringend von unserem Vorhaben abgeraten, und auch der „Murray“, der bekannte Japanführer, schreibt, daß mancher, der aus der Ferne hoffnungsvoll auf das japanische Essen blickte, seinen Mut sinken fühlte, sobald er der ungenießbaren Wirklichkeit dieses Essens gegenüberstand. Vom japanischen Schlafen und Baden ganz zu schweigen!

Aber wir hatten uns dadurch nicht von unserem Vorhaben abhalten lassen, und jetzt waren wir überdies so müde und hungrig, daß wir mit allem zufrieden gewesen, wenn wir nur erst an Ort und Stelle angelangt wären.

Aber da bog der erste Kuli auch schon in einen reizenden, kleinen Hof ein, zur Linken eine hübsche alte Steinlaterne, zur Rechten eine malerische, japanische Kiefer. Wir hielten vor der Shibataya, „dem Reis-Rasen-Haus“.

Nun war es fast ein wenig wie bei Aladdins Wunderlampe aus 1001 Nacht, als sich auf das Rufen der Rikschaleute die Papierwände auseinanderschoben. Ein spiegelblank polierter Flur, an den weiche Matten grenzten. Ein Papierschirm, über den ein Kranich stolzierte, eine kost-

bare Vase voll Blütenzweigen, im Türspalt kauerte ein niedliches junges Ding, das sich bei unserem Anblick niederwarf, mit der Stirne fast den Boden berührend. Wie mit einem Schlag waren plötzlich lautlos zwei, drei, vier Mädchen da, die sich gleichfalls zur Begrüßung niederwarfen. Da kauerten sie vor uns, eine farbenbunte Reihe, und zwitscherten los und kicherten in ihre langen Kimonoärmel hinein, als wir sie so gar nicht verstanden.

Da jedoch schließlich kein Zweifel sein konnte, daß wir Nachtquartier wollten, so huschten zwei heran, zogen uns die Stiefel aus und streiften uns statt dessen Pantoffel über, und nun ging es durch endlose Gänge, über geländerlose, steile Treppen und wieder durch Gänge, bis der nunmehr auch dazugekommene Wirt und die Mädchen beiderseits einer Schiebetür in die Knie sanken. „Irrasskai! Irrasskai!“ „Wollen Sie sich herablassen, einzutreten!“ Die Stirnen senkten sich auf den Boden. Wir verneigten uns unsererseits, stießen die Pantoffel ab und gingen auf Strümpfen — wie es der Anstand erfordert — in unser Zimmer.

Es war das Ehrenzimmer des Hauses, in das man uns führte, — wie wir später hörten: der Raum, in dem der Divisionär zu übernachten pflegt, wenn er zur Inspektion des Mitoer Regimentes in die Stadt kommt —, aber zunächst wirkte der Raum weder sehr großartig noch überhaupt wie ein Zimmer. Der Japaner kennt ja keinerlei Möbel, nicht einmal Teppiche, die beim Mohammedaner der Wohnung die Note geben. So wohnen in Japan Kaiser und Bauer im gleichen Stil.

Vier papierne Schiebewände, ein Boden aus Tatamis, den dickgeflochtenen Reisstrohmatten, und eine hölzerne

Decke — das ist das japanische Zimmer. Derart wa auch das unsrige. Aber bald merkten wir, daß die Matt neu und sauber, das Papier untadelig und ohne Ri und das verwendete Holz kostbar war. Außerdem wa auch die Takonoma besonders geschmackvoll eingerichtet

Die Takonoma ist eine Nische, die in keinem bessere Zimmer fehlt. Ursprünglich mag sie die Schlafnische ge wesen sein; denn, wie ein boshafter englischer Schrift steller behauptet, sie ist der einzige zuggeschützte Platz ir japanischen Haus. Später wurde sie wohl der Aufenthal für den Hausgeist, und die Bewohner zogen sich darau zurück und verlegten ihre eigene Schlafstätte mitten in Zimmer. Heute ist die Takonoma etwas wie ein Haus altar. Es hängt immer ein Kakemono darin, ein Wand bild, von denen die japanische Familie einen großen Vor rat hat. Sie hängt jedoch nicht alle an die Wand wi bei uns, sondern jeweils nur eines in einem Zimmer, da häufig, der Stimmung oder der Jahreszeit entsprechend gewechselt wird. Weiter steht da noch eine Vase mi frischen Blumen oder Blüten und eine Bronzefigur: ei Buddha, ein Shintogott oder auch ein Tierbild. Die Dreiheit ist stereotyp und streng vorgeschrieben, aber si läßt innerhalb solch enger Grenzen dem persönlichen Ge schmack und Kunstverständnis einen weiten Spielraum. –

Uns grüßte bei unserm Eintritt ein Shichi Fukujin ein dickbäuchiger, friedlich grinsender Glücksgott, ein weiße Kranich auf dem Kakemono, der in die sinkende Sonn hineinflog, und ein blühender Pfirsichzweig. Als dann di Dienerinnen im Handumdrehen einen Hibachi ins Zimme gestellt, einen blauen Fayencetopf mit dem wärmende Holzkohlenfeuer, um die sie die seidenen Kissen für un

zum Sitzen gruppierten, und sie uns lächelnd in winzigen Porzellantöpfchen den grünen Tee servierten, war das im ersten Augenblick ungastlich scheinende Zimmer in einen Raum voll wundervollster, behaglicher Gastlichkeit verwandelt.

Soweit war alles gut und schön. Aber nun kam der Wirt wieder mit einer langen Rolle und begann, sich mehrmals auf den Boden verneigend und respektvoll die Luft zwischen den Zähnen einziehend, eine lange Rede, die auch nach mehrmaliger Wiederholung unverstanden blieb und schließlich auf beiden Seiten fassungslose Ratlosigkeit auslöste, bis mir glücklicherweise einfiel, daß er sicher die von der Polizei vorgeschriebenen, endlosen Fragen nach Herkunft, Nationalität, Beruf, Alter, woher und wohin stellte. Ich hatte ein Empfehlungsschreiben vom Auswärtigen Amt in Tokio mit, in dem wohl alles dieses drinstand; denn als ich es ihm reichte, hellte sich sein betrübtes, sorgenvolles Gesicht wieder auf, und er begann, emsig mit Tusche seinen Inhalt auf die Papierrolle zu übertragen.

Nachdem er damit fertig war, kam eine neue Rede, und ich konnte nur aus dem Ton schließen, daß es eine Reihe von Fragen nach unseren Wünschen war.

Nach japanischer Sitte hätten wir zuerst ins Bad gemußt. Allein das ist eine besondere Prozedur, der wir uns heute nicht mehr gewachsen fühlten, und so nahm ich all mein Japanisch zusammen und erklärte: „O nakaga sukimashita", was auf deutsch heißt: „ich bin hungrig", oder wörtlich: „Meine verehrungsvolle Innenseite ist leer geworden."

Als nach mehrmaligem Wiederholen dieser Satz endlich

verstanden wurde, löste er neuerliches beifallbezeigende
Lächeln aus, aber leider auch wieder eine Reihe vo
Fragen, die ich endlich mit einem „Nan de mo yoroshii
— „Einerlei, irgend etwas" enden konnte.

Dann warteten wir lange, endlos lange, ohne daß d
Nesan, die bei uns blieb, aufhörte, zu lächeln und un
Tee einzuschenken. Es war lange nach zwölf, ehe d
Wirt und die übrigen Dienerinnen zurückkamen. Wa
brachten sie an Stelle des erhofften, echt japanische
Menüs? — ein paar Wiener Schnitzel und Messer un
Gabel, die sie sich sicher erst mühsam irgendwie beschaf
hatten; denn sie lächelten uns stolz und beifallheischend a

25. Das Teezimmer des Daimyo.

Mito.

Die Pflaumenblüte war eigentlich schon längst vo
über, allein die Bäume im Garten des Daimy
trugen noch immer einzelne Blüten, und es schien, a
hielten sie diese letzten, langsam verblühenden mit all
Kraft fest, bis die ersten Kirschblüten mit rosigem Schim
mer aufgebrochen, damit der Park auch nicht einen Ta
ohne Blütenschmuck sei.

Hinter steilen hohen Kryptomerien, die den Garte
umgrenzten, lag der kleine Shintotempel. Ab und z
klang ein Gong herüber oder ein dumpfer Trommelton
Der Geist des Mito Komon, der dort begraben lieg
war vom Kaiser in eine höhere Rangklasse erhobe
worden. Dazu war ein Mitglied des Kaiserhauses un
einige andere hohe Herren aus Tokio hergekommen, u
dem Geist die freudige Mitteilung von seiner Standes

erhöhung zu machen. Die Herren trugen schwarze Gehröcke und saßen auf Stühlen; der alte Daimyogeist, vor dem die Shintopriester zelebrierten, mag ein sonderbares Gesicht gemacht haben.

Hier in das kleine Sommerschlößchen mitten im Park aber war noch nichts von dem modernen Geist gedrungen. Jeder einzelne Raum war noch wie gesättigt von der Atmosphäre seines einstigen Herrn, oder war es nur die anschauliche, lebendige Erklärung unseres Führers, Professor Gunderts, des wundervollen Japankenners, die uns die Zeit vor 400 Jahren zurückzauberte. Wir hatten schon den ganzen Vormittag in dem kleinen Schlößchen verbracht, das eigentlich nur aus ein paar Zimmern besteht. Aber je länger wir in den einfachen, in all ihrer Schmucklosigkeit so überaus vornehmen und stimmungsvoll wirkenden Räumen weilten, desto mehr nahmen sie uns gefangen.

Zeit ist das erste, was man sich in Japan gönnen muß. Wer nur einen einzigen Tempel, ein einziges Haus in Ruhe auf sich wirken läßt, hat mehr von Japan in sich aufgenommen und erlebt, als wer in lärmender, hastender Reisegesellschaft alle Sehenswürdigkeiten des „beaten track" abklappert, von Kioto bis Nikko und von Nara bis Tokio. Die innere Stimme Japans beginnt erst zu sprechen, wenn man alle Hast und Unruhe des Westens von sich abgetan hat, wenn nichts ist als harmonische Stille und ruhevolles Lauschen.

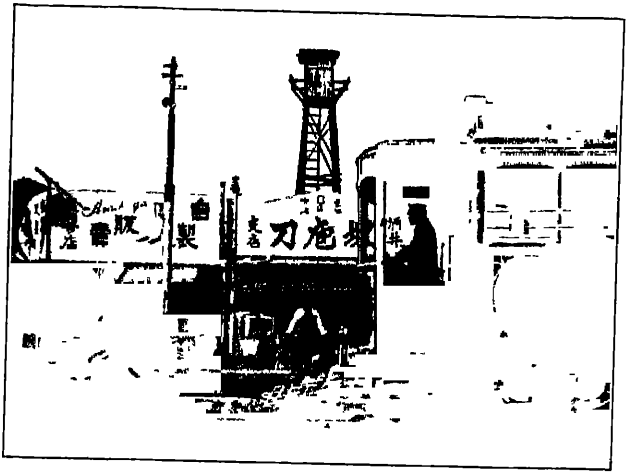
So saßen wir ohne zu sprechen auf den Tatamis im einzigen Zimmer des oberen Stockwerks, das wie ein Türmchen dem Bau aufgesetzt ist. Die Schojis waren zurückgeschoben, und man sah nach allen Seiten in die

Landschaft, die wie stille Gemälde in blassen Farben di Türrahmen füllte.

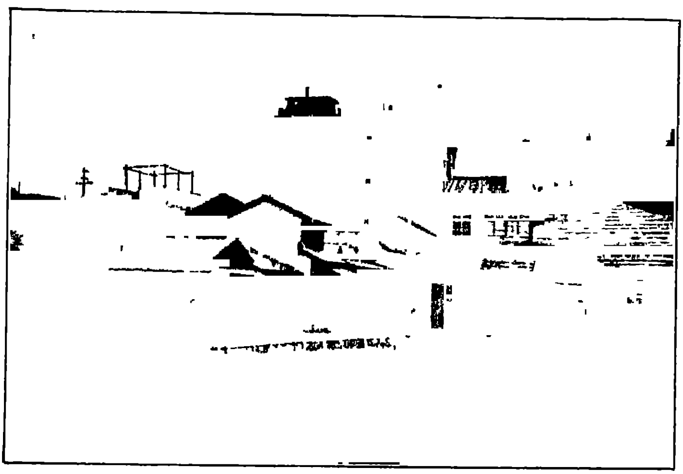
Unter der mittelsten Öffnung lag tief unten das Tal das einst ein See gewesen und das jetzt die schmalei Dämme der Reisfelder in lauter kleine, zierliche Viereck teilen. Zur Rechten und Linken breitet sich der Gartei mit seinen Steinlaternen und Felsblöcken, umwuchert voi Azaleen, deren Knospen sehnsüchtig scheinen und endlic aufbrechen, um ihre farbige Pracht entfalten zu könnei Weiterhin jenseits des Bambuszaunes spielen ein paa Mädchen auf dem Rasen, die in ihren buntseidenei Kimonos selber wie im Wind wehende Blüten wirkei Der einen war der Obi aufgegangen. Sie sprang au einen Steintisch, und von den Blüten eines Pflaumen baumes überhangen, knüpfte sie lachend und ungeniert di breite kunstvolle Schleife.

Hier in diesem Turmzimmer hatte der alte Daimy oft gesessen, der ein mächtiger, kriegerischer Herr war. Ei der es gewagt hatte, gegen den Shogun die Waffen z erheben, mochte nicht weniger durch Staats- und Kriegs geschäfte in Anspruch genommen sein, als ein Staatsman oder Industriekapitän von heute. Aber die Zeit, in alle Ruhe und Muße die Blüte zu bewundern, gönnte er si jedes Jahr; er mag wohl der Ansicht gewesen sein, da es auch um seine Staatsgeschäfte schlecht bestellt wär- gönnte er sich nicht die Ruhe innerer Versenkung.

Unten im ersten Stock hatte der Daimyo einen kleine Saal, der nur dem Verkehr mit den Literaten un Dichtern gewidmet war. Wenn in den übrigen Räume der Daimyo auf den Tatamis saß, durfte sich kein g wöhnlicher Sterblicher zu ihm setzen, sondern mußte voi



In der Budenstadt Tokio. (Im Hintergrund Feuermeldeturm.)

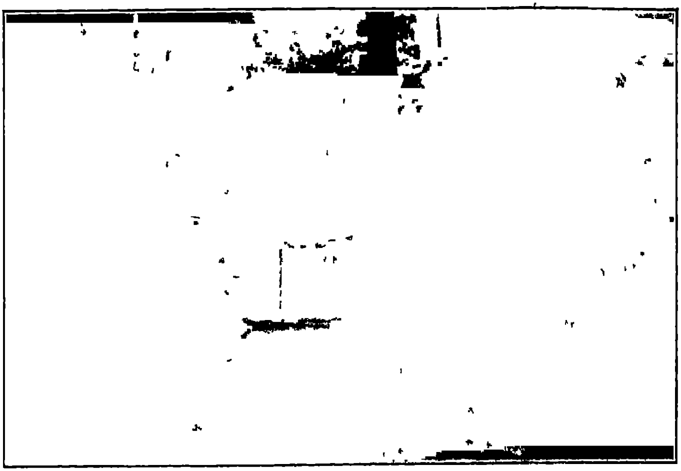


Tokios Wiederaufbau.
(Beim Erdbeben stehengebliebener Wolkenkratzer, davor neuerbaute Baracken)

Tokio.



Tempelfest in Kobe.



Koniferenallee vor dem Iejasutempel in Nikko.

Japanische Tempel.

Holzfußboden des Türrahmens aus mit ihm sprechen. Im Literatenzimmer aber fehlten die Strohmatten, und der ganze Fußboden war aus blankpoliertem Holz. Das hieß, daß sich in diesem Raum die Literaten neben den Daimyo setzen konnten, und er mitten unter sie. Dann war er nichts anderes als einer von ihnen, der sich mit um die Wette mühte, über ein ausgegebenes Thema in kunstvollen Versen schöne Gedanken zu Papier zu bringen.

Nun aber sah ich das Schönste und Eigenartigste im Schlößchen des Daimyo, es war das winzig kleine Zimmer, in dem er die Teezeremonie abzuhalten pflegte. Die Teezeremonie ist das Japanischste, was es in Japan gibt, und wenn man sie verstanden hat, kann man sagen, daß man wenigstens an die Schwelle des Verständnisses für dieses uns im Grund so völlig unverständliche Land und Volk gekommen ist. Ich habe die Teezeremonie verschiedentlich gesehen, aber ein Begreifen ihrer Bedeutung für das Volk des Mikado ist mir nur in diesem kleinen, leeren Zimmerchen aufgegangen.

Es war ein Raum, so winzig, daß man meinte, man müsse auf allen Seiten anstoßen und ihn auseinandersprengen, und doch so wundervoll harmonisch in seinen Verhältnissen, daß er wie eine in sich ruhende, abgeschlossene Welt wirkte. Die eine Schmalseite nahm die Takonoma ein, die andere war offen und ging auf den Garten hinaus, nicht auf den allgemeinen Garten, sondern auf ein eigenes Gärtchen, ein Miniaturgärtchen, ein Zwerggärtchen. Im Grunde nicht einmal das; denn der ganze Garten bestand lediglich aus einer hohen Bambuswand, über die man gerade noch einen Streifen Wald

und Himmel sehen konnte, und davor stand eine Steinlaterne, ein Strauch, eine Kiefer und einige Felsblöcke, die den Weg andeuteten.

Aber dieses Zimmer und dieser Garten waren eine Welt für sich. Ich setzte mich neben die Takonoma und sah abwechselnd auf den schmalen Himmelsstreifen über der Bambuswand und auf den Kakemono, der in der Takonoma hing. Langsam senkten sich die Augenlider, bis sie in jener halbgeschlossenen Stellung blieben, die die Shingonsekte für die Meditation vorschreibt.

Ich weiß nicht, wie lange ich so gesessen, und ich muß wohl ein wenig eingeschlummert sein — es ist mit Meditationen ja immer eine eigene Sache, und böswillige Leute behaupten, sie wäre nur ein anderer Name für Nachmittagsschlaf —, denn als ich wieder aufsah, stand auf einem Hibachi ein kunstvoll gearbeiteter Wasserkessel vor mir, und neben mir saß ein alter Japaner mit dem ausrasierten Schädel der Samurai und strengem hoheitsvollen Ausdruck. Der Japaner lenkte meinen Blick auf den Kakemono, und jetzt sah ich erst, was dieser vorstellte. Es war eigentlich nur ein einziger Pinselstrich, der über die Seide von oben nach unten geführt war, aber er war von einer unerhörten selbstsicheren Kühnheit. Der breite Strich mit dem runden Knauf mochte ein Bambusschößling sein, oder eine Reitgerte, vielleicht auch ein Phallus. Der alte Japaner lächelte, als er meinen staunenden Blick sah, und übersetzte mir die Zeichen, die danebenstanden, oder vielmehr war es, als enträtselte sich mir ihre Bedeutung: „Es ist nicht geschrieben,“ stand da, „und es ist nicht gemalt, sondern es ist aus sich heraus geworden, aus der inneren Kraft des Willens. Auf, dem

Pferd über die Schenkel geschlagen, und an der Spitze der Krieger voran in die Schlacht!"

Da ging die Tür auf, und das Mädchen, das sich vorhin auf dem Steintisch den Obi gegürtet, kniete, sich verneigend, im Rahmen. Sie trug zwei Körbe, aus denen sie Holzkohle und Asche und all den Zubehör der Teezeremonie auspackte.

Zuerst ordnete sie weiße und schwarze Holzkohle und schneeige Asche auf dem Hibachi, dessen Feuer sie zu neuer Glut anfachte. Dann warf sie aus einem kostbaren Porzellanbüchschen zwei Körnchen Weihrauch ins Feuer. Schließlich reinigte sie die Schale und bereitete den Tee

Jede Bewegung war vollendete Ruhe und Harmonie, und ich begann zu begreifen, was die Teezeremonie bedeutet: das Einswerden des „Ich" mit Gott und Welt.

Zwei gehäufte Eßlöffel Tee füllte das Mädchen in die Schale, und nach Übergießen mit heißem Wasser quirlte sie ihn mit einem Bambuspinsel zu einem schäumenden dünnen Brei. Er schmeckte streng und bitter, als ich mit drei schlürfenden Zügen — wie ich es von meinem Nachbar gesehen — die Schale leerte. Aber eine seltsame Wirkung ging von ihm aus, berauschend, ohne zu berauschen, ein Freiwerden der inneren Kräfte. Diese Seele der Zeugungskraft, oder der Peitsche, die das Streitroß in die Schlacht treibt, oder des aufsprossenden jungen Baumes, oder was immer die Zeichnung des unbekannten Künstlers bedeuten mochte, füllte das Teezimmer. Das Teezimmer war die Welt, und ich ruhte in ihr in demütig-stolzer, seliger Ausgeglichenheit. So restlos versunken war ich in die Alleinheit, daß ich augenscheinlich nicht gemerkt hatte, wie sich der alte Japaner und das

Mädchen verabschiedet, und erst aufschreckte, als Professor Gundert an der Tür stand und lächelnd fragte: „Wie lange wollen Sie eigentlich hier noch allein sitzen? Es ist wirklich höchste Zeit, daß wir zum Essen gehen."

26. Ein Abend mit halben und ganzen Geishas.

Mito.

Der Wirt der Shibataya stand am Telephon und übermittelte dem Inhaber des Machiai meine Anordnungen für den heutigen Geishaabend. Das Telephon befand sich in der Wirtschaftsabteilung des Gasthofs. Das war ein ganzer Komplex von Räumen, die halboffen alle ineinander übergingen. In der Mitte führte ein Gang hindurch, damit man ohne Wechsel der Fußbekleidung von der Straße in den Hof gelangen konnte. Rechts lagen die Küchenräume, eigentlich nichts anderes als ein paar offene Holzkohlenfeuer, und links, wenn man so will — das Kontor. Wenigstens stand da so etwas wie ein Aktenschrank und auf einem niedrigen Tischchen das Wichtigste für den japanischen Geschäftsmann — eine Rechenmaschine.

In dieser durchaus altjapanischen Umgebung fiel das Telephon etwas aus dem Rahmen, aber für den Geishabetrieb ist es eigentlich eine Notwendigkeit, zum wenigsten vereinfacht es das Arrangement eines Abends mit Geishas außerordentlich. Den Begriff des Teehauses, wie ihn sich der Europäer vorstellt, als eines Etablissements mit Geishas, gibt es nicht in Japan. Ein Teehaus ist ein Lokal, in dem man Tee trinkt, vom elegantesten Restaurant bis zur Kulischenke am Weg — und die Geishas wohnen

ı Häusern, die für Fremde, auch für Japaner, im allemeinen nicht zugänglich sind. Will man einen Abend ıit Geishas verbringen, so bestellt man sie sich, und zwar ı der Regel in ein Machiai, in ein „Rendezvoushaus", ie man das japanische Wort am richtigsten übersetzt.

Also bestellte auch der Wirt für mich: zwei Hongyok, Ganzjuwelen" oder „ganze Geishas" und zwei Hangyok der „halbe Geishas". Die Hongyok sind die älteren oll ausgebildeten Mädchen, die musizieren und singen. ie Hangyok dagegen sind dreizehn- bis fünfzehnjährige, e als Tänzerinnen auftreten. Nach der Bestellung der Aädchen kam die des Zubehörs. Da wir im Hotel essen ollten, bearderte ich außer Sake nur Seegetier: Krabben, intenfische, Algen und dergleichen, Früchte und Kuchen.

Nach dem Essen kam der Wirt, um uns zu führen. uf der Hauptstraße war noch reges Leben. Vor dem ino, dessen Lampen ein grelles Licht auf blutrünstige lakate warfen, staute sich eine dichte Menge. Dann ging in eine stille Nebenstraße. Häuser hoben sich wie ıheimlich lauernde Tiere über hohe Plankenzäune. Nur lten beruhigte das milde Licht eines Lampions. Plötzh ergriff ein heller rasch vorschießender Lichtstreifen von r dunklen Straße Besitz. Wir standen vor der offenen ür des Machiai, entledigten uns unseres Schuhwerks ıd folgten der voranschreitenden Führerin durch eine nzahl von Gängen. Dann ging es auf eine hochschwungene Bambusbrücke über einen Gartenhof. Man kannte undeutlich eine Kiefer. In einer Steinlaterne ınd ein mattes Licht, das in das Dunkel eines Teiches l, der unheimlich in schwarzem Leuchten glomm. Scheinr unendlich tief, obgleich er in Wirklichkeit sicherlich

nicht über das Ausmaß und die Tiefe einer Waschschüssel hinausging. Nochmals durch Gänge und nochmals über einen Gartenhof. Dann kniete die Führerin nieder, öffnete eine Tür, verneigte sich, verschwand, und wir waren allein in einem mäßig großen Zimmer, das im Herzen eines verwirrenden Labyrinths zu liegen schien.

Wartend saßen wir auf den Seidenkissen um den Hibachi. Die Fusamis, die die angrenzenden Zimmer von dem unsrigen abgrenzten, trugen einen Fries bunten Ahornlaubes. Wie aus der Ferne klang das Klimpern eines Samisen, das ein plötzliches Lachen übertönte. Dann öffneten sich die Schiebetüren und eine Alte machte ihre Reverenz. Es gab eine lange Verhandlung über unsere Wünsche, trotzdem doch alles bereits telephonisch bestellt war, aber die Alte fragte immer wieder, ob wir nicht Bier wollten. Geishas per Telephon ließ ich mir noch gefallen, allein Geishas mit Bier, das war mir doch zuviel, obgleich es in Japan nichts Ungewöhnliches, fast kann man sagen, das übliche ist. Bier ist japanisches Nationalgetränk geworden, das in großen einheimischen Brauereien bereitet wird.

Nun aber waren wir keine Japaner, sondern Europäer, und so wollten wir zu Geishas nicht Bier, sondern Sake. Endlich gab sich die Alte zufrieden, und eine Dienerin brachte das telephonisch bestellte Menü. Hinter der Magd kamen die Geishas, in Abständen rasch und huschend, so daß sie mit einem Male im Zimmer knieten. Den Anfang machte die Samisenspielerin. Sie war schon älter, wie bereits ihr dunkler Kimono verriet. Ihr Gesicht war für eine Japanerin ungewöhnlich; denn es trug nicht die übliche, lächelnde Maske, sondern Spuren von Leid und

Erfahrung. Es war ein reifes, sympathisches Gesicht. Die Trommelspielerin war eine Bauern- oder Fischerstochter, die ihre Eltern an einen Geishabesitzer verkauft haben mochten, und bei der der Drill der Geishaerziehung die Derbheit und Einfachheit des Vaterhauses noch nicht ganz übertüncht hatte.

Dann knieten die Tänzerinnen vor uns. Es waren blutjunge Dinger in prächtigen, schwerseidenen, fast allzu bunten Kimonos. Ihre Gesichter waren in der üblichen Weise weiß geschminkt oder fast gestrichen, kann man sagen; denn sie waren mit einem flüssigen Puder bis zum Nacken herunter überdeckt. Der Mund war durch Wegschminken der ganzen Unter- und der halben Oberlippe in eine schmale Kirschhälfte verwandelt, die Augenbrauen fein gezogen. Über der Stirn türmte sich der Aufbau der künstlichen, komplizierten Frisur mit den durch Anwendung von einigen Pfund Fett steif gemachten Haaren, dem eingeflochtenen Seidenband, den Korallen und dem Kamm. Es waren Köpfe, die gut zu den starren, prächtigen Gewändern paßten, aber die trotz des Lächelns auf den Gesichtern doch etwas Maskenhaftes an sich trugen. Nur die Augen waren natürlich, feucht und schön, und sie ruhten auf uns in unverhohlen staunender Neugier. O-Hami-San und O-Yuki-San nahmen die Sakeschalen und kredenzten sie uns. Ich kannte die Sitte; so spülte ich den Sakebecher, nachdem ich ihn geleert, in der bereitstehenden Schale und reichte ihn meinerseits O-Yuki, dem Fräulein Schnee, die neben mir saß. Als sie mir den Trunk abnahm, sah ich, welch schöne, selten schmale Hände das Mädchen hatte, und diese Hände waren auch bei den jetzt beginnenden Tänzen das Schönste.

Als erster kam ein Fischertanz. Die Männer fahren aufs Meer hinaus. Man sieht sie rudern und die Segel hissen. Die kleinen Hände greifen in die Luft. Dazu sangen die Geishas zu dem Klang des Samisen und der Trommel. Dann kam Sturm, die Boote gingen unter, die Frauen am Ufer weinten und klagten. Es endete sehr tragisch.

Die beiden Mädchen tanzten unermüdlich. In den kurzen Zwischenpausen knieten sie vor uns hin, kredenzten Sake, lächelten und sahen uns in die Augen.

Die Tänze waren eigentlich nur eine Aneinanderreihung von Posen. Die Beine spielten die geringste Rolle dabei. Nur selten hoben sie sich, so daß man das nackte Fleisch über den kurzen Socken zwischen den auseinanderfallenden Kimonofalten sah. Aber diese Bewegung wirkte plump und unschön. Wundervoll dagegen war das Spiel der Arme und Hände, und im Grunde war es nur ein Tanz der Hände. Wie zwei unerhört zarte, seidene Tauben waren die von O-Yuki, und sie umbuhlten einander in der Luft, trafen sich und trennten sich wieder, gesättigt von leidvoller Lust.

Alles, was O-Hami und O-Yuki tanzten, waren kleine Geschichten, die letzten Endes tief traurig waren, einerlei, ob es die eines Samurai war, der das einfache Mädchen im Wald so unermeßlich lieb hatte, und der nicht mit ihr vereint werden konnte, oder die von dem treuen Knecht der um seines Herrn willen stirbt und sich dennoch nicht von dem Verdacht der Untreue reinigen kann.

Ich hatte die Mädchen für einige Stunden gekauft wie ja auch der Geishabesitzer sie gekauft hatte, für einige Jahre, oder auch für ein ganzes Leben, wenigstens so

lange sie jung und schön waren. Die Geishas wußten, was ihre Pflicht war und spielten und tanzten unermüdlich, aber trotzdem sie sich nichts merken ließen, spürte ich doch irgendwie, daß es für sie Arbeit war, harte Arbeit, die sie Abend für Abend, Nacht für Nacht verrichten mußten. So ließ ich sie ausruhen und ruhig auf den seidenen Kissen knien. O-Yuki sah mir dankbar in die Augen und ihre kleine zarte Hand zuckte wie ein scheuer Vogel, der gern zärtlich zu mir hinüberfliegen wollte, aber sich doch nicht traute. Da faßte ich sie und streichelte sie, und sie nahm allen Mut zusammen und sagte, es sei heute so ein schönes Stück im Kino, und sie würden es sich so schrecklich gern ansehen. Aber sie hätten im Anschluß an mein Engagement gleich noch ein anderes.

Da mußte ich lachen, und ich lud O-Hami und O-Yuki und Sadako, die Samisenspielerin, und gleich noch die bäuerliche Trommelspielerin, die Alte und die Magd ins Kino ein.

Wir zogen alle zusammen los. Es war wohl ein etwas ungewöhnlicher Abschluß eines Geishaabends und unser Einzug ins Kino verlief nicht ohne erhebliches Aufsehen.

Ich war vorher und nachher so oft in japanischen Kinos, daß ich nicht weiß, was eigentlich gespielt wurde. Es war einer der national-japanischen historischen Filme, die alle so unendlich tragisch und blutrünstig sind. Wenn man sie öfter gesehen hat, verlieren sie stark an Interesse. Allein meine kleinen Schmetterlinge kauerten voll glückseliger Hingabe auf dem Boden der Loge, und es war tiefe, ehrliche Trauer in ihren Augen, als sie noch vor Ende des Stückes wieder ins Machiai zurück mußten, um zu spielen, zu tanzen und zu lächeln.

27. Japans Weg nach Westen.

Sendai.

Es war Buddhas Geburtstag. Gerade als wir i Städtchen ankamen, bog der lange Kinderfestzu auf dem Bahnhofsplatz ein: erst die Koto-Gakko-Schül in ihren blauen Uniformen und Schirmmutzen, dann d Volksschüler noch japanisch gekleidet in blauweiß gemuster Kimonos und mit klappernden Holzpantoffeln. Den B schluß machten die Mädchen. Diese waren noch durc weg in japanischer Kleidung, allein bei der einen od andern bezeugten doch Wollschals, bunte Wollmützen un Filzhüte, daß langsam auch in der japanischen Frauer kleidung jene Mischung von östlichen und westlichen Ku tur- und Zivilisationsformen einzusetzen beginnt, die fi das ganze heutige Japan charakteristisch ist. In der Mit des Zuges wurde der große heilige weiße Elefant g tragen. Vor der Bahnhofshalle machte der Zug hal und der weiße Buddhaelefant glotzte den Bahnhof a Die Musik, nicht etwa japanische Samisen oder Flöte sondern eine Kapelle mit Blasinstrumenten, stimmte d japanische Nationalhymne an, diese typisch-orientalisch für unsere Ohren beinahe melodienlose Rhythmenfolg Alle Kinderarme, die in europäischen engen Jacken un die in den weiten Kimonoärmeln, fuchtelten aufgeregt m ihren Fähnchen in der Luft und schrien: „Bansai, Bar sai!“ so heftig und leidenschaftlich, wie man es den äuße lich so glatten, lächelnden Gesichtern gar nicht hätte zu trauen mögen.

Da es anfing zu regnen, löste sich der Zug auf. Di Straßen waren lustig anzusehen mit all den bunten Ö

papierschirmen, die wie Schwärme farbiger großer Quallen über die Straße schwammen, und die Japaner gingen auf ihren hölzernen Getas wie auf Stelzen durch den Schlamm, in den sich die Straße rasch verwandelte, aber für uns wurde es langsam unerfreulich. Wir wollten mit dem Nachtexpreß weiter und hatten noch einen langen Abend vor uns. So suchten wir den Universitatsprofessor auf, an den uns unser Bekannter vom Schiff empfohlen hatte. Der Professor war gerade verreist, aber wir trafen vor seinem Haus einen Kollegen, der es mit japanischer Gastfreundschaft für unvereinbar hielt, daß wir den Abend allein verbringen sollten. Da er selbst nur ein paar Brocken englisch sprach, führte er uns in das Haus eines Freundes, der Lehrer am Koto Gakko für Deutsch war.

Die Koto Gakkos sind eine Zwischenstufe zwischen Gymnasium und Universität, ähnlich den englischen Colleges. Die Schüler haben die Wahl zwischen Deutsch und Englisch als Hauptfach. Zukünftige Mediziner und Juristen wählen in der Regel das erstere. Der deutsche Unterricht wird von nach Japan berufenen deutschen Philologen oder in Deutschland ausgebildeten Japanern erteilt. Diese Koto-Gakko-Lehrer sind ein Faktor für die kulturelle Stellung Deutschlands in Japan, den man nicht hoch genug einschätzen kann. In Frankreich scheint man dafür viel größeres Verständnis zu haben als in Deutschland selbst, wenigstens machen die Franzosen die größten Anstrengungen, Deutsch durch Französisch zu ersetzen oder zum mindesten den deutschen Unterricht an den Koto Gakkos einzudämmen.

Die Koto Gakkos sind gleichzeitig Keimzellen für die Verwestlichung Japans. Die Lehrer führen wie alle

Japaner, die längere Zeit in Europa oder Amerika waren, ein Doppelleben. Sie haben die Annehmlichkeiten westlicher Lebensgewohnheiten allzusehr schätzen gelernt, als daß sie sich so leicht von ihnen wieder trennen möchten, und andererseits steckt das Altjapanische doch noch zu tief in ihnen, um es völlig aufzugeben. In dem heranwachsenden Geschlecht aber beginnt das fremdländische Element immer stärker zu überwiegen. Es fängt mit den Babies an, die mehr und mehr auf europäische Weise gewickelt werden. In den Volksschulen werden die Kinder an Tisch und Stuhl gewöhnt, in den höheren an Stiefel und europäische Kleidung. Japan wird zweifelsohne die westliche Kulturform seinen besonderen Bedürfnissen anpassen, aber der Prozeß der Verwestlichung selbst hat unaufhaltsam eingesetzt.

Wir konnten keinen besseren Beweis dafür bekommen als in dem Haus des Koto-Gakko-Lehrers, der uns jetzt mit vorbildlicher Gastfreundschaft aufnahm. Er war im Kimono, allein er entschuldigte sich angelegentlich deswegen und betonte, daß er dies bequeme Kleidungsstück lediglich des Sonntagabends wegen angetan habe, an dem er keinen Besuch erwartete. Tatsächlich ließ er uns, kaum daß er uns in den Salon geführt hatte, allein, um sich rasch europäisch umzuziehen.

Es war wirklich ein „Salon", in den wir geführt worden waren. Es war zwar ein rein japanisches Haus mit den strohgeflochtenen Matten am Boden und mit Papierwänden. Aber vor die eine Hälfte der milchglasigen Papierwand schob sich ein massiges deutsches Klavier, an der andern balancierten auf dem gebrechlich zarten Hintergrund billige Öldrucke mit dem Heidelberger

Schloß und der Siegessäule. Die Takonoma schmückten nicht nur Kakemono und Blütenzweig, sondern eine ganze Fülle kitschigster deutscher Porzellanvasen und Krüge. Möbel waren nicht da, und wir machten es uns nach japanischer Sitte auf dem Boden neben dem Kohlenbecken bequem. Ich weiß nicht, wer sich mehr wunderte, wir über die deutschen Nippes, oder sie über uns. Sie hatten aber nicht lange Grund dazu; denn schon schob das Hausmädchen drei schwere Polstersessel herein, deren Metallrollen sich böse in die Fußmatten bohrten.

„Aus Deutschland mitgebracht", erklärte uns stolz der Hausherr. Er war zu einer günstigen Zeit in Deutschland gewesen. Der Yen stand hoch. Die Mark sank. Wenn die japanische Regierung aus Prestigegründen nur den japanischen Studenten Pässe nach den Vereinigten Staaten ausstellt, die über mindestens 300 Dollar monatlich verfügen, so muß sie auch die von ihr selbst ins Ausland Entsandten gut bezahlen.

Öfen, einen Herd, zwei Klaviere, ein Fahrrad, Lampen, Möbel, Bücher, Teppiche, weiß Gott was alles, hatte sich unser Gastgeber im deutschen Ausverkauf erstanden. Am liebsten hätte er für alle diese Schätze einen europäischen Flügel an sein Haus gebaut, wie es jetzt in Japan Mode geworden ist. Allein leider reichte der verfügbare Platz nicht, wie er mit bedauerndem Achselzucken erzählte. Alles in der Wohnung unseres Wirtes war von europäischem Geist berührt, nur die Dame des Hauses nicht und ihre Stellung zum Gatten. Die Frau Professor, die natürlich nicht mit in Deutschland gewesen war, erschien zwar kurz, um ihre Gäste zu begrüßen, verschwand aber sogleich wieder, obgleich eine europäische

Dame mit uns war. Nun erschien sie wieder im Türrahmen, ein Tablett mit dem Abendessen in den Händen. Nach Landessitte eine tiefe Verbeugung an der Tür, dann wieder eine, als sie die Tür schloß, und noch ein tieferes In-die-Knie-gehen, als sie das Kohlenbecken erreichte.

Es war eine ziemlich merkwürdige Situation, wie wir drei auf bequemen Stühlen saßen, und die Dame des Hauses vor uns mit einem Tablett auf den Knien lag. Die Arme wußte nicht, wohin sie nun eigentlich das Essen absetzen sollte, bis wir uns entschlossen, wieder japanisch zu werden, die Stühle auf die Seite zu schieben und auf den Boden zu hocken. Jeder von uns dreien bekam ein Tablett vor sich hingestellt mit allen möglichen japanischen Leckereien, gezuckerte Anchovis, entzückende kleine Tintenfische, eingesäuerte Bambusknospen und Lotoswurzeln, dazu rohen Fisch, dessen appetitliche rote oder weiße Scheiben mit den Stäbchen gefaßt und in eine maggiähnliche Sauce getaucht vorzüglich schmecken. Der Hausherr hatte Hunger und wählte mit genießerischer Miene bald aus diesem Schälchen, bald aus jenem; dazwischen gab er anerkennendes Schlürfen und Schmatzen von sich, was als Erfordernis des guten Tones in Japan gilt.

Die Dame des Hauses blieb bei uns sitzen, als Dienstbote auf den Knien in gebührender Entfernung, aufmerksam unser Essen mit den Blicken verfolgend, um sofort mit Nachfüllen bei der Hand zu sein. Sie selbst nahm keinen Bissen, bekam auch keinen Schluck von dem deutschen Rheinwein, den der Hausherr auffahren ließ, noch ein Stück von dem von ihr selbst auf dem deutschen Herd nach deutschem Kochbuch gebackenen Kuchen.

„Wo kämen wir hin," meinte der Hausherr, auf unsere

orsichtige, ein wenig verwunderte Frage, „wenn die Frau itäße, wenn Gäste da sind? Sie könnte ja dann in r Küche nicht nach dem rechten sehen."

Die Frau verstand kein Deutsch. Die letzten Worte ver hatte sie augenscheinlich verstanden; denn ein scheuer, alb neidischer, halb bewundernder Blick traf die Euro-ierin.

28. Reise nach der nördlichen Insel.

Otaru.

Noch vor Aomori kamen wir in den Schnee, wie man es uns in Tokio prophezeit hatte. Als wir mit agesanbruch von bitterer Kälte aufwachten und die Vor-nge hochzogen, war draußen alles weiß. Der Zug fuhr ischen den Reisfeldern hindurch, die rechteckig zwischen n Dämmen wie in Särgen unter weißseidenen Leichen-cken ruhten. Die vielen Passagiere, die sich am Abend dem langen Durchgangswagen gedrängt hatten, waren terwegs ausgestiegen, und die einsame Leere im Wagen rmonierte mit der Totenstille draußen.

Es gibt kaum ein Volk, das so viel reist wie die Ja-ner, und die Züge sind in allen Klassen ständig über-llt. Aber nach der nördlichen Insel, nach Hokkaido, reist n nicht. „Was wollen Sie dort?" fragte man mich. luf Hokkaido ist sechs Monate strenger Winter. Dort es rauh und unwirtlich. Wenn Sie Japan kennen-nen wollen, müssen Sie nach Kioto gehen, nach Nikko d Nara. Nach Hokkaido geht niemand."

Natürlich würde ich nach Kioto gehen, nach Nikko d Nara. Allein das ist schließlich nur das eine Japan; s andere liegt auf der großen spärlich bevölkerten Insel

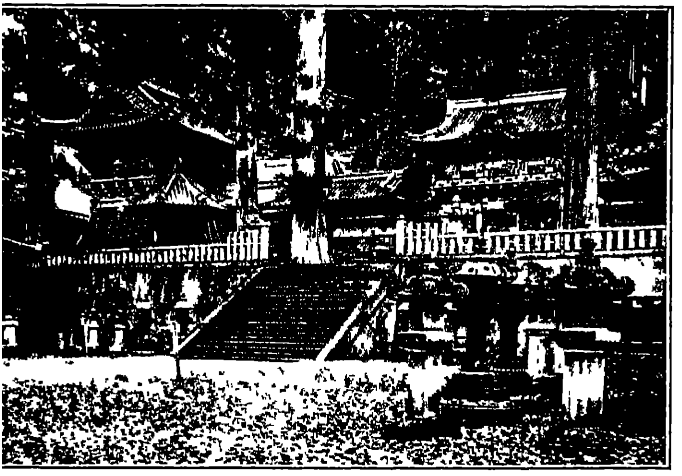
im Norden, nach der die Japaner die letzten Ainos verbannt haben, auf der es Kohle und Erz gibt, riesige noch unausgenützte Wälder, Land, auf dem man Korn und Zuckerrüben bauen kann und das noch für viele Millionen Platz bietet, wenn die Japaner nur zu bewegen wären, in ein kälteres Klima auszuwandern.

In Aomori war richtig strenger Winter, und die Japaner in Kimonos und Getas wirkten ganz seltsam auf den schmutzig weißen Straßen. Unser Gepäck war nicht angekommen, und ich versuchte mich mit dem Stationsvorsteher darüber zu verständigen. Da er gerade so viel Englisch konnte wie ich Japanisch, war unsere Unterhaltung einigermaßen schwierig, und es muß sehr komisch gewirkt haben, wie wir uns gegenseitig aus unsern Wörterbüchern und Sprachführern vorlasen. Schließlich verstand er aber, daß er das Gepäck ruhig liegenlassen sollte, bis wir von Hokkaido zurück seien, und wir konnten uns einschiffen.

Ein dichter Schwarm von Zwischendecklern pilgerte auf das Schiff, denn drüben hatte gerade der Heringsfang eingesetzt, zu dem zahlreiche Saisonarbeiter aus Aomori und Umgebung herüberkamen.

Wir fuhren stundenlang durch eine weite Bucht, die hohe Schnee- und Eisberge umsäumten. Tiefblau war das Wasser und von reinstem Silberglanz die Eisberge. Das allein war die Fahrt nach Hokkaido wert.

Kaum daß die Bucht von Aomori am Horizont verblaßte, tauchte die von Hakodate, des Südhafens der Insel, auf. Ein spitzer, steiler Kegel, der an den Felsen von Gibraltar erinnert, hebt sich über eine Stadt, die mit Blockhäusern und Wellblechdächern gar nichts Japanisches an sich hat. Man möchte eher glauben, in einem



Grabtempel des Jejasu in Nikko

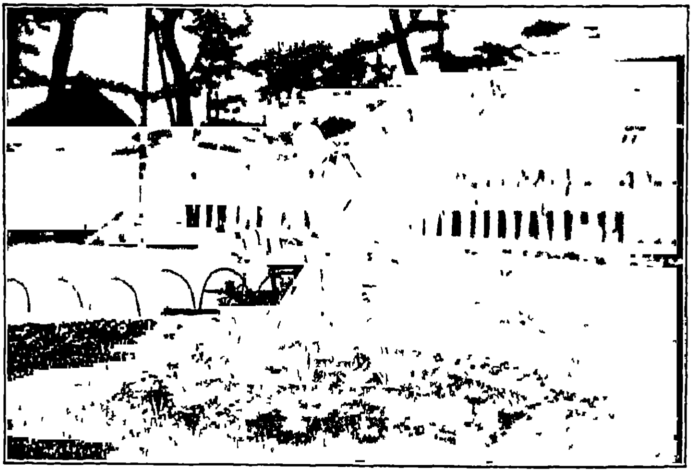


Tempel in Otsu am Biwasee.

Japanische Tempel.



Blumen- und Zwergbaumhändler, der im Abonnement verleiht.



Japanischer Gärtner.

Ganz Japan ist ein Garten

ibirischen oder russischen Hafen zu landen, und sieht sich
ast unwillkürlich suchend nach den blauen oder goldenen
Zwiebelkuppeln einer orthodoxen Kathedrale um, die sich
ıoch irgendwo über das Gewirr der schwarzen und schiefer-
ırauen Dächer erheben muß.

Ich hatte die Ausfahrt aus Aomori gefilmt, aber
orgsam meinen Apparat weggepackt, ehe wir nach Ha-
odate kamen; denn auf dem spitzen Kegel des Gebirgs-
elsens liegt ein Fort, und in bezug auf ihre Festungen
ind die Japaner von einer lächerlichen Ängstlichkeit. Im
Imkreis von, ich weiß nicht wieviel Kilometer von jeder
Befestigung darf man weder photographieren noch zeich-
ıen noch „betrachten", wie es auf den überall ange-
chlagenen Warnungen heißt. Man kann in irgendeiner
ngen Straße, in der meilenweit von einer Festung nichts
u sehen oder zu hören ist, ein spielendes Kind oder einen
ıarmlosen Tempel photographieren und die tollsten Un-
ınnehmlichkeiten bekommen, falls diese Straße etwa noch
n dem endlos weitgezogenen Festungsgebiet gelegen sein
ollte.

Trotzdem also nichts zu sehen war außer Stadt und
Hafen und einem spitzen Bergkegel, verzichtete ich lieber
uf Aufnahmen. Im Bewußtsein meines guten Gewissens
vollte ich also in Hakodate vom Dampfer gehen, wurde
edoch von den Stewards angehalten: ein Herr von der
Hafenpolizei wünsche mich zu sprechen.

Der Herr saß im Salon und begrüßte mich mit der
ıblichen japanischen Liebenswürdigkeit. Er habe die Auf-
ıabe, ankommenden Fremden behilflich zu sein und fragte,
vomit er mir dienlich sein könne. Ich wußte sofort, worum
s sich handelte, aber ich wollte es ihm doch nicht allzu

leicht machen, dankte also herzlich, meinte, er wäre überaus liebenswürdig, aber ich brauchte wirklich nichts.

Ob er mich denn nicht führen oder begleiten sollte?

„Nein, danke wirklich.“ — Aber damit konnte ich noch nicht gehen, und er kam jetzt damit heraus, was ich denn eigentlich in Hokkaido wolle.

„Ich bin Journalist, schreibe für deutsche Zeitungen und will mir die Insel ansehen.“

Nun wurde Papier herausgeholt und erst einmal genau jede Zeitung aufgeschrieben. Aber damit war es noch immer nicht erledigt, und da ich ihm so gar nicht entgegenkam, rückte er mit dem Hauptpunkt heraus und fragte, auf meinen Apparat deutend, was das sei und wozu ich hier kinematographiere.

Die Japaner können eine hartnäckige Art des Ausfragens haben, und ich wollte ihn ärgerlich anreden, daß ihn das einen Dreck anginge, und solange ich nicht im Festungsgebiet photographiere, könnte ich kinematographieren, wie und wo ich wollte. Aber da dies schließlich wenig Zweck gehabt hätte, blieb ich ebenso höflich wie er, und fragte ihn nur mit scheinbarem Erstaunen meinerseits, ob er denn nicht davon gehört hätte, daß ich für die „große, berühmte Neumannproduktion“ — die inzwischen allerdings pleite gemacht hat — einen Weltreisefilm drehte.

„Nö—man“ buchstabierte mein Japaner und malte eifrig einige Hieroglyphen.

„Ja,“ fuhr ich fort, „Nö—man, der den großen INRI-Film gemacht hat.“

„In—ri“ schrieb sofort der Polizeibeamte nach. Da ich nichts weiter sagte, sondern trotz seiner fragenden Blicke beharrlich schwieg, kam er in neue Verlegenheit. Schließ-

ich tat er mir leid; denn er war im größten Zweifel, ob r es mit einem ganz gefährlichen Spion oder mit einem ervorragenden Fremden zu tun hatte. Mich laufen lassen der mich festhalten, beides konnte große Unannehmlichkeiten bedeuten. Außerdem wollte ich endlich vom Dampfer erunterkommen. Deshalb holte ich das Schreiben heraus, as mir das Gaimusho, das Auswärtige Amt in Tokio, nitgegeben hatte. Mit einem tiefen Seufzer der Erleichterung machte der Polizeikommissar seinem gepreßten Herzen Luft. Zur Sicherheit schrieb er aber noch das ganze Dokument ab.

Ein wenig unheimlich war ihm nur, daß ich nicht gleich um Zug ging, sondern erklärte, ich wollte erst noch einen Bummel durch die Stadt machen.

Es sei dort wirklich gar nichts zu sehen, versicherte er mir.

„Oh, das macht nichts", erwiderte ich, aber wenn es hm Spaß mache, könne er uns ja begleiten. Das war hm nun doch peinlich, und so mußte er uns schließlich chweren Herzens ziehen lassen.

Wir gingen. Aber am Ende des Kais kam uns aufgeregt ein Bahnbeamter nachgestürzt: wir würden den Zug versäumen.

„O nein," mit dem liebenswürdigsten Lächeln zog ch die Uhr, „es sind noch dreiviertel Stunden bis zur Abfahrt." So gingen wir in die Stadt. Hinter uns blieb helle Verzweiflung zurück.

Ich muß zugeben, daß an Hakodate selbst wirklich nicht viel daran ist, aber wir blieben trotzdem bis zur etzten Minute. Als wir wieder auf dem Bahnhof eintrafen, wurden wir von dem Polizeibeamten, dem Stationsvorsteher, überhaupt vom ganzen Bahnhof empfangen

11*

wie der verlorene Sohn. Als wir abfuhren, pfiff selbst die Lokomotive, als ob sie froh wäre, daß wir glücklich zurückgekommen waren. Ich solle ja rechtzeitig telegraphieren, wenn wir von Otaru nach Hakodate zurückkehrten, damit er uns abholen könne, rief mir mein polizeilicher Freund noch nach.

Jedem Fremden mögen derartige Erlebnisse mit übereifrigen Polizeibeamten zustoßen, und so sind die Japaner in den Ruf kindischer Spionenfurcht gekommen. Aber ich muß zu ihrer Ehre sagen, daß dies mein einziges derartiges Erlebnis war, trotzdem ich kreuz und quer durch Japan, auch noch durch andere Festungsgebiete fuhr und mich durch meine vielen Apparate natürlich besonders verdächtig machte.

29. Hokkaido.

Otaru.

Wie eine Gezeitenwelle schlägt alljährlich die Schar der maritimen Saisonarbeiter vom japanischen Stammland auf die Inseln im Norden hinüber. Mit Aomori auf der Nordspitze von Nippon ist Japan eigentlich zu Ende. Was dann kommt, ist bestenfalls Kolonie, noch nicht eingegliedertes, fremdartiges, rauhes, unfreundliches Land, und vor allem leeres Land. Leben rings um die japanische Inlandsee mehr als 200 Menschen auf dem Quadratkilometer, so sind es auf Hokkaido nur 19, auf dem japanischen Sachalin ist die Bevölkerungsdichte unter 1 pro Quadratkilometer, und auf den ganzen Kurilen wohnen überhaupt nicht mehr als 5000 Menschen.

Aber wenn sich die großen Heringszüge nähern, schwillt die Bevölkerung. Dann kommen die Sachsengänger aus

dem eigentlichen Japan zum Fang, und an manchen Plätzen auf den Nordinseln steigt die Bevölkerung auf das Fünf- bis Zehnfache.

Japan lebt von Reis und Fisch. Fisch und Reis wird gleich nach dem Erwachen zum Frühstück genossen, auf der Mittagstafel steht Fisch in den verschiedensten Formen, gekocht, gebraten, geräuchert und roh, und auf dem Abendtisch nicht minder. Die Beschaffung von Fischen in ausreichenden Mengen ist für Japan eine Lebensfrage. Die Bevölkerung des Inselreiches ist durch Jahrhunderte hindurch mit etwa 30 Millionen gleichgeblieben. Seit der Erschließung des Landes durch den Westen hat sie sich nahezu verdoppelt. Damit wurde die Reisdecke zu knapp. Reis muß aus China, Indochina und Indien eingeführt werden. Doppelt wichtig ist es daher, daß der zweite Hauptfaktor der Ernährung im eigenen Macht- und Wirtschaftsbereich in genügender Menge beschafft werden kann. Die Ausdehnung Japans nach Norden diente nicht zum wenigsten japanischen Fischereiinteressen und der Sicherung reicher Fischgründe. Auch im Frieden von Portsmouth, der den Russisch-Japanischen Krieg endete, verfolgten die Japaner die gleiche Politik und forderten und erhielten Fischereigerechtsame an den russischen Küsten des Amurgebietes und vor Kamtschatka. Diese Rechte liefen allerdings nur auf 12 Jahre, wurden jedoch auf „einige Zeit" verlängert.

Die japanische Hochseefischerei steckt technisch noch in den Kinderschuhen. Organisatorisch und finanziell ist sie zwar überwiegend Großbetrieb. Die Fischer in den armseligen Küstendörfern sind nur zum geringsten Teil eigene Unternehmer, die meisten arbeiten in festem Lohn für

eine Fischereigesellschaft, aber sie fahren in ihren alten primitiven Kähnen auf See, Flachbooten, die nur beschränkt segelfähig sind und die zahlreiche Besatzung als Ruderer benötigen. Da man sich in diesen Booten nicht allzu weit vom Land entfernen kann, braucht Japan Küsten, die in neue Fischgründe reichen, und gewann sie mit Hokkaido, Sachalin und den Kurilen.

Der Gedanke der japanischen Regierung war, mit der Erschließung Hokkaidos nicht nur Fisch-, sondern auch Reisnahrung für seine rasch wachsende Bevölkerung im eigenen Lande zu sichern. Gleich hinter Hakodate kamen wir in Reisfelder. Allein das dauerte nicht lange, und bald traten an ihre Stelle Äcker mit Gerste, Weide und schließlich Wald, Wald, endloser Wald.

Es ist eine Binsenwahrheit, daß Japan an Übervölkerung leidet. Die Tatsache drängt sich einem auf, wo immer man durch die japanische Hauptinsel reist. Jedes Fleckchen Erde ist genützt. Bis an den Rand der kahlen, nackten Felsen sind die Reisfelder herangeschoben. Wo ein Bach oder ein sumpfiger Grund die Bergketten durchbricht, kriechen die schlammigen Felder mit den zartgrünen Reispflanzen in die Berge hinein, terrassenförmig sich abstufend und immer kleiner werdend bis zu Abmessungen, die für unsere Begriffe puppenhaft und lächerlich sind. Wo es irgend geht, hat man Hänge trassiert und pumpt mühsam Wasser hinauf, um die bebaute Fläche zu vergrößern.

Für das moderne, so rasch anwachsende Japan liegt eine Kette von Schwierigkeiten darin, daß es in manchen Dingen so zäh am Überlieferten hängt, vor allem was die Ernährung anbetrifft. Fisch muß es sein und Reis

muß es sein. In der Abneigung der breiten, vor allem der ländlichen Massen, sich auf eine andere Ernährungsweise einzustellen — der verwestlichte Intellektuelle ißt sehr gern europäische Kost —, liegt eine wesentliche Schwierigkeit der japanischen Bevölkerungs- und Übervölkerungsfrage. Die pazifische Welt steht unter schweren politischen Spannungen infolge der Weigerung Amerikas, seine Küsten dem japanischen Bevölkerungsüberschuß zu öffnen. Japan vertritt gegenüber dieser Weigerung den Standpunkt, daß die Verhältnisse es zur Abstoßung durch Auswanderung zwängen. Dieser Standpunkt ist jedoch nur bedingt richtig. Er ist es, wenn man nur das für Reiskultur geeignete Land berücksichtigt. Aber schon in den Bergen der Hauptinsel wäre noch erheblich Platz, wenn dem Japaner rationelle Viehwirtschaft beizubringen wäre. Der Japaner ist der geborene Gärtner. Jedes Feld sieht wie ein Garten aus, in dem Mann und Frau von früh bis spät mit liebevoller Sorgfalt arbeiten. Aber von Viehhaltung verstehen sie nichts. Milch und Butter kannte man bis zum Eintreffen der Fremden so gut wie gar nicht, und in den Bergen sind weite Flächen ungenützt, weil der Japaner sie nicht zu nützen versteht.

Noch viel krasser stellen sich diese Verhältnisse auf Hokkaido mit seinem mittel- und nordeuropäischen Klima dar. Infolge der intensiven Sommerhitze gedeiht trotz des langen kalten Winters in einzelnen geschützten Strichen noch Reis, allein es ist auch hier bereits die Frage, ob nicht rationeller andere Früchte angebaut würden. Die ganze übrige Insel ist Land für Korn, Gerste, Hafer, Zuckerrüben und Viehwirtschaft, kurz für norddeutsche Landwirtschaft.

Die Regierung hat auch einige deutsche Landwirte nach Hokkaido verpflanzt, die dort Musterfarmen anlegen und japanischen Kolonisten Zuckerrübenbau und Viehwirtschaft beibringen sollen. Aber die schönsten Musterfarmen nützen nichts, wenn die Siedler fehlen, um daran zu lernen. Die Regierung stellt zwar jedem japanischen Kolonisten Land frei zur Verfügung, das nach fünfjähriger Bestellung in sein Eigentum übergeht. Allein der Japaner trennt sich so ungern von der überkommenen Lebensweise und scheut kaltes Klima derart, daß trotzdem der Erfolg gering bleibt und nur wenige dem Anreiz folgen. Diese wenigen aber haben meist so geringes Betriebskapital, daß sie von Anfang an verschulden und oft genug ihr Land nach fünf Jahren losschlagen müssen, kaum daß es in ihr Eigentum übergegangen ist, um ihre Schulden abzutragen. Dazu kommt, daß man von den Verhältnissen im Stammland ausgehend die Landfläche, die jeder Siedler zugewiesen erhält, zu klein ansetzte.

Hokkaido bietet, vorsichtig gerechnet, Raum für vier Millionen Menschen. Seine Besiedlung ist dabei seit 1907 nur um einen einzigen Hundertteil vorangekommen. Ein gut Teil der japanischen Übervölkerungsfragen mit all den internationalen Verwicklungen, die sie in sich bergen, könnte jedoch gelöst werden, wenn es gelänge, die japanischen Bauern mit nordischem Klima, nordischen Produktionsmethoden und Lebensformen vertraut zu machen.

Wir saßen in dem Bauernhof, in den der deutsche Pater uns geführt hatte, um die Feuerstelle. Aus dem Loch im Lehmboden stieg der Rauch, fand keinen rechten Auslaß und kroch beizend in die Augen. Der Kolonist, der

eben uns kauerte, hatte ein Fell auf den Rücken ge-
unden, so daß er in seiner geduckten Haltung wie ein
nheimlich großer Dachs aussah. Draußen wucherte
iederes Bambusgestrüpp über die Felder. Ich erzählte
on meinen Reisen durch Japan, und wie Visionen er-
hienen mir die sauberen kleinen Bauernhäuschen zwischen
en zierlichen, gepflegten Feldern, die wie niedliche Garten-
eete wirkten, die Kirschblüten vor dem dunklen Hinter-
rund der Föhren, die Tempel und die bunten Kimonos
er Frauen, und ich verstand das sehnsüchtige Leuchten in
en Augen des Siedlers, verstand die Leere Hokkaidos.

30. Der Weg der Götter.

Nikko.

Es war in Tokio, wo ich die ersten Tempel sah, allein sie machten keinen Eindruck auf mich, weder die im Shibapark noch in Kudan oder sonstwo. Auch wo Erd-
eben und Feuer sie unversehrt gelassen, war es, als ob
ie Katastrophe ihnen irgendwie den Hauch geheimnis-
oller Schönheit genommen hätte. Da lag die eine oder
ndere eingestürzte Votivlaterne oder eine auseinander-
eborstene Säule. Oder war es auch nur, daß der Staub
ll der tausend Ruinen und Trümmerfelder sich auf ihre
eschweiften Dächer und alten, ehrwürdigen Räume ge-
gt hatte. Vielleicht war es auch nur die Nähe der Groß-
adt, die bis in die Tempelheiligtümer hineinflutete
nd schwelte, die ihren mystischen Zauber nicht auf-
ommen lassen wollte. Jedenfalls mied ich von da an
Tempel und war überzeugt, daß es Sache der Cookreisen-
en sei, jeden alten Tempel wie jedes Teehaus

gewissenhaft zu absolvieren, während meine Aufgabe auf einem andern Gebiet liege.

Dann kam ich in Shiogama, wenn auch ein wenig gegen meinen Willen, wieder in einen Tempel. Das kam so: Wir waren in Matsushima gewesen und fuhren nun in dem kleinen Dampferchen über die Bucht, ein wenig enttäuscht; denn Matsushima, eine der drei berühmten Schönheiten Japans, hatte nicht ganz das gehalten, was wir erwarteten. Gewiß, die Bucht mit ihren tausend kiefernbestandenen Inseln und Inselchen ist ganz hübsch, aber schließlich auch nicht mehr. So saßen wir auf dem Dampfer, sahen auf die vorbeitreibenden Fischer mit ihren großen Netzen und erhofften eigentlich nichts mehr, als wir plötzlich in den Hafenkanal von Shiogama einliefen, und all das bunte Gewimmel der Dschunken und Sampans, der aus- und einladenden Kulis, der sonderbaren Bohnenkuchen, der Fische und des Seegetiers überfiel uns wie eine freudige Überraschung.

So groß war der Reiz des kleinen malerischen Hafenstädtchens, daß wir überlegten, die geplante Rückfahrt nach Sendai aufzugeben und hierzubleiben. Aber dann kam doch kühle Überlegung und sagte, daß der Reiz wahrscheinlich mit der Zeit rasch verfliegen, und daß es mehr als ausreichen würde, bis zum nächsten Zuge darin herumzubummeln. So gingen wir zur Station, um nach ihm zu fragen, worauf der Stationsvorsteher mit der Gegenfrage antwortete: ob wir uns den Tempel ansehen wollten. Wenn Fremde in ein japanisches Städtchen kommen, wollen sie den Tempel sehen, und ich merkte, daß ich mit einer verneinenden Antwort den guten Mann unnötig kränken würde. So sagten wir ja, ließen uns den Weg

ıeschreiben und bogen, sobald wir außer Sichtweite waren, istig und lustig wie Kinder, die die Schule schwänzen, in ıas bunte Getriebe des Hafens ab.

Wir waren eine ganze Weile darin gewandert, dann iber eine Brücke gewechselt und promenierten harmlos ıuf der andern Seite, als plötzlich der Stationsvorsteher euchend und aufgeregt hinter uns her gerannt kam. Er prudelte heraus, daß wir falsch gegangen wären. Ängstich zog er die Uhr und meinte, wir könnten noch zurecht ommen, er wolle uns aber lieber selber führen. Nun blieb ıns nichts anderes übrig, als halb belustigt, halb ärgerich lachend, aber jedenfalls gerührt über diese echt apanische Höflichkeit den steilen Weg zum Tempel eilig ıinaufzuklettern.

Dann standen wir oben inmitten uralter Tempelıächer, bunter Gesimse, roter Lackpfosten, bronzener Drachen und kupferner Kessel. Auf der einen Seite umahmten alte, hohe Kryptomerien den Tempelbezirk, auf ıer andern ging der Blick frei über Bucht und See. Eine unge Mutter, ihr Kind auf dem Rücken, betete vor dem Hauptschrein, warf ihr Opfer in den Kasten, zog den dicken Strick, daß die Glocke einen tiefen singenden Ton gab, ıeugte sich und klatschte dreimal in die Hände. Wie eine ich erschließende Blüte war ihr Gesicht in diesem Augenılick. Nicht die Aufmerksamkeit des Gottes soll ja das Klatschen erregen, sondern es symbolisiert das Erwachen ıus dem Traum des irdischen Lebens in die höhere Wirkichkeit des seligen Daseins während der kurzen Spanne ıes Gebetes.

Die Japaner sind ein sehr diesseits gerichtetes, frohes Volk, das sich ungern mit tiefgründiger Philosophie über

die letzten Daseinsrätsel beschwert. Shinto, der „Weg der Götter“, ihre ursprüngliche Religion, ist ein frohes lichtes Gemisch von pantheistischer Naturanbetung und Ahnenverehrung. Es ist eine Religion, die keine strengen Anforderungen an ihre Bekenner stellt: einmal jährlich im nächsten Tempel zu opfern, genügt, und auch die Opfer stellen keine allzu schwere Bürde dar. Man wirft einige Kupferstücke in die große Opferbüchse oder einige Reiskörner, oder heftet ein paar weiße Papierstreifen an die Tempelpfosten, die die Seidenkleider symbolisieren, die man ehemals den Göttern darbrachte. Auch der Buddhismus hat in Japan seine daseinsabgewandte Seite verloren. Stellenweise ist er mit dem Shintoismus mehr oder weniger verschmolzen, wenigstens im Bewußtsein des Volkes.

Trotzdem hat dieses in religiöser Hinsicht anscheinend ein wenig leichtfertige, oberflächliche Volk die stimmungsvollsten Kultstätten geschaffen, die ich auf der Welt sah. Notre-Dame, Hagia Sophia, die Erlöserkirche in Moskau oder die Schah-Sindeh-Moschee in Samarkand, sie alle verblassen vor der Gottnähe der Nikkoer Tempel.

Es gibt ein japanisches Sprichwort: „Nikko wo minai wa, ‚Kekko‘ to iu na!“, das heißt: „Sage nicht ‚Großartig‘, ehe du Nikko gesehen.“ — Gewiß, die beiden Grabtempel des Iemitsu und Ieyasu, Japans beider großer Schogunne, mit all den sie umgebenden kleinen Tempeln, Pagoden und Schreinen sind in all dem Glanz ihrer Vergoldung, ihren schwarzen und roten Lackbauten mit das Großartigste, was es auf der Welt gibt. Aber es ist nicht diese Großartigkeit, die überwältigt, sondern die tiefe Frömmigkeit, welche der ganze Tempelbezirk atmet.

Nikkos Tempel erheben sich in einem Hain uralter
ryptomerien. Diese herrlichen Bäume steigen kerzen-
rade wie verkörpertes Gebet in unendliche Höhe auf,
d ihr tiefes, sattes Grün gibt erst den richtigen Rahmen
r die Farbenpracht der Tempelbauten. Der Weg zu
n Tempeln ist eine von Station zu Station sich
igernde Läuterung der Seele: die feierlichen Krypto-
:rienalleen, deren ewiges Raunen und Rauschen wie die
:imme des lebendigen Gottes ist, die Toriis, die Tempel-
gen, die man nacheinander durchschreitet, das Außen-
· mit den Nios, den furchterregenden Deva-Königen, die
hüten, der Brunnenhof, in dem man sich reinigt, ehe
m weiterschreitet, von einem heiligen Bezirk in einen
ch heiligeren.

Steile Steintreppen aufwärts, die moosig ver-
mmern, im Schatten der über ihnen sich schließenden
'nptomerienwipfel, bis der Hauptschrein vor einem
'ißt, man die Schuhe ablegt und in seine Halle schreitet,
ı leuchtendes Gold an Kranichen und Lotosblüten in
)stischem Purpur verdämmert und im innersten Innern
s Allerheiligste nur geahnt, nicht mehr gesehen werden
ın.

So gewaltig war der Eindruck Nikkos, daß es mich
ht einmal störte, als ich einen der völlig in weiße Seide
kleideten Priester mit hoher, spitzer, grünseidener Mütze
)fergeld zählen sah, und am Ausgang ein anderer mich
ıgte, ob ich — es war gerade zur Zeit des Yensturzes —
n nicht amerikanische Dollar ablassen könnte.

Man hört darüber klagen, daß mit dem Fortschreiten
r Verwestlichung die alte Frömmigkeit des Volkes zurück-
)e. Die Opfer mögen spärlicher fließen, und es mag

den Priestern schlecht gehen. Aber das hindert nicht, daß in Nikko tiefe Religiosität gepaart mit einem in der Seele des Volkes wurzelnden Kunstverständnis eine Stätte Gottes schuf, die vernehmlich zu jedem spricht, dessen Ohr für seinen Ruf offen blieb.

31. Miyako Odori.

Kioto.

Die Herren Boys blickten mir mißbilligend nach, als ich ohne eine Rikscha zu nehmen, zu Fuß in die Stadt losging. Wo kam man hin, wenn sich die Fremden selbständig machten und sich eigenwillig von dem Leitseil lösten, das der vom Hotel aus dirigierte Rikschakuli darstellt.

Es hatte tüchtig geregnet, einzelne Tropfen fielen noch und die Häuser längs des Kamogawa standen wie hinter einem Schleier. Eine Elektrische kam, ich sprang auf und ließ mich fahren, bis schmale Gassen mit bunten Papierlaternen zum Durchwandern lockten. Die Stadt versank langsam in anbrechender Nacht, in Regen und Nebeln, die vom Fluß aufstiegen. Es war seltsam erregend, ziellos durch die Gassen der fremden Stadt zu wandern, bis ich müde wurde und daran dachte, daß ich mir die Minaki Odori, die berühmten Kirschblütentänze, ansehen wollte.

Von der Shijodori, der Kioto durchquerenden Hauptstraße, in die ich mich nach einigem Suchen gefunden hatte, war es nach der Karte nicht weit nach der Tanzhalle. Eine Gasse geradeaus, dann links, dann rechts. Von der hellerleuchteten Hauptstraße, an der ein Kunst- und Kuriositätenladen neben dem andern all seinen lichten

Glanz auf die regennasse Straße warf, in deren Pfützen er sich märchenhaft spiegelte, bogen die schmalen Seitengäßchen ab, dunkel und mystisch.

Ich ging, wie ich es mir der Karte nach eingeprägt, geradeaus, dann links, dann rechts. Aber statt der einen großen Tanzhalle, die ich erwartete, standen in schmaler Gasse eine ganze Reihe großer, hellerleuchteter Häuser. Ich fragte, aber da ich nur verständnislose Blicke zur Antwort bekam, ging ich in das größte Haus, das mir noch am ehesten die Tanzhalle zu sein schien. Ich öffnete die papierne Schiebetür und stand in einem Raum voll sich entkleidender Frauen. Im Hintergrund öffnete sich eine Tür. Dampf quoll heraus und eine schlanke, große, nackte Frau stand im Rahmen. Wie in einem Haremsbad hoben sich hinter ihr andere entkleidete Gestalten undeutlich aus dem Dunst des verdampfenden Wassers.

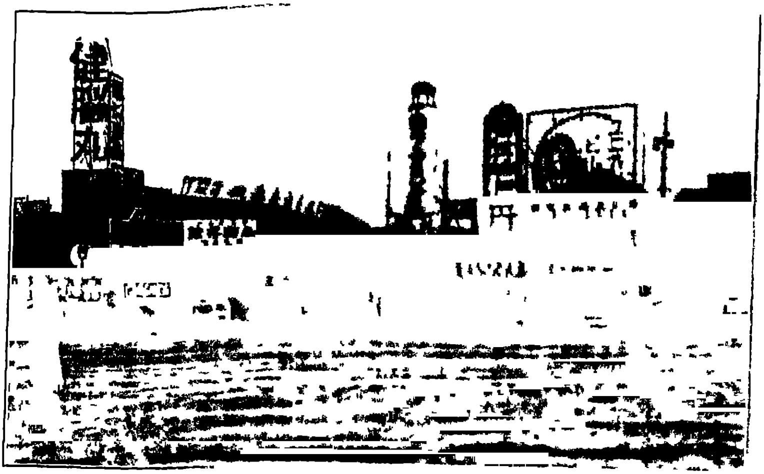
Mein plötzlicher Einbruch in das Frauenbad erregte nicht einmal sonderliche Aufregung, und ich glaube, die Verwirrung war fast auf meiner Seite größer, als ich die enge Gasse weiterschritt und sich die Vorstellung an mich herandrängte, daß rechts und links, von mir nur durch die dünnen, japanischen Wände von der Straße geschieden, Hunderte von Frauen sich entkleideten. Aber dann lief die Gasse auf einen lampiongeschmückten Weg aus. Autos und Rikschas drängten sich hier und steuerten auf die im Fackellicht erglänzende Tanzhalle zu.

Wenn man sich bei den Miyaki Odori Logenplätze nimmt, bekommt man vor Beginn der Tänze noch eine Teezeremonie vorzelebriert. Nach der ein wenig abenteuerlichen Einleitung, die mir mein zielloses Schlendern eingetragen, hätte allerdings etwas anderes folgen müssen,

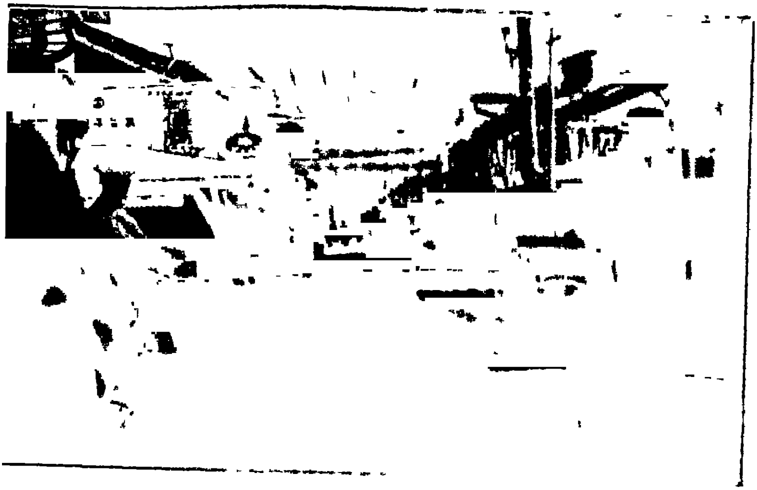
als diese ziemlich den Bedürfnissen der Fremden angepaßte Zeremonie. Immerhin war es recht hübsch, wie die von blauer Seide und Goldbrokat strotzende Geisha umständlich den Tee bereitete. Da jedoch die Bereitung einer Tasse eine Viertelstunde dauerte und an die hundert Gäste anwesend waren, begnügte sie sich mit der einen Tasse für den zunächst sitzenden Besucher, und für uns übrige brachte eine Schar kleiner angehender Geishas den gleich fertig bereiteten Tee. Es waren Kinder von sechs bis zehn Jahren, die in grotesker Feierlichkeit hintereinander heranmarschierten und sich würdig verneigend jedem Gast eine Tasse brachten. Der dicke, schaumig geschlagene Tee war jedoch für den solcher Genüsse ungewohnten europäischen Gaumen ziemlich ungenießbar, desgleichen die Bohnenkuchen, die darnach auf irdenen Tellerchen gereicht wurden. Da es jedoch nach japanischer Sitte höchst ungezogen gewesen wäre, eine angebotene Speise stehenzulassen, so wickelten die meisten Anwesenden die Kuchen samt den Tellern in Papier und steckten sie ein.

Nach dieser Feierlichkeit setzte ein plötzlicher Aufbruch und ein sehr unfeierliches Rennen ein, augenscheinlich um die besten Plätze. Dieses Rennen um die Plätze vollzog sich gemäß der Rangordnung. Nach den Inhabern der Logenplätze kamen die des zweiten Platzes und endlich die Misera plebs des dritten, die sich mit einer Unmenge Kinder in dem weiten Parkett auf die Matten kauerte.

Die Bühne umschloß dreigeteilt das Parkett, und kaum waren hier die letzten Besucher noch hineingestopft worden wie Kartoffeln in einen schon übervollen Sack, als nacheinander die drei Vorhänge hochgingen. Zur Rechten saßen auf langer, schmaler Bühne die Samisen-



Vor dem Bahnhof.

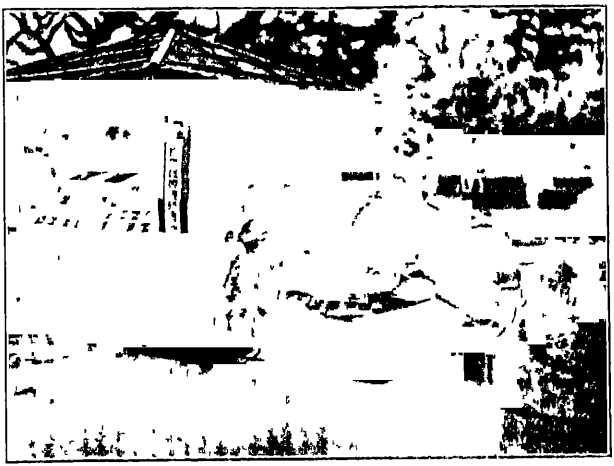


Geschäftsstraße.

Osaka.



Kirschblüte in Kioto.



Man trinkt Tee unter Blüten.

Baumblüte in Japan.

spielerinnen, zur Linken die Trommlerinnen, alle gleichgekleidet, gleichgerichtet und jede Bewegung so automatenhaft im Gleichtakt verrichtend, daß ein alter preußischer Feldwebel an solchem Drill seine reine Freude gehabt hätte. Die Mittelbühne war für die Tänzerinnen bestimmt, die jetzt von beiden Seiten an den Musikanten vorbei anrückten, sich trafen, neigten und ihre Kirschblütenzweige schwangen.

Die Tänze, die folgten, unterschieden sich nur durch das große Aufgebot an Musikantinnen und Tänzerinnen sowie durch die Pracht der Kostüme von den üblichen Geishatänzen. Die Dekorationen entsprachen nicht ganz der Kostbarkeit der Gewänder, aber es war lustig, wie auf offener Bühne die eine in die andere überklappte und aus einem Palast im Handumdrehen eine Winterlandschaft wurde, oder aus einem blühenden Pflaumengarten der Hafen von Tsuruga, was im Parkett lebhafte und laute Bewunderung auslöste.

Der Tanz endete gleich unvermittelt, wie er begonnen. Vor den Ausgängen zogen die japanischen Besucher mit lautem Geklapper ihre Getas, die hölzernen Stöckelpantoffel, an, während die Europäer die Leinenüberzüge von den Stiefeln streiften. Ein Gewoge von Rikschas und Motorwagen; aber ich zog vor, auch diesmal zu Fuß zu wandern.

Auf der Shijodori lockten die Kunstläden. Es ist ein aufregender Genuß, aus einem in den andern zu wandern, die kostbaren Lackarbeiten, Silbervasen, Porzellane und Cloisonné in die Hand zu nehmen, zu betrachten und im Geiste sie alle zu besitzen. Die Händler bleiben immer gleich freundlich und zuvorkommend, auch wenn man nichts

kauft. Sie wissen, man kommt immer wieder und kauft schließlich doch.

Aber heute abend gelang es mir noch einmal, mich von der kleinen, eingelegten Silbervase loszureißen, die so kühl und schlank in der Hand lag. Um nicht weiter in Versuchung zu kommen, bog ich in eine Nebenstraße ein. Hier brannte in allen Häusern noch Licht. In hellen Flecken fiel es auf die Straße. Musik erklang: Samisengeklimper, Trommelschlag, dann Gesang heller Stimmen und halblaute, abgerissene Rufe.

Ich war ganz allein. Keinen Menschen sah ich auf der Straße, keinen an Tür oder Fenster, und die Phantasie hatte freie Bahn, all diese leuchtenden, lärmenden Häuser nach eigenem Gutdünken zu beleben, bis die Straße still und unheimlich wurde und ganz unvermutet auf den Kamogawa mündete, der schwarz den Steinkai entlang gurgelte und in dem die Lichter der fernen Shijobrücke wie ertrunken lagen, während im Ohr noch leise die hellen Geishastimmen aus dem Teehaus zitterten.

32. Kirschblütenfest am Biwasee.

Otsu.

Der Priester zog den langen Klöppel, der wie ein Mauerwidder von außen gegen die Tempelglocke hing, ein Stück zurück und ließ ihn gegen die Bronze schnellen. Sie sandte einen sanften, singenden Ton aus, der wie ein süßer Ruf weicher Frauenstimme über den See verhallte. Es ist dieser Ton, der die Abendglocke von Midera über Japan und die ganze Welt berühmt machte.

Die Tempelbesucher, die der gütigen Kwannon Opfer darbrachten oder in den offenen Hallen und Terrassen um den Tempel saßen und Tee tranken, hielten für einen Augenblick still und lauschten dem Klang nach. Wie der klagende Ruf der über Katata ziehenden Wildgänse erstarb er schließlich über dem See. Die hohen, schlanken Segel der nach Yabase zurücksegelnden Boote glitten in der ersterbenden Brise langsam und feierlich gleich Frauen in weißen Gewändern über den zu schimmernder Metallplatte erstarrten See.

Die Blüten tropften schwer und langsam von den Bäumen, fielen auf die Steintreppe und wiesen den verspäteten Tempelbesuchern den Weg hinunter zu dem mit rosigen Laternen geschmückten Pfad, der in den Kirschblütenhain führte. An den Wegen und grünen Plätzen saßen auf Matten Familien und Gruppen von jungen Leuten mit Geishas, und darüber hing es wie Wolken im Abendrot an den Bäumen, an denen noch kein grünes Blättchen war, sondern nichts als schneeweiß-rosige Blütenpracht.

Auf der Anhöhe uber dem Tempel war noch ein Plätzchen frei. Die flinke, kleine Nesan bereitete die Matte und brachte Sake. Ringsum wurde Sake getrunken und die Nesan mußte immer neue Flaschen zum Wärmen in den mit heißem Wasser gefüllten Kupferkessel stellen, der über glimmendem Feuer auf dem freien Platz hing.

In den Teich zu meinen Füßen tropften die Blüten, ballten sich hier zu rosigen Schildkröten zusammen, die langsam über das glatte Wasser trieben. Durch die Lücken in den Blütenwolken sah man Teile des Sees, der sich langsam violett zu färben begann, bis der Mond

aufging, der den See, die Blüten und den Teich in weißlichen Schimmer tauchte. Gleichzeitig aber wurden die Fackeln und Holzstöße angezündet, die in kleinen Eisenkörben unter den Bäumen hingen, und in ihrem warmen, roten Lichte brachen die Blütenwolken gleich den zarten Blutstropfen einer gemarterten Heiligen aus dem zitternden Schimmer des Himmelsleibes.

Rings um die lichten Blütenhaine lag die Nacht in dichtem Schleier, und einzelne Gruppen an seinem Rand begannen im Dämmern zu verschwinden wie Figuren, die der Schwamm auf der Tafel langsam ins nichts verlöscht. Aber wenn die niederbrennenden Holzstöße frische Nahrung bekamen, warfen sie ein plötzliches, grelles Licht, das den goldseidenen Kimono einer tanzenden Geisha wie flatternde Schmetterlinge und glitzernde Leuchtkäfer aufleuchten ließ.

Ringsum klangen die Samisen und die Stimmen der singenden Mädchen, und wie die Nacht immer tiefer sank und der Sake die Gemüter erhitzte, flogen helles Lachen auf und unterdrückte Schreie der Lust. Aber nirgends wurde es laut oder lärmend oder roh oder gab es Streit.

Ich schlenderte zwischen den Gruppen der Zechenden mit den singenden und tanzenden Mädchen, und überall wurden mir freundliche, lächelnde Blicke und einladende Rufe und Gesten, mitzutrinken und mich mitzufreuen an den schlanken, sich unter den Blüten drehenden Mädchenleibern.

Am Rande des Kirschblütenhaines, der zwischen den dunklen Kiefern lag wie eine schimmernde Lotosblüte auf schilfbedecktem Teiche, stand ein kleines Tempel-

chen. Ein kleiner Torii hob sich und kündete das Heiligtum. Ein unklares Gefühl trieb mich hin, mich, den einzigen Weißen unter all dem fremden harmlos fröhlichen Volk, mein Opfer darzubringen, mich zu neigen und dreimal in die Hände zu klatschen, um nicht fremd unter den Blüten zu wandern, sondern eins zu werden mit diesem See, diesen Bergen, dem Lande und seinen Göttern und Menschen, die an die tiefsten Tiefen meiner Seele rührten, als sei da ein Gemeinsames, das sich in ewigem Heimweh verzehren müßte, sobald ich Nippons Küste verlassen.

Wie meine Münze hart in der hölzernen Opferkiste aufschlägt, zuckt im Dunkeln etwas auf und schreckt an mir vorbei. Wie es in den Lichtkreis des Holzfeuers tritt, erkenne ich eine kleine, zierliche Japanerin. Unwillkürlich schreite ich ihr nach und sehe sie in einer Gruppe kauernder Frauen verschwinden. Die Frauen winken mir einladend. Es sind lauter ältere Frauen in dunklen Kimonos. Sie sitzen auf einer Matte hart über dem Hang, der zum See hinunter steil abfällt. Mitten zwischen sie ist das kleine Mädchen aus dem Tempel untergetaucht, wie ein Küken unter die Flügel der Glucke. Aber als ich die kredenzte Sakeschale geleert, sie gespült und sie den Frauen neu gefüllt zurückgereicht habe, rufen sie die kleine Geisha. Eine der Frauen nimmt das Samisen, und die Geisha kommt schüchtern heran und beginnt auf der Matte zwischen uns zu tanzen.

Wie ich das Gesicht des Mädchens sehe, zucke ich zusammen: das ist doch O-Yuki. Aber wie sollte O-Yuki hierherkommen! Und dann, habe ich mir ihr Gesicht denn überhaupt eingeprägt, und sind nicht alle diese zart gemalten Geishagesichter einander gleich. Aber es sind

O-Yukis Hände, die die Tanzende jetzt hebt, und die zwischen den hängenden Blüten verschwinden und wieder herabtropfen, als seien sie ein Teil von ihnen.

Eine der Frauen nimmt der andern das Instrument weg. Sie spielen und feuern das Mädchen zu unermüdlichem Tanzen an. Sie trinken — und trinken mir zu. Es ist phantastisch ungewöhnlich: Ich sitze unter Blüten, hoch über dem Biwasee mitten unter diesen älteren Frauen, als gehörte ich zu ihnen, und diese zarte kleine Menschenblüte wird mir vorgeführt, wie ein edles Tier, das man mir schenken will. Alles ist so anders, so ganz anders, als man es in Japan kennt und erwartet!

Wer sind diese Frauen? Die Unterhaltung mit ihnen ist schwierig. Nur so viel entnehme ich, daß sie von auswärts sind, daß sie ohne jede männliche Begleitung kamen und mit dem Frühzug wieder abreisen. Vielleicht sind es ehemalige Geishas, die sich die junge mitgebracht haben, um an ihrem Tanz ihre eigene Jugend und die Zeit, da sie sich zum Klang des Samisen drehte, sich ins Erinnern zurückzurufen.

Ja, sie wollten mir das Mädchen schenken, sei es auch nur für diese Nacht. Ich höre, wie die älteste der Frauen der Geisha einige energische Worte zuraunt. Langsam und schüchtern wie ein scheues Tier kommt sie daraufhin auf mich zu, und als sie furchtsam und ängstlich, nur für einen Augenblick die Augen zu mir aufschlägt, erkenne ich, was sie so scheu macht.

33. Ruhetage in Kanazawa.

Kanazawa.

Wir waren wochenlang durch Japan gefahren, von Nord nach Süd, von der Ostküste nach Westen und wieder umgekehrt. Nun waren wir ein wenig japanmüde, müde der Landschaft mit ihren Reisfeldern, zwischen denen seltsame kiefernbestandene Inseln standen, müde des verträumten Zaubers der Inlandsee und des grandiosesten der Berge, des untadeligen Eiskegels des Fuji, aber auch der Tempel, der Schlösser und Feste. So fuhren wir nach Kanazawa, um auszuruhen.

Der erste Eindruck des kleinen Provinzstädtchens an der Westküste war enttäuschend. Es gab eine schon ziemlich europäisierte Geschäftsstraße und eine Elektrische, dagegen war von dem alten Kutaniporzellan, wegen dessen die Stadt berühmt ist, nichts mehr vorhanden. Doch wurden wir entschädigt, als uns die Rikschakulis in der Oura-Ya abluden.

Wir hatten schon manches stimmungsvolle japanische Gasthaus erlebt, aber die Räume, in die uns der Wirt jetzt führte, waren das Hübscheste, was man sich denken kann, und gerade richtig für ein paar Tage des Ausspannens. Wir hatten eine Flucht für uns oder eigentlich schon ein ganzes Haus; denn unsere Zimmer gingen auf einen eigenen kleinen Garten hinaus. Die Bambuswand, die den Garten absperrte, war so hoch, daß sie jeden unbefugten Blick aus dem Nachbarhaus wehrte. Es war ein versteckter, völlig in sich abgeschlossener Winkel, inmitten der lärmenden, fremden Stadt eine Welt für sich.

Wir hatten uns mit einigen Schwierigkeiten mit dem

Wirt über unsere Lebensweise verständigt: morgens europäisches Frühstück, denn süßsauere Pflaumen, ungesalzener Reis und gezuckerte Anchovis auf nüchternen Magen können einem auch das stimmungsvollste japanische Milieu verleiden. Mittags wollten wir auswärts essen, abends nach dem Bad aber ein ausführliches japanisches Diner einnehmen.

Mit dem Bad hatte es zuerst seine Schwierigkeiten. Als ich am ersten Abend in den Vorraum des Bades kam, schien mir dieses selbst schon besetzt, und ich zögerte unschlüssig. Da kommt eine japanische Dame herein, verbeugt sich höflich vor mir, und beginnt ungeniert den Kimono abzulegen. Dann folgt Unterkimono und Hemd. Mit entzückender Grazie kniet sie nieder, streift das Lendentuch ab, erhebt sich wie eine Gazelle, zeigt für eine Sekunde einen gertenschlanken, elfenbeinfarbenen Körper mit süßen kleinen Brüsten, verneigt sich nochmals und verschwindet, ganz Dame, in den schon besetzten Baderaum.

In Japan ist das gemeinsame Baden der Geschlechter alte Tradition. In den letzten Jahrzehnten ist es unter dem Einfluß der Europäer, insbesondere der Mission, abgekommen, in den öffentlichen Bädern ist es polizeilich verboten, wird aber, wie ich soeben selbst erleben konnte, noch immer geübt.

Die japanischen Badesitten sind das schlagendste Beispiel dafür, welch künstliche Dinge Moral und Schamgefühl sind; denn sie wechseln völlig je nach Erziehung und Herkommen. Die Japanerin, die nichts dabei findet, ihren Körper im Bade vor fremden Männern zu zeigen, ja, die ihn ruhig von dem männlichen Badediener ab-

seifen und massieren läßt, trägt auf der Straße und in Gesellschaft Kleidung von einer Dezenz, neben der die europäische schamlos erscheint, und sie empfindet die Art, wie sich fremde Männer und Frauen beim europäischen Tanzen umfassen und aneinanderpressen, als äußerste, unbegreiflichste Schamlosigkeit.

Wir zogen es vor, unser eigenes Bad zu haben, und waren sehr zufrieden, als wir eines für unsern ausschließlichen Gebrauch bekamen, zumal das japanische Baden den Nachteil hat, daß sämtliche Hausinsassen, beziehungsweise Hotelbewohner nacheinander in die gleiche Wanne steigen.

Von diesem kleinen Schönheitsfehler abgesehen, ist das japanische Bad etwas Herrliches, trotzdem es eigentlich allen ärztlichen Ansichten und hygienischen Vorschriften zuwiderläuft. Der Japaner badet kochend heiß, so heiß, daß ein Europäer erst nach langer Gewöhnung die gleiche hohe Temperatur erträgt. Erst wird der Körper abgeseift und mit heißem Wasser übergossen, dann steigt man für einen Augenblick in die Wanne mit dem siedend heißen Wasser, die von unten geheizt wird. Im ersten Augenblick meint man zu verbrühen, aber wenn man aussteigt, fühlt man sich unendlich wohl, warm und behaglich.

Nach dem Baden saßen wir in Kimonos auf den Seidenkissen vor dem Kohlenbecken und sahen durch die offene Schiebetür in unseren Garten. Auf kleinen schwarzen Lacktischchen stellte die Nesan vor jeden das Diner, alle Gänge gleichzeitig: rohen Fisch und gebackenen, Tintenfische, Krabben, Eiersuppe und dann die Delikatessen, die zum Reis gehören, wie angesäuerter Rettich, Seetang und dergleichen. Neben Reistopf und Teekessel kauerte die Nesan, um aufmerksam unsere Schüsseln

und Schalen nachzufüllen. Reis ist heilig. „O gozen" sagt der Japaner — sehr verehrter Reis. Man darf deshalb auch keinen stehenlassen, und selbst die Reste in der Schüssel spült man mit Tee hinunter, damit kein Körnchen umkomme.

Nach dem Essen wird das Bett gemacht, gewöhnlich in dem gleichen Raum, in dem man wohnt und ißt. Da wir mehrere Zimmer für uns zur Verfügung hatten, konnten wir ein wenig à la Europa leben und hatten die Nesan angelernt, im Raume neben dem Eßzimmer die Betten aufzuschlagen. Diese wurden den Wandschränken entnommen. Sie bestehen aus ein paar seidenen Matratzen, die übereinandergelegt werden, einem Kopfkissen aus Seegras, das recht hart und unbequem ist, und einer dickwattierten, seidenen Decke mit Ärmeln, in die man hineinschlüpft. Bettwäsche gibt es nicht, und man liegt in seinem Nachtkimono unmittelbar auf der Seide.

Morgens kommt die Nesan herein, schiebt alle Läden zurück, und wenn so die Öffentlichkeit hergestellt ist und man von allen Seiten von der Straße ins Zimmer sehen kann, mag man sich anziehen. Da unser Zimmer nur auf den engen Garten führte, machte das nichts. Im übrigen lernten wir unsere Nesan ein wenig an. Normalerweise ist sie gewohnt, zu jeder Tages- und Nachtzeit ohne vorheriges Anklopfen in die Zimmer der Gäste einzutreten. Das ist nicht etwa eine Respektlosigkeit, sondern dem Japaner fehlt eben der Begriff dafür, daß es etwas Privates und für andere Augen Anstößiges überhaupt gibt. Selbst im Zug sind die Waschtoiletten offen, bestenfalls nur mit einem sehr unzureichenden Vorhang gegen den übrigen Wagen abgeschlossen. So kam auch die Nesan

zu uns herein, bis wir ihr beigebracht hatten, vorher zu husten. Im übrigen war ihr Kommen jedesmal eine feierliche Zeremonie. Sie kniete erst außen vor der Tür nieder, öffnete sie, verbeugte sich bis auf den Boden. Dann Aufstehen, Durch-die-Tür-Schreiten, Wieder-Niederknien, um sie zu schließen; denn es ist höchst unpassend, eine Tür anders als in kniender Haltung zu öffnen oder zu schließen. Die Nesan kommt auf uns zu. In zwei Schritt Entfernung nochmaliges Niederknien und nochmaliger Kotau. Dann erst fragt sie nach unseren Befehlen oder überreicht das Verlangte. Der Rückzug wird unter dem gleichen Zeremoniell angetreten. Es ist unglaublich, wie oft die Japanerin im Laufe des Tages hinkniet, sich bis auf den Boden verneigt und leichtfüßig und graziös wieder aufspringt.

So hatten wir uns eine ideale Mischung von europäischem und japanischem Lebensstil zurechtgelegt. Tagsüber schlenderten wir unter den Blütenbäumen des Kurokuen, des Gartens der sechsfachen Schönheit des alten Daimyoschlosses, oder fuhren in die freie Landschaft hinaus, deren Horizont die Schneeberge umgrenzten, oder ans Meer und sahen den Fischern zu. Es waren Tage traumhaften Vergessens.

Glücklicherweise setzte alsbald Regen ein, der uns den Abschied leichter machte; denn es wurde langsam Zeit, unsere Reise fortzusetzen. Es gab eine Rechnung, die noch unsere Erwartungen übertraf; denn kein japanischer Wirt wird so unhöflich sein, einen angesehenen und reichen Fremden — das sind in den Augen der Japaner alle Weißen — dadurch seine Unehrerbietung und Geringschätzung zu bezeigen, daß er ihm etwa allzu geringe

Rechnung überreicht. Allein das ist bereits eine Anpassun an europäische Sitte; denn der Japaner gibt beim Betret des Hotels das „Tschadai“, das sogenannte Teegel ein Trinkgeld, dessen Höhe die Vornehmheit des Gast und den Grad der Ehrerbietung anzeigt, mit der er b handelt zu werden wünscht. Bei manchen Personen b trägt das Tschadai für eine Nacht 50, 100 und mel Yen. Die eigentliche Rechnung ist dann sehr klein un eigentlich nur eine Formsache.

Nun, trotz der hohen Rechnung gab ich noch e Tschadai, und es muß zur Zufriedenheit ausgefalle sein; denn nach kurzer Zeit kam der Wirt wieder un überbrachte unter vielen Verbeugungen und ehrfurcht vollem Schlürfen das Gastgeschenk: eine Bürste un einige buntbedruckte Handtücher.

Bei strömendem Regen fuhren wir ab. Lange no konnten wir nach der Oura-Ya zurückblicken und sahen de Wirt mit allen Nesans auf der Schwelle kauern und si immer wieder verneigen.

34. Die Spinntöchter von Kanagafuchi.

Kobe.

Der leitende Direktor führte uns selbst, und all di vielen Hunderte, oder vielmehr Tausende vo Arbeiterinnen lächelten, knicksten und sahen uns kichern nach. „Ich bin ihr aller Vater“, sagte der Direktor wohl wollend. „Sie kennen und lieben mich alle, und in de zwanzig Jahren, die ich die Fabrik leite, haben wir noc keinen Streik gehabt.“

Gewiß, die Mädchen sahen alle viel vergnügter un fröhlicher aus als ihre Arbeitskolleginnen, die ich noc

vor kurzem in den Vereinigten Staaten gesehen — und bei flüchtigem Rundgang hätte man nicht gemerkt, daß es eigentlich lauter kleine Sklavinnen waren, die dort an den modernen Spinnstühlen standen, oder in den riesigen Eßsälen auf schmalen Bänken zu Dutzenden aufgereiht ihre Mahlzeit nahmen.

Die Kanagafuchispinnereien in Kobe haben ihr eigenes System der Arbeiterrekrutierung. Die Mädchen werden von ihren Eltern in jugendlichem Alter, meist vierzehn- oder fünfzehnjährig, auf mehrjährigen Kontrakt an die Fabrik abgegeben, auf gut deutsch also gewissermaßen „verkauft". Gewiß — sie sind in luftigen, sauberen Schlafsälen untergebracht, werden ausreichend verpflegt und können sich billig kleiden. Das hindert aber nicht, daß sie kaserniert sind, die Fabrik nicht verlassen dürfen und für zehn- und zwölfstündige Arbeit verhältnismäßig nur geringen Lohn, durchschnittlich 80 Sen den Tag erhalten.

In einem Land jedoch wie Japan, wo Kinder von ihren Eltern sogar als Geishas oder als Joros in die Freudenhäuser verkauft werden, mag dieses System nicht so ungeheuerlich wirken, wie es für europäische Begriffe ist. Vielleicht fühlen sich die kleinen Spinnerinnen wirklich so froh und vergnügt, wie sie scheinen. Ihren wirklichen Gemütszustand zu erkennen, ist für den Fremden unmöglich, da die Japanerinnen von Jugend auf aufs strikteste dazu erzogen werden, ihre Seelenregungen zu verbergen und stets das gleiche lächelnde und freundliche Gesicht zu zeigen.

Auch die männlichen Arbeiter sind in der Fabrik kaserniert, und manch einer holt sich eine Lebensgefährtin

aus dem Kreis seiner Arbeitskolleginnen und siedelt dann in eines der Reihenhäuser über, die die Fabrikleitung in endlosen Straßenzügen für die Verheirateten errichtet hat. Für die Hochzeit gibt es sogar einen freien Tag ohne Gehaltsabzug, wie der Direktor erzählte und wie auch in der Broschüre, die die Wohlfahrtseinrichtungen der Fabrik ausführlich schildert, in einem eigenen Absatz erwähnt wird!

Die Kanagafuchispinnereien sind mit diesem System bisher nicht schlecht gefahren und haben Jahr für Jahr eine erstaunlich hohe Dividende abgeworfen. Billigerweise muß man aber sagen, daß das System auch für die Arbeiter immerhin gewisse Vorteile bietet; denn im Fall schlechter Konjunktur werden sie nicht auf die Straße gesetzt, sondern behalten Wohn- und Arbeitsstätte, wenn auch bei verminderten Bezügen.

Hierin, wie vor allem im japanischen Familiensystem liegen die Gründe, warum Japan im Fall von schweren wirtschaftlichen Krisen bisher ohne soziale Erschütterungen blieb. Auch im modernen industrialisierten Japan steht der einzelne ja nicht wie in Europa oder Amerika allein, sondern er bleibt bis zu seinem Tod Glied der Familie, mit der er ganz anders verknüpft ist als der Europäer. Im Fall wirtschaftlicher Krisen kehrt die Industriearbeiterschaft in den Schoß der Familie aufs Land zurück und wird von dieser ohne weiteres erhalten.

In diesem ausgeprägten Familiensystem, das eine Versicherung auf Gegenseitigkeit darstellt, lag bisher ein nicht zu unterschätzendes soziales Sicherheitsventil, das Japan auch ohne durchgreifende soziale Gesetzgebung und soziale Fürsorge auskommen ließ. Wie man in Japan kaum Bettler antrifft, so gibt es in Japan auch kaum eine

staatliche oder kommunale Armenfürsorge. In ganz Japan sind nur 25 Altersheime, von denen aber nur 13 für Arme sind.

Aber auch das Familiensystem wird auf die Dauer die Sozialisierung der Arbeitermassen nicht verhindern können. Bisher konnte die Regierung mit eiserner Hand jeden Versuch zu sozialistischer Organisierung unterdrücken. In diesem Jahr mußte sie zum ersten Male die Feier des 1. Mai freigeben, und in Osaka und Kobe demonstrierten Tausende von Arbeitern auf der Straße. Selbst die kleinsten Orte sahen Demonstrationszüge, wenn auch hier in der Regel die Zahl der begleitenden Polizeimannschaften die der Demonstranten noch überstieg. Zum ersten Male hat Japan zur internationalen Arbeiterkonferenz nach Genf einen Erwählten der Arbeiterschaft entsandt und nicht einen von der Regierung aufgestellten Strohmann. Es ist wohl auch etwas noch nie Dagewesenes für Japan, daß Herr Sazuki Bunji, der Präsident der japanischen Arbeiterföderation, vor seiner Abreise beim Ministerpräsidenten zu Gast war.

Die japanische Regierung befolgt gegenüber der sozialistischen Gefahr eine merkwürdig zwiespältige Haltung. Während der Kampf gegen die „gefährlichen Gedanken“, insbesondere unter der Arbeiter- und Studentenschaft, mit äußerster Energie und Rücksichtslosigkeit geführt wird, hat sie andererseits bisher auch die radikalsten sozialistischen und kommunistischen Schriften frei ins Land gelassen. Man kann in jedem der zahlreichen großen und kleinen Buchläden japanische Übersetzungen sozialistischer und kommunistischer Schriften von Marx und Bakunin bis zu Lenin und Trotzky finden.

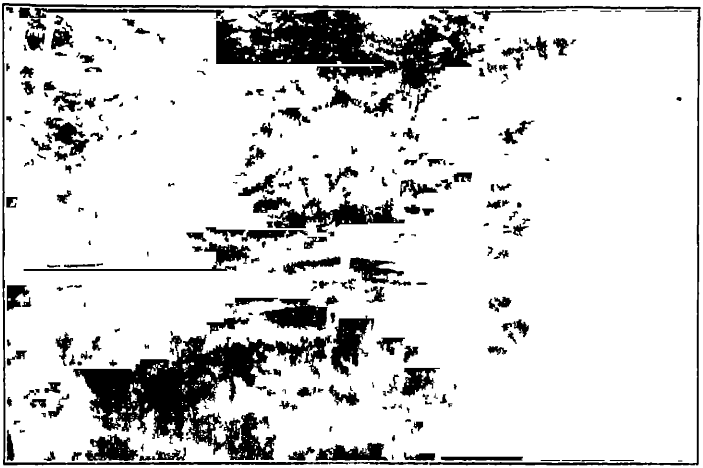
Die große Schwierigkeit, der Japan in den nächsten Jahren und Jahrzehnten zu begegnen haben wird, liegt darin, daß seine Industrie bisher auch noch nicht im entferntesten die Leistungsfähigkeit des europäischen und amerikanischen Konkurrenten hat. Noch immer wird in Japan eine Verschwendung mit Menschenkraft getrieben, als ob die Löhne noch auf der Höhe der Zeit vor dem Krieg wären. Nur durch diese geringen Löhne hatte die japanische Industrie bisher auf dem Weltmarkt wettbewerbsfähig sein können. Seit dem Krieg sind jedoch Löhne und Lebenshaltung in einer Weise gestiegen, die außer jedem Verhältnis zur Leistungsfähigkeit der Arbeiter steht.

Noch immer sieht man in Japan auf der Lokomotive drei Mann, in der Straßenbahn zwei Schaffner statt einen, und überall in staatlichen wie privaten Betrieben eine unglaubliche Fülle von Angestellten, daß man meinen könnte, es gäbe im Land nur ein bestimmtes, geringes Maß von Arbeit, das um jeden Preis gestreckt werden muß, damit es für die ganze Bevölkerung ausreicht.

In diesem Mißverhältnis zwischen Lohn und Arbeitsleistung liegt die eigentliche und unmittelbarste Gefahr für das heutige Japan, die Wurzel der finanziellen und wirtschaftlichen Krisen, in die es immer stärker hineintreibt. Wenn diese Krisen bisher noch nicht schwerer in Erscheinung getreten sind, so liegt dies an der Beschäftigung der Industrie für den Wiederaufbau auf Regierungskosten zu unverhältnismäßig hohen Preisen, die jedoch mit dem Verfall der Währung erkauft wurden.

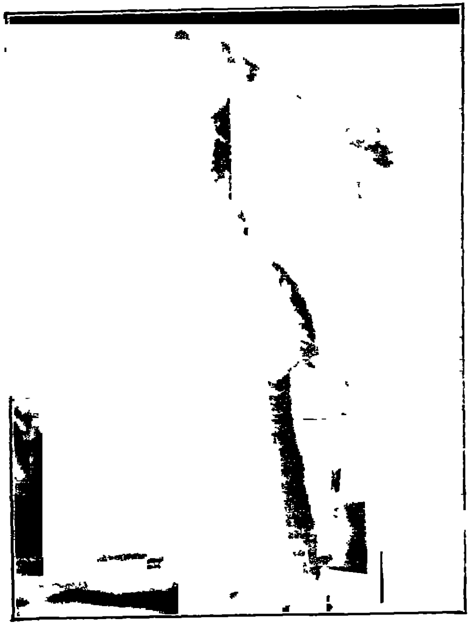


Teehaus.



Weiher.

Im Ken-roku-en, Park in Kanazawa.



Chinese im winterlich wattierten Rock



Japaner im Regenmantel.

Japan und China bei Nässe und Kälte

35. Japan zwischen den Rassen.

Kobe.

Die Sonne, die allmorgendlich blutigrot und rund über der turkestanischen Steppe und den afghanischen Bergen aufgeht, ist für die Völker dort, in denen die erste Idee vom „Erwachenden Osten" aufgezuckt ist, ein tägliches Erinnern an das Brudervolk im fernen Osten, das unter dem Banner der aufgehenden Sonne als einziges asiatisches, ja einziges farbiges Volk seine Stellung den Weißen gegenüber behaupten konnte.

An turkmenischen Karawanenstraßen, in afghanischen Grenzforts oder bucharischen Basaren wird das Wort Japan mit einem Klang ausgesprochen, der Bewunderung und Wunsch nach Nacheiferung ist. Es muß unwahrscheinlich anmuten, daß das führende Volk der gelben Rasse an diesem Ruf und Ansehen, das es in Zentralasien hat, unbeteiligt sein sollte. Ja, es wäre nur natürlich und selbstverständlich, daß das eine Volk, das einzig und allein den weltbeherrschenden Kaukasiern die Stirn bieten konnte, jedem Rasseverwandten hilfreiche Hand leistete, der es wagt, sich gegen die Weltherrschaft der Weißen aufzulehnen.

Revolutionen pflegt man nicht vorher anzukündigen, auch wenn es sich um die Erhebung eines Volkes gegen ein anderes, ja einer ganzen Rasse handelt, aber andererseits hat es auch noch nie eine Revolution gegeben, deren bevorstehender Ausbruch dem, der das Gefühl für große Ereignisse hat, nicht lange vorher erkennbar gewesen wäre.

Es war zu erwarten, daß kein Japaner, am allerwenigsten ein eingeweihter, das Bestehen oder die Anbahnung einer panasiatischen Bewegung unter japanischer Führung zugeben würde, allein so beherrscht ist auch nicht das so disziplinierte japanische Volk, als daß die Idee, bestünde sie — nicht irgendwie erkennbar werden müßte.

Es ist für jeden, der sich mit asiatischen Fragen beschäftigt und der eine wachsende antikaukasische Strömung in anderen Ländern feststellen konnte, eine der größten Überraschungen, daß man im Inselreich hiervon so verblüffend wenig merkt. Der Grund liegt dabei ganz augenscheinlich nicht in der größeren Geschicklichkeit der Gelben in der Verbergung ihrer innersten Gedanken und letzten Ziele, sondern derartige Gedanken und Ziele, die sich gegen die europäisch-amerikanische Kulturwelt richten, sind augenscheinlich nicht da, oder waren es wenigstens bis vor kurzem nicht. Die europäische Zivilisation hat die Japaner zwar nicht mit den Waffen unterwerfen oder ausrotten können, wie sie alle übrigen Rassen des Erdballes unterworfen oder ausgerottet hat. Aber sie machte eine andere, eine friedliche Eroberung. Die Japaner waren aufrichtig willens und bereit, die westliche Zivilisation anzunehmen, nicht nur Kanonen und Kriegsschiffe, um sich damit gegen die „Westler" behaupten zu können, sondern den gesamten westlichen Kultur- und Gedankenkomplex, nur ein wenig ihren eigenen Bedürfnissen angepaßt, genau wie sie vor Jahrhunderten die chinesische Kultur annahmen und sich anpaßten. Voraussetzung war natürlich, daß sie dann auch von den Weißen als voll und ganz gleichberechtigt in den Kreis der herrschenden Rasse aufgenommen würden.

Es gibt in Japan allerdings eine Strömung, den altjapanischen Ideenkreis zu erhalten. Gerade Regierung und Kaiserhaus sind in der letzten Zeit ihre stärksten Förderer geworden. Der Grund liegt in der Furcht vor den wachsenden sozialistisch-kommunistischen Strömungen in den unteren Volksklassen. Der altjapanischen Gedankenwelt mit ihrer göttlichen Verehrung des Kaiserhauses, der unbedingten Loyalität des Dieners gegenüber dem Herrn lagen derartige Tendenzen völlig fern, und man möchte auf sie zurückgreifen, um die bösen Folgen der Maschine zu verhindern.

Aber auf die „Maschine" möchte man nicht verzichten, und der europäisch gebildete Japaner der herrschenden Schicht ist auch auf nichts so stolz als auf diese Maschine: auf die Wolkenkratzer, die Schiffe, die Fabriken, die europäisch-amerikanischen Schulen oder Einrichtungen, und das höchste Kompliment, das man ihm machen kann, ist die Bemerkung, es sei alles genau so wie in Europa oder Amerika.

Die westliche Zivilisation unter angelsächsischer Führung war vor dem Krieg drauf und dran, sich den ganzen Erdball zu unterwerfen. Die gesamten indianischen Kulturen waren unter Schienensträngen und Stahlwerken begraben, die Neger eine Rasse von Arbeitssklaven, der Islam schien erledigt, der indische und chinesische Kulturkreis durch eigene Lethargie paralysiert. Nur die Japaner blieben als möglicher, gefährlicher Gegner, solange sie zwar die Technik der westlichen Zivilisation angenommen hatten, aber noch nicht assimiliert waren. Dann wendete der Weltkrieg das Blatt.

Wenn es auch verfrüht und verfehlt wäre, den

Zusammenbruch der Weltherrschaft der weißen Rasse schon für nahe Zukunft prophezeien zu wollen, so läßt sich das Andrängen einer farbigen Flut gegen die bisher unerschütterlich gehaltene Stellung der Weißen nicht abstreiten. Entscheidend, wenn auch vielleicht nicht für den Ausgang der welthistorischen Auseinandersetzung zwischen Weiß und Farbig, so zum mindesten für das Tempo der Entwicklung wird die Stellung sein, die Japan in der Zukunft einnehmen, oder in die es vielmehr durch die Weißen gedrängt werden wird.

Japan kann in der Zukunft eine doppelte Rolle spielen: Es kann der Führer im Befreiungskampf Asiens gegen Europa, der Farbigen gegen die Weißen werden. Es kann sich aber auch der westlichen Zivilisation restlos angleichen und Teilhaber des Weltbeherrschungs- und Weltaufteilungskonzerns der europäisch-amerikanischen Großmächte werden.

Der Weltkrieg hat in den bereits in so raschem Fortschreiten befindlichen Prozeß der „Verwestlichung" des Erdballes eine gefährliche Stockung gebracht. In diesem kritischen Augenblick ist es nicht gleichgültig, auf welche Seite sich die Japaner schlagen, zumal es nur eines geringen Entgegenkommens der Weißen bedürfte, um die Japaner zu sich hinüberzuziehen.

Die Japaner haben brennenden Nationalstolz, aber kein Rassegefühl. Im Gegenteil, sie möchten nicht nur die europäische Zivilisation annehmen, sondern selbst Europäer werden. Ja, es gibt sogar eine ganze Anzahl Japaner, die behaupten, daß sie nicht mongolischen, sondern arischen Ursprungs wären, daß zum mindesten an der Bildung des japanischen Volkes arische Elemente

stark beteiligt wären. Es ist durchaus nicht ausgeschlossen, daß versprengte normannische Volksteile über Sibirien und Korea nach Japan gekommen sind, zum mindesten trifft man Japaner mit fast südeuropäischem Typus, wie ja auch der Japaner in seiner Lebhaftigkeit, Beweglichkeit und Unbeständigkeit mit dem Südeuropäer manche Ähnlichkeit hat.

Der Europäer oder Amerikaner, der Ostasien nicht aus eigener Anschauung kennt, mag Japaner mit Chinesen verwechseln, in Wirklichkeit aber ist der Unterschied zwischen beiden ebenso groß wie zwischen Japaner und Europäer, zum mindesten wird er als solcher empfunden.

Japan war allzulange, auch gegen das übrige Asien, abgeschlossen und hat dann allzu rasch und intensiv den westlichen Kulturkomplex und Ideenkreis in sich aufgenommen, als daß es sich heute nicht als zwischen den Rassen stehend fühlen sollte.

Man sollte meinen, daß bei der augenblicklichen Weltkonstellation, wo Rußland die seit Jahrhunderten angestrebte Verschmelzung mit Europa wieder aufzugeben und sich östlich zu orientieren anschickt, die „Westvölker" das größte Interesse daran haben sollten, sich das japanische Volk zu assimilieren, nicht anders als das römische Imperium Gallier, Germanen und Orientalen sich angliederte. Aber einstweilen sieht es durchaus nicht darnach aus, als ob die weiße Vormacht, die Vereinigten Staaten, auch nur die leiseste Ahnung von der Bedeutung der rassenmäßigen Einstellung Japans hätte.

36. Japans Großmachtsgrundlagen.

Osaka.

Die Grundlagen der japanischen Großmachtstellung? — Mit nur geringer Übertreibung könnte man behaupten, daß sie einzig in dem brennenden Wunsch und Willen des gesamten Volkes nach nationaler Größe bestehen.

Eine bergige Inselwelt. Dem kargen Boden ist mühsam jedes auch noch so winzige für den Anbau geeignete Fleckchen fruchtbarer Erde abgewonnen. Aber trotz intensivster Bodenbestellung, die dem gesamten Land den Charakter eines sorgsam gepflegten Gartens gibt, reicht die verfügbare Ackerfläche nicht, die Bevölkerung zu ernähren. Das Schicksal der Schweiz war vielleicht von Natur aus dem ostasiatischen Inselreich zugedacht: die Abgabe seiner überschüssigen Bevölkerung ans Ausland, als Arbeiter, als Kulturdünger, als Reisläufer, die fremder Herren Kriege auf fremdem Boden ausfochten. Ein Land, das sich bestenfalls gegen feindliche Nachbarn die Unabhängigkeit wahrt, aber nie daran denken kann, über die eigenen Grenzen hinaus seine Macht auszudehnen.

Kohle und Eisen, und in wachsendem Maß Öl sind neben ausreichendem Grund und Boden und genügender Bevölkerung für die Großmachtstellung eines Volkes unumgänglich nötig. Japan hat keines von allen dreien, wenigstens nicht in genügendem Ausmaße und in genügender Güte. Kohle gibt es auf den beiden Inseln im Norden und im Süden des Hauptteilandes, auf Kiushiu und auf Hokkaido. Die geförderten Mengen wären wohl ausreichend für Japans Eigenbedarf, allein sie ist recht

minderwertig. Schon auf den japanischen Dampfern merkt man an dem dicken schwarzen Rauch, der aus den Kaminen strömt, die schlechte Kohle, und nicht anders ist es auf den Bahnen. Schlimmer ist jedoch, daß die japanische Kohle nicht verkokungsfähig ist, so daß die Hütteninduſtrie des Landes für Kokskohle völlig auf ausländische Zufuhr angewiesen ist.

Seinen Roheisenbedarf kann Japan aus eigenen Hochöfen decken. Seine Stahlwerke reichen für 70 vom Hundert des Bedarfes. Die Regierung hat mit großer Energie für den Ausbau von eigenen Eisen- und Stahlindustrien gesorgt, vor allem durch die Errichtung des großen Werkes Wakamatsu auf Kiushiu. Ferner ist ein großes Hochofenwerk auf Hokkaido. Allerdings sind beide Werke zu einem großen Teil nicht nur auf fremden Koks, sondern auch fremde Erzzufuhr angewiesen.

Die altjapanische Eisenindustrie gründete sich auf die Magneteisenberge von Chugoku, die für den heutigen Bedarf jedoch nicht ausreichen. Außerdem wird Erz noch in der Provinz Ou im Eisenbergwerk Kamaishi gewonnen. Dann sind noch die Erzlagerstätten von Senin und Kuriki, die jedoch ebenso wie der Eisenberg Abuto auf Hokkaido nur bei hohen Erzpreisen abbauwürdig sind.

Überhaupt ist die japanische Eisenindustrie gegenüber der billiger arbeitenden chinesischen und indischen nicht wettbewerbsfähig. Die Japaner arbeiten mit wesentlich höheren Löhnen und sind in der Hauptsache auf fremde Zufuhren angewiesen. Das japanisch-chinesische Bergwerksabkommen von 1918 sichert allerdings Japan wertvolle Kohle- und Erzbezugsrechte in China, die jedoch nur, ebenso wie die Beteiligung japanischen Kapitals an

chinesischen Gruben und Hütten, in Friedenszeiten die Bedarfsdeckung sicherstellen.

Japan hat zwei siegreiche Kriege ohne genügend große eigene, auf eigene Kohlen- und Eisenversorgung basierende Eisenindustrie durchgefochten. Allein, einmal waren beide Gegner, China wie Rußland, technisch minderwertig, und zum andern dauerten beide Kriege nicht lange genug, als daß der Mangel ungenügender Rohstoffversorgung hätte in Erscheinung treten können.

Ein Krieg von heute würde jedoch ganz andere Anforderungen an die Eisen- und Stahlindustrie des Landes stellen als selbst noch der russisch-japanische, und Japan, will es seine Großmachtstellung behalten, bleibt daher gar nichts anderes übrig, als seine Eisen- und Stahlversorgung auch für den Kriegsfall sicherzustellen.

Der fehlende Brennstoff kann zum Teil durch den Ausbau der Wasserkräfte ersetzt werden. Japan verfügt über etwa 5 Millionen P. S. ausbaufähiger Wasserkräfte, von denen erst etwa 1,2 Millionen ausgenutzt werden, ein Teil für Elektroöfen zu Eisen- und Stahlgewinnung. Da die japanische Wasserkraft teilweise sehr billig ist, so läßt sich die Elektrostahlindustrie noch in großem Maß ausbauen. Die Elektrizitätswerke in Nagoya beziehen beispielsweise ihren Strom aus dem Elektrizitätswerk in Schiro' am Kisu zu dem äußerst niedrigen Preis von einem halben Sen, also noch nicht einem Goldpfennig für die Kilowattstunde.

Allein Elektrostahlindustrie kann eigene Erz- und Kohlenbasis nicht ersetzen, und so ist Japans ganze auswärtige Politik der letzten Jahrzehnte nur von dem Gesichtspunkt der Sicherung dieser Lebensnotwendigkeiten

für sein Imperium aus zu verstehen. Japan mußte sich auf dem Festland festsetzen, oder es mußte auf seine heiß erstrebte und blutig erkämpfte Stellung als Großmacht wieder verzichten.

Der Erwerb Koreas fügte den japanischen Erzvorräten zwar schätzungsweise 50 Millionen Tonnen hinzu. Allein Kokskohle fehlt auch hier, und Japan strebt daher nach Schantung und der Mandschurei. Seine Stellung in Schantung hat Japan nach dem Weltkrieg dank der Intervention der angelsächsischen Mächte sehr rasch wieder verloren, um so nervöser kämpft es jetzt um seinen Besitz in der Mandschurei. Hier verfügt es über Kohle und Erz in ausreichendem Maß. Die Kohlengruben in Fushun liefern eine ausgezeichnete Kokskohle, die noch dazu billig im Tagebau gewonnen wird, und in den Bergen von Anzan, wo ein modernes Hochofenwerk im Ausbau begriffen ist, sind ausgedehnte Erzlager, die gleichfalls über Tage abgebaut werden können, von andern kleinen Erzlagerstätten ganz abgesehen.

Die Mandschurei ist noch aus einem dritten Grund für Japan lebenswichtig. Das Inselreich hat, von ein paar ganz geringwertigen Quellen abgesehen, kein Öl. Die Ölfelder auf der Nordhälfte von Sachalin sind ein unsicherer, stark umstrittener Besitz. Japans Flotte basiert heute auf amerikanischem Öl, und schon aus diesem Grund ist für die nächste Zukunft ein Krieg mit den Vereinigten Staaten für Japan aussichtslos. Nun ist allerdings in der Mandschurei bisher kein Öl festgestellt, allein in Fushun sind zwischen der Kohle große Lager von Ölschiefer, und gerade geht eine umfangreiche Probesendung dieses Schiefers nach Schottland. Fallen die Versuche, die dort

hinsichtlich Schieferölgewinnung aus dem übersandten Material angestellt werden sollen, zufriedenstellend aus, soll eine ganz große Anlage zur Gewinnung von Öl aus dem Fushuner Schiefer gebaut werden.

Japan hat getan, was ein brennender Wille zu nationaler Größe tun konnte, um seine, von Natur aus ungünstige Lage auszugleichen, allein es kann nicht verhindern, daß seine Rohstoffversorgungsgebiete an den äußersten Grenzen seines Gebietes, eigentlich schon außerhalb seiner Grenzen liegen. Es wird daher im Falle eines Krieges — einerlei gegen welchen Gegner auch immer — eine stets unvermeidliche Maßnahme sein, eine ausreichende Truppenmacht auf das asiatische Festland zu werfen, um den Rohstoffbezug und die notwendige Lebensmittelzufuhr sicherzustellen.

37. Japan in der Weltpolitik.

Osaka.

Ich kam vom Gaimusho, dem Auswärtigen Amt in Tokio. Auch an seinen in einem Garten verstreuten Baulichkeiten war das Erdbeben nicht spurlos vorübergegangen, und die Mauern zeigten manchen schweren Riß, der erst notdürftig verschmiert und verputzt war. Als sich beim Einfahren ins Gaimusho diese Risse dem Blick aufdrängten, tauchte der Gedanke plötzlich auf, ob nicht Japans heutige Stellung in der Politik dem äußeren Bild seines Auswärtigen Amtes gleiche: ein stolzer Bau, den schwere Stöße erschüttert, deren Folgen notdürftiger Verputz verbergen soll.

Japans Aufstieg war rasch, so rasch wie der Deutsch-

lands, und gerade einem Deutschen muß sich die Ähnlichkeit des deutschen mit dem möglichen japanischen Schicksal aufdrängen. Ebenso wie Deutschland hat der Wille eines stolzen, tüchtigen Volkes Japan zur Weltmachtgeltung emporgetragen, ohne daß die natürlichen Grundlagen dafür gegeben waren. Zwei siegreiche Kriege, an deren günstigem Ausgang ein glücklicher Stern nicht geringen Anteil hatte, täuschen über die tatsächlichen Machtverhältnisse und hindern Volk und Regierung, mit der nötigen Sorgfalt rechtzeitig der durch wachsende Mißgunst der wirtschaftlichen Konkurrenten bedingten drohenden weltpolitischen Konstellation entgegenzuarbeiten.

Die Japaner verstehen sich nicht auf Propaganda und Stimmungsmache, ebensowenig wie die Deutschen. So konnte es geschehen, daß in der öffentlichen Meinung nicht nur Amerikas, sondern der Welt die Japaner zu der angriffslustigen Nation gestempelt wurden, die die Vereinigten Staaten im eigenen Land bedroht. In Wirklichkeit hat wohl kein einziger vernünftiger Japaner an einen derartigen Angriff gedacht, der schon vor dem Weltkrieg aussichtslos, heute nach der ungeheueren Stärkung der amerikanischen Macht völlig zur Absurdität geworden ist. Aber Japan ist nun einmal mit diesem Odium belastet und wird seine Folgen tragen müssen, genau wie Deutschland, trotzdem seine Führer in den letzten Jahren alle Anstrengungen gemacht haben, mit den Amerikanern zu einem erträglichen Ausgleich zu kommen. Tatsächlich ist Japan vor Amerika einen Schritt nach dem andern zurückgewichen. Schon von dem berühmten Gentlemen agreement sagte ein amerikanischer Schriftsteller, daß es im Grund nur für die Amerikaner ein Gentlemen

agreement darstelle. Die Japaner waren eigentlich schon durch dieses Dokument von der Einwanderung in die Staaten ausgeschlossen, aber die höfliche Form blieb gewahrt, und damit gab sich Japan zufrieden.

Heute ist auch diese höfliche Form fallen gelassen und Japan vor aller Welt durch die Ausschließungsakte des Kongresses als minderwertige, zum mindesten nicht gleichberechtigte Nation gebrandmarkt. Man muß die Aufnahme dieser Nachricht in Japan miterlebt haben, um zu ermessen, wie tiefgehend die Wirkung der antijapanischen Einwanderungspolitik ging. Die Japaner sind vielleicht die beherrschteste Nation der Welt. Trotzdem ging es wie ein leidenschaftliches Zucken durch das ganze Volk, und manchem amerikanischen Kongreßmann wäre wohl seine Abstimmung für die Ausschließungsbill leid geworden, hätte er ihre Wirkung auf das japanische Volk mit ansehen können.

Trotz dieser schweren Wunde, die dem japanischen Selbstgefühl geschlagen wurde, und trotzdem Japan einer geschlossenen angelsächsischen Front gegenübersteht, ist nicht gesagt, daß Japan nun unbedingt Anschluß an die gegen den Westen sich erhebenden asiatischen Völker suchen wird. Ganz abgesehen von dem tiefen Wunsch, mit den Westmächten als gleichwertig in einer Reihe zu marschieren, ist ein derartiger Anschluß auch nicht so rasch und ohne weiteres durchführbar. Japan ist bisher gegenüber seinen asiatischen Nachbarn nur als Herr und Eroberer aufgetreten, und es erfordert naturgemäß Zeit, das Vertrauen, vor allem der Chinesen, zu gewinnen, ganz abgesehen von dem territorialen Verzicht, den eine solche Annäherungspolitik an China wahrscheinlich bedeuten

würde, und den die Japaner wirklich nicht leicht aufbringen könnten.

Nimmt Japan die welthistorische Rolle als revolutionärer Führer des Ostens gegen den Westen nicht auf, so bleibt ihm nun, da England sich von Japan abgewandt und Amerika angeschlossen hat, nichts anderes übrig als die Annäherung an Rußland.

Der Sowjetrepublik gegenüber aber hat Japan lange Zeit infolge falscher Einschätzung der Kräfteverhältnisse in Rußland und aus Furcht vor bolschewistischer Ansteckung eine ganz ähnliche Politik getrieben wie Deutschland. Als die Zarenherrschaft zusammenbrach, glaubte sich Japan seines russischen Gegners ein für allemal ledig. Es war die Blütezeit der Militarpartei, die von der Besetzung ganz Ostsibiriens träumte. Allein Japqn mußte eine Stellung nach der andern räumen, bis es nur mehr die ganze Insel Sachalin besetzt hielt. Der Besitz der an sich völlig unwirtlichen, nördlichen Inselhälfte ist wegen der großen dort festgestellten Ölfelder von entscheidender Bedeutung. Bei einer klügeren Politik hätte Japan Nordsachalin wohl gegen geringen Kaufpreis und die Anerkennung der Sowjetregierung erwerben können.

Nachdem das Inselreich damit jedoch allzu lange wartete, mußte es schließlich damit zufrieden sein, daß Rußland ihm gegen die militärische Räumung von Nordsachalin einige Ölkonzessionen überließ.

Das Schreckgespenst einer russisch-japanischen Annäherung und in der Folge eines deutsch-russisch-japanischen Blocks hat bereits lange Zeit die Ententemächte und Amerika geängstigt, als noch nicht die mindeste Aussicht dazu bestand; denn Japan sah aus innerpolitischer

Bolschewistenfurcht lange Zeit nicht die viel realere Ge-
fahr, die ihm von den angelsächsischen Mächten droht.
Da man sich in seiner „splendid isolation“ jedoch ga
nicht wohl fühlte, geriet Japan aus Sorge um sein
mandschurischen Besitzungen, und um ein Gegengewich
gegen den angelsächsigen Druck zu haben, außenpolitisc
immer mehr in französisches Fahrwasser. Frankreich hat in
Indochina eine gute Basis, von der aus es Japan be
arbeiten konnte. Es hat den dortigen Generalgouverneu
nach Japan geschickt, Kreuzer zu Besuchen entsandt un
seine ganze geschickte Kulturpropaganda entfaltet.

Ehe jedoch die franko-japanische Annäherung greif-
bare Ergebnisse gezeitigt hatte, erkannte man in Japan
den zweifelhaften Wert einer derartigen Allianz. Für
Frankreich bedeutete sie allerdings eine schätzenswerte Siche-
rung seines andererseits hoffnungslos exponierten hinter-
indischen Besitzes und eine erwünschte Stärkung gegenüber
England. Für Japan aber wäre die französische Entente
höchstens im Fall eines Konflikts mit Rußland wirksam
geworden, bedingt nur gegenüber England, und schon
gar nicht gegenüber Amerika.

So erlosch die französisch-japanische Freundschaft, ehe
sie noch zur Blüte gelangt war, und unter dem Druck der
auch innerpolitisch veränderten Lage kam man endlich
Anfang 1925 zu dem Ausgleich mit Rußland, bei dem
Japan zwar Nordsachalin verlor, aber eine wesentliche
Stabilisierung seiner außenpolitischen Lage gewann.

38. Die weiße Gefahr.

Schimonoseki.

Es soll nicht geleugnet werden, daß es eine gelbe Gefahr gibt, wenngleich sie anders und in andern Zeiträumen gegenuber der weißen Rasse wirksam werden wird, als die Erfinder und Verarbeiter dieses Schlagwortes im allgemeinen wähnen. Zur Zeit seines Aufkommens war es jedenfalls mehr eine Schädigung als eine Warnung der Weißen; denn es brachte die Farbigen überhaupt erst auf den Gedanken, daß die damals noch turmhoch und in ihrem Ansehen unerschüttert dastehenden Europäer sich vor den Gelben fürchten könnten.

Heute scheint die gelbe Gefahr von untergeordneter Bedeutung zu sein, wo das Ansehen der Europäer und Amerikaner im nahen wie im fernen Orient solch katastrophale, nie wieder gutzumachende Einbuße erlitten hat, und wo auch die eifrigsten Verfechter dieser Gefahr kaum behaupten werden, daß schon heute oder morgen Mongolenstürme neuerdings über Europa herbrausen werden, oder daß ein märchenhaft rasch industrialisiertes China Handel und Wirtschaft der Weißen ruiniert.

Dagegen gibt es für ganz Asien schon seit gestern und vorgestern eine tatsächlich bestehende weiße Gefahr, die nicht nur in der gewaltsamen Unterdrückung durch die Kolonialmächte besteht, sondern auch in der Einimpfung und Aufzwängung von Lebensformen und Gedanken, die für den Osten nicht tragbar sind.

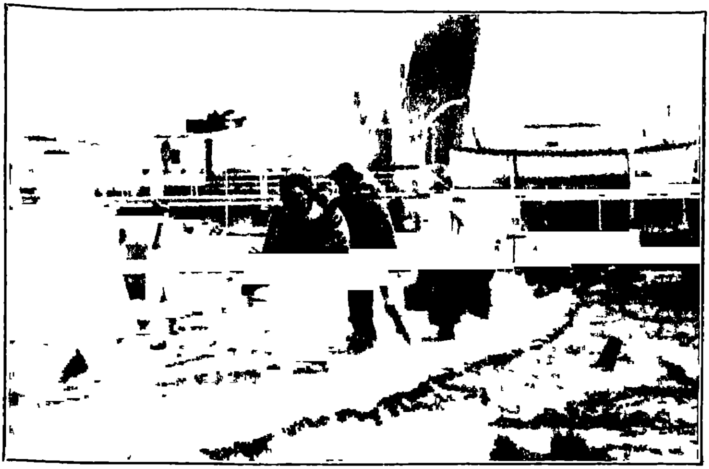
Persien, das zwar eine absolute, aber wohlgeordnete und im Wesen demokratische Monarchie war, hat der

ropäische Parlamentarismus die innere Auflösung ge-
acht. China ist unter amerikanischem Patronat eine
emokratie geworden, viel undemokratischer, als die Herr-
)aft der Mandschus war, und ein Jagdgrund für jeden
ilitärischen Abenteuerer.

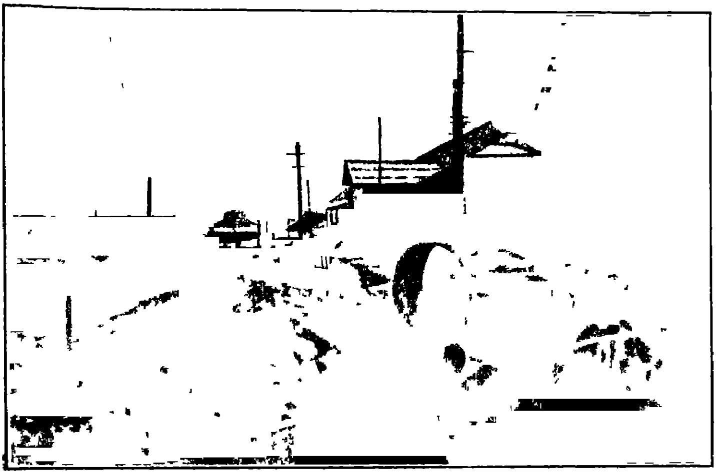
Dieses gleiche Schicksal der Zersetzung und Auf-
sung droht Japan. Es ist heute im Inselreich viel von
efährlichen Gedanken" die Rede. Man meint damit
lschewistische Ideen, während doch ganz allgemein der
estliche Kultur- und Gedankenkreis für Japans fest-
fügten kulturellen und staatlichen Aufbau einen be-
ohlichen Sprengstoff darstellt, wenn es ihm nicht ge-
igt, ihn für seine Bedürfnisse zu adaptieren und um-
modeln, wie es dies seinerzeit mit der chinesischen Kultur
tan hat.

Es gibt eine Richtung, die die Japaner gern als ein
llig unproduktives Volk darstellt, geschickte Nachahmer
wiß, aber zu jeder eigenen Schöpfung unfähig. Ich
aube nicht, daß das richtig ist. Jedenfalls kenne ich
in Volk, das einen so vollendeten, bis ins Letzte har-
onischen Lebensstil geschaffen hat wie das japanische.

Auf seinen Inseln abgeschlossen, durch den Monsun-
ythmus in harmonischen Gleichklang gewiegt und durch
rdbeben und Seestürme vor Versinken in Passivität be-
ahrt, hat der Japaner aus drei Stammeswurzeln ein
theitliches Volk geschaffen, das einzigartig in seiner
geschlossenen Kultur ist. Der Japaner lebt innig ver-
achsen in und mit seiner Landschaft. Lebensweise,
leidung, Familienleben, Staat und Gesellschaft, sie
lden ein einheitliches, geschlossenes Ganze, zu dem die
nstlerische Form und Gestaltung des Hausgerätes ebenso

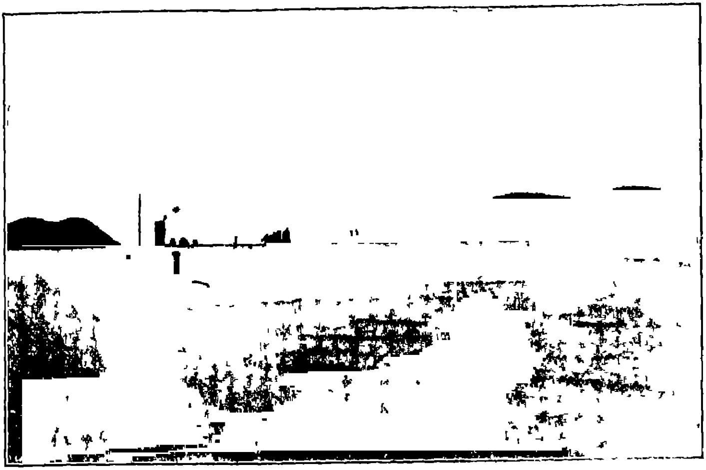


„Sachsengänger“ für den Heringsfang gehen von Bord.

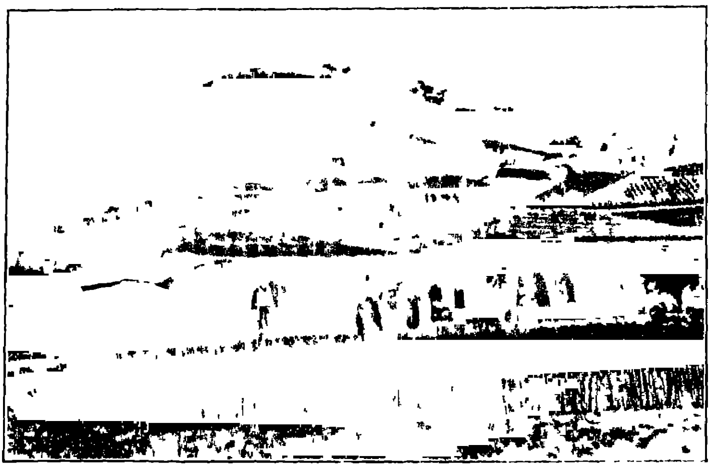


Hafenstraße von Otaru.

Hokkaido.



Hafen von Fu-san



Koreanisches Dorf.

Korea.

gehört wie das Bushido, der Ehrenkodex der Samurai oder die Erziehung der Kinder, oder die Beherrschung der Formen auch durch den untersten Kuli.

Wie sehr diese altjapanische Kultur ein einheitlicher Bau ist, bei dem selbst Äußerlichkeiten nicht ausgetauscht werden dürfen, ohne innere Werte zu gefährden, erkennt man heute im Inselland auf Schritt und Tritt, wo der Japaner in europäischen Lebensformen lebt. Der Japaner, der von Haus aus die Sauberkeit selber ist, trägt europäische Wollwäsche, ohne sie zu waschen. Er, der in seinem eigenen Heim keinen Papierfetzen, kein Äschenstäubchen wegwirft, der vor dem Betreten der Wohnung die Schuhe ablegt, auf den Gängen nur in Pantoffeln geht und in den mattenbelegten Zimmern nur auf Strümpfen, beschmutzt ein europäisches Haus in der nachlässigsten Weise, wirft Papier, Obstschalen, Speisereste achtlos auf den Boden. In Landestracht geht der Japaner wie aus dem Ei gepellt, in europäischer stören ihn schmutziges Hemd und schmutziger Kragen ebenso wenig wie saloppen Sitz. Die japanische Volksmenge ist die wohlerzogenste, höflichste der Welt, in der Eisenbahn aber benimmt sich ein Japaner rüpelhaft und rücksichtslos. Die dünne Oberschicht, die im Ausland war und die europäische Kultur und die europäischen Lebensformen wirklich erfaßt hat, macht natürlich eine Ausnahme, aber die sich verwestlichende Masse scheint mit der Annahme europäischer Lebensformen, oder vielmehr für die Zeit ihrer Anwendung — denn der Japaner führt mehr und mehr ein Doppelleben —, auch die anerzogenen und überkommenen Moralbegriffe abzustoßen.

Japan ist ein Feudal- und Polizeistaat, in dem di

Macht in den Handen weniger um das Kaiserhaus gruppierter Familien lag. Die streng gehandhabte staatliche Gewalt wurde für die breite Masse dadurch erträglich, daß sie klug angewendet wurde, daß Lebensspielraum für alle da war. Das alte Japan war ein armes Land, ohne krasse soziale Unterschiede, und wenn sie vorhanden waren, vermied man sie zu zeigen. Das ausgebildete Familiensystem, das nicht das Individuum, sondern die Stammesgemeinschaft in den Mittelpunkt stellt, war wirksame Sozialversicherung. Das macht beispielsweise in Japan auch heute noch Bankerotte so selten. Andererseits nimmt die Familie auch an den Erfolgen des einzelnen in einer für westliche Verhältnisse unerträglichen Weise teil. Aber dieses fast parasitäre Ausnutzen ihrer erfolgreichen Söhne durch die Gesamtheit der weitverzweigten Familie hindert andererseits wieder, daß einzelne Individuen allzu steil auf der Leiter der Macht und des Reichtums in die Höhe klettern.

Das alles ist jetzt in Umbildung begriffen. Japan hat heute den Narikin, den Kriegs- und Nachkriegsgewinnler, den Schieber und Wucherer ebensogut wie Europa. Es hat gewaltige Industrie- und Finanzkonzerne, die immer größere Teile der nationalen Produktion in ihre Hand bekommen und in allerletzter Zeit angefangen haben, nicht anders als Stinnes und Hugenberg, Zeitungen aufzukaufen, um die öffentliche Meinung in ihrem Sinn beeinflussen zu können, ja die sich sogar, ganz modern, Kinotheater und Filmfabriken angliedern, um sich auch dieses Werbemittel nutzbar zu machen. Auf der andern Seite aber steht das, was Japan ehemals nicht kannte, ein wachsendes, unzufriedenes Proletariat, das für

die in den Schulen eingetrichterten Ideen von der Göttlichkeit des Herrschers nur blutigen Hohn hat.

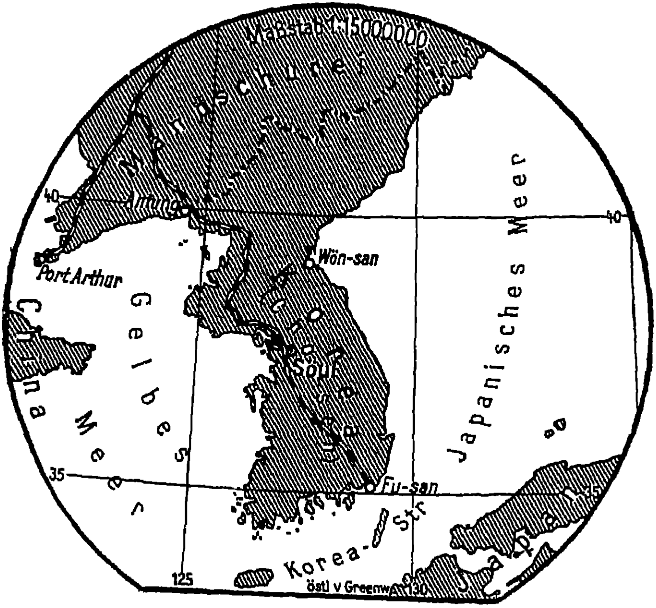
Es gibt einsichtige Japaner, welche die ganze Gefährlichkeit des Weges erkannt haben, den Japan geht. Es gibt Gesellschaften wie die Kokufukwai und die Kokusuikai, die mit allen Mitteln die alten Sitten und Überlieferungen zu erhalten und wieder zu erneuern suchen. Aber Japan kann auf dem Weg, den es einmal beschritten, nicht wieder zurück, selbst wenn es wollte. Dieselben aus seiner geographischen Lage entspringenden Kräfte, die seine abgeschlossene Kultur aufbauten, als es noch am Rand der Welt lag, stoßen es heute in eine überstürzte Entwicklung hinein, durch die es mehr und mehr in den Mittelpunkt des Weltverkehrs und der Weltpolitik hineinrückt.

Die westliche Zivilisation ist ein Oger, der alles frißt, was es noch an selbständigen Kulturen auf der Erde gibt. Sie muß sie um ihrer selbst willen fressen und zerstören, denn ihr hochkapitalistisch bedingtes Wesen fordert, daß sie allein auf der Erde ist, oder sie wird nicht mehr sein. Es ist eine Lebensbedingung für die Weltherrschaft des durch die angelsächsischen Völker repräsentierten Westens, daß er den Osten durchsetzt und ihm dabei seine eigene Seele nimmt.

Für Japan aber wird alles davon abhängen, daß es sein Eigenstes in die neuen Lebensformen mit hinüberrettet. Geht die jetzige Entwicklung weiter, ohne daß die Idee der Ahnen- und Kaiserverehrung, des Staatsgedankens, der Familie, der Beziehungen der Geschlechter zueinander erhalten, beziehungsweise sinngemäß umgewandelt oder durch gleiche ethische Werte ersetzt wird, so

wird Japan den Weg Persiens gehen. Eine Feudal- und Polizeimacht, die unter den früheren, ganz andern Verhältnissen dem Volksempfinden entsprach, wird nicht mehr tragbar sein. Es wird auch ohne bolschewistische Infektion soziale Unruhen und Revolutionen geben, ein inneres Auseinanderfallen und Zersplittern, bei dem rasch zugrunde gehen wird, was heute noch an kulturellen und künstlerischen Werten erhalten geblieben ist.

Der Westen hat einen Ring um Japan gezogen. Es wird der ihm drohenden Gefahr nur entgehen, wenn es die besten Kräfte seines Volkes mobilisiert.



Maßstab 1:15000000
Port Arthur
Wön-san
Söul
Fu-san
Gelbes Meer
China Meer
Japanisches Meer
Korea-Str
Korea
40
35
125
östl. v. Greenw. 130

Korea

39. Die japanische und die koreanische Seite von Cho-sen.

Söul.

Wir saßen auf dem Dachreiter des Cho-sen-Hotels in Söul und sahen auf die Flammen, die Tausende von Blättern brennenden Papiers in die Höhe rissen und sie als Funkensprühregen über die Stadt ausschütteten.

Auf den Gängen waren die Hydranten fertig gemacht, und in den Fenstern standen die Gäste in Nachtnegligés, unschlüssig, ob sie sich anziehen oder wieder ins Bett legen sollten.

„Herrschaften, jetzt wird es Zeit, die Koffer zu packen", sagte der Engländer, der sich neben uns aus der schmalen Luke des Daches klemmte, und verschwand nach unten. Die Flamme hatte gerade ein neues Regierungsgebäude erfaßt und riß aus seinen Balken und Sparren neue grelle Lohe in das Schwarz des Nachthimmels.

„Eine politische Brandstiftung", sagte irgend jemand aus dem Dunkel des Treppenturmes zu unsern Füßen. „Natürlich," antwortete eine andere Stimme, „ein koreanischer Racheakt." Es war ebenso selbstverständlich, daß diese Vermutung auch ohne irgendwelche Anhaltspunkte geäußert wurde, wie daß am folgenden Tag in den Zeitungen nur von Kurzschluß in der staatlichen Druckerei die Rede war.

Korea ist heißer politischer Boden. Man merkt es gleich bei der Landung in Fu-san, wo jeder Fremde von der Polizei ganz ausführlich und sorgsam nach woher und wohin, Reiseziel und Zweck ausgefragt wird. Es ist den Japanern mit Korea, dem sie seinen alten, ursprünglichen Namen „Cho-sen", das heißt „Das Land der Morgenstille" wiedergegeben haben, nicht anders gegangen, als etwa den Engländern mit Ägypten. Sie haben unleugbar dem Lande als Ganzem wie jedem einzelnen erhebliche wirtschaftliche Vorteile gebracht — sie haben es äußerlich ganz außerordentlich gehoben, und trotzdem haben sie bei der Bevölkerung weder Dank noch Anerkennung dafür gefunden. Selbst die unteren Klassen, die zur Zeit des koreanischen Kaiserreiches von den herrschenden Feudalen in geradezu unglaublicher Weise unterdruckt und ausgebeutet wurden, haben sich im Jahre 1919 von ebendiesen früheren Feudalherren zu einer von vornherein aussichtslosen Revolte gegen die japanische Regierung hinreißen lassen.

Es ist für den Fremden nicht leicht, die Verhältnisse in Korea richtig zu beurteilen. Man ist immer in der Gefahr, sich entweder von der wirklich großzügigen Kulturarbeit der Japaner blenden zu lassen oder aus Sympathie fur den schönen und sympathischen Menschenschlag der Koreaner einen einseitigen Standpunkt zu deren Gunsten einzunehmen.

Die Kulturarbeit der Japaner in Korea erregt Bewunderung und stellt ihrem kolonisatorischen Geschick ein hohes Zeugnis aus. Der Lebensstandard der Koreaner vor der Besetzung des Landes durch die Japaner war denkbar niedrig. Ein rein koreanisches Dorf abseits vom

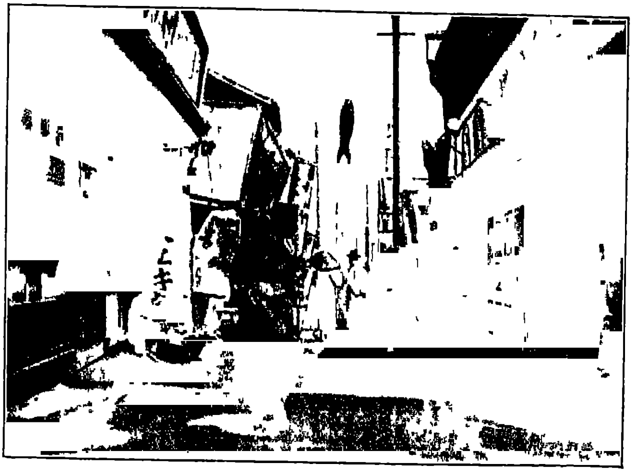


Panorama von Söul (im Vordergrund katholische Missionskirche).

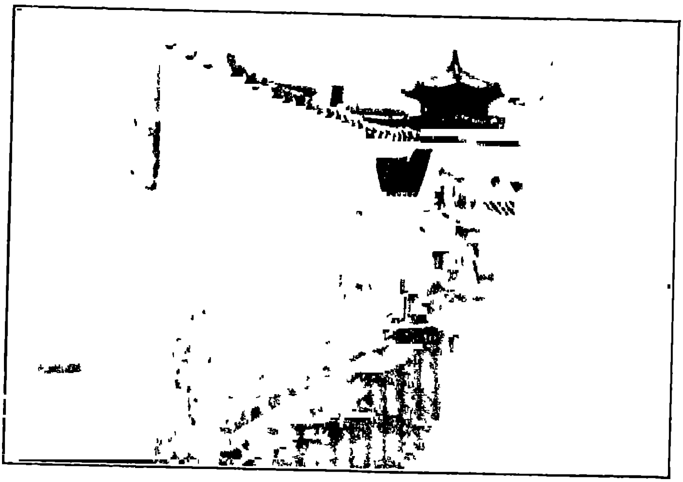


Vor dem kleinen Osttor.

Die koreanische Hauptstadt.



Straße im Japanerviertel von Söul (im Hintergrund Trauernder mit riesigem Strohhut).



Straße im Koreanerviertel von Söul (im Hintergrund der Himmelstempel)

Die japanische und die koreanische Seite von Cho-sen.

Wege ist das Ärmlichste und Erbärmlichste, was es gibt. Die Häuser sind Lehmhütten, über die man als Dach eine vorher auf dem Boden geflochtene Strohmatte gestülpt hat, die das ganze Gebäude bedeckt wie ein riesiger Strohhut. Die Felder sind ärmlich, das Arbeitsgerät vorsintflutlich, und auch die Hauptstadt Söul war vor dem Einmarsch der Japaner nichts als ein riesiges schmutziges, stinkendes Dorf, in dem Gebäude im europäischen Sinn eigentlich nur die Kaiserpaläste waren. Noch heute gibt es in der Hauptstadt alte Viertel, in denen man mit dem Hut an die Dächer anstößt. Freilich gab es auch eine alte hochentwickelte koreanische Kultur, deren Basis im Volke jedoch durch die Mißwirtschaft der Adelssippen im Vergleich mit der japanischen oder chinesischen sehr schmal geworden war. Und man muß sich beeilen, wenn man sie noch sehen will; denn die Japaner sind gerade in Söul besonders intensiv an der Arbeit — noch ein paar Jahre weiter, und sie haben daraus äußerlich nicht nur eine japanische, sondern gleich eine europäisch-amerikanische Stadt gemacht.

Über das Wege- und Bahnnetz braucht man nicht viel Worte zu verlieren, da es ja in erster Linie strategischen Zwecken dient. Aber darüber hinaus haben die Japaner eine Fülle geschaffen, was der Wohlfahrt des Landes und seiner Bevölkerung unmittelbar dient. Das Verblüffendste und Auffallendste ist die Aufforstung. Korea ist zu 71 Prozent seiner Oberfläche Waldland. Allerdings ist dabei nur etwa ein Drittel Wald in unserem Sinne. Das übrige ist völlig heruntergewirtschaftet oder überhaupt nur ehemaliger Waldboden. Der Grund hierfür liegt in dem Raubbau der Forsten, den die Art der

koreanischen Heizung hervorruft. Die koreanischen Häuser haben eine Art Zentralheizung, die mit Zweigen und kleineren Ästen gefeuert wird. Für diese Heizung wurden rücksichtslos die jungen Bäume ausgerissen, so daß riesige Stücke Wald zugrunde gingen. Die Japaner haben nun in geradezu vorbildlicher Weise aufgeforstet, seit sie Korea in Verwaltung nahmen. Durch das ganze Land, von Süd nach Nord, von Fusan bis Antung fährt man durch den von den Japanern angepflanzten Wald. Von der japanischen Regierung wie von privaten Unternehmungen wurden von 1919 bis 1920 allein 740 Millionen Bäume gepflanzt.

In gleicher Weise wurde für Hebung der Landwirtschaft gesorgt und damit die Ernährungsbasis des Landes derart verbreitert, daß seine Bevölkerung von 13 auf 17 Millionen steigen konnte. Überall an den von den Japanern gebauten Bahnlinien und Straßen sieht man große Bewässerungsanlagen, mit Weiden bepflanzte Kanäle, Dämme gegen Sandstürme und neue, terrassenförmig angelegte, dem bisherigen Sand- und Bergland abgerungene Felder.

Von koreanischen Patrioten und Nationalisten wird demgegenüber geklagt, daß die Alteingesessenen auf allen Gebieten von den Japanern zurückgedrängt würden. Der Haus- und Grundbesitz in der Hauptstadt Söul gehe immer mehr in japanische Hände über. In der Regierung, in der Verwaltung, in allen Ämtern würden die Koreaner in wachsendem Maße durch japanische Beamte verdrängt. Vor der Justiz hätte der Koreaner kein Recht, und hoffnungslos sei er der Willkür der japanischen Polizei ausgesetzt.

Solange die Russen in Mukden und Port Arthur saßen, konnten die Koreaner hoffen, die beiden Großmächte gegeneinander auszuspielen und sich dadurch wenigstens einen Schein von Selbständigkeit zu erhalten. Diese Möglichkeit ist einstweilen vorbei, und da der Japaner Korea braucht, lebensnotwendig braucht, wird er alles tun, um seine Stellung in Korea mit äußerster Energie zu behaupten. Es ist ein hoffnungsloser Kampf, den die sogenannte provisorische koreanische Regierung von Shanghai aus gegen Japan führt, bei dem als nutzlose Opfer die zu Gewaltaten angestachelten koreanischen Patrioten fallen.

40. Besuch im Hause „Gütereich".

Söul.

„Dies ist unser Haus," sagte Herr „Gütereich, Weiß, Wahrheitsfreund" sich verneigend, „leider ist es nur ein ganz armseliges, schlechtes Haus, und ich muß um Entschuldigung bitten, daß ich es wage, Sie hierherzuführen." Dem Anschein nach schien er recht zu haben; denn wir standen vor einem langen, fensterlosen Lehmschuppen, über dessen Mauer ein schweres Ziegeldach tief herabgezogen war, so tief, daß es beinahe unsere Hüte streifte. Allein, wir hätten uns durch diesen ersten Augenschein nicht täuschen lassen, auch wenn uns der Benediktinerpater nicht vorher gesagt hätte, daß wir in eines der reichsten altkoreanischen Adelshäuser mit 70 Zimmern kommen würden. Alle Orientalen bauen ihre Häuser nach innen und zeigen der Straße nur eine abweisende, wenig einladende Fassade. Und was die Einführung des Herrn „Gütereich" anbetrifft, so ist es in Ostasien guter Ton,

daß der Wirt vor seinem Gast sein Haus, die Zimmer, in die er ihn führt, das Essen, das er ihm vorsetzt, verkleinert und schlecht macht. „Wir haben heute leider nur ganz wenig und ganz schlechtes Essen", sagt der Chinese beispielsweise, bevor er einem ein Diner von 25 Gängen vorsetzt.

So verneigten wir uns und erklärten unsererseits, daß wir noch in keinem so großartigen Haus gewesen seien, und daß wir es als eine ganz besondere Ehre empfänden, daß er uns zu sich eingeladen habe.

Tatsächlich war es das auch; denn an sich ist es für einen Fremden außerordentlich schwierig, in ein koreanisches Haus Zutritt zu bekommen. Wir verdankten die seltene Gelegenheit nur dem günstigen Umstand, daß Herr Gütereich bei Pater Georg deutschen Unterricht nahm und diesem versprochen hatte, den ersten Deutschen, die nach Söul kommen sollten, sein Haus zu zeigen.

Herr Gütereich war ein junger Anwalt und so weit modernisiert, daß er zwar noch die schneeweiße koreanische Kleidung, aber nicht mehr das Roßhaarhütchen und den hochgebundenen Zopf trug. Sonst aber ist die alte angestammte Kleidung noch überall, selbst in Söul zu sehen. Sie ist zweifelsohne die originellste Volkstracht, die ich je gesehen habe. Sie besteht aus weißer Hose und langem, weißem Oberrock, den eine Schleife kokett vor der Brust zusammenhält. Das Phantastischste daran ist jedoch die Kopfbedeckung. Sie besteht aus einem kleinen schwarzen Hütchen aus versteiftem Roßhaar. Es sitzt von einem breiten Bande unter dem Kinn gehalten wie ein Clownshütchen auf dem Kopf. Durch seine durchsichtigen Maschen sieht man das kleine Zöpfchen, das unter dem

Deckel des Hutes hochgebunden ist, so daß es aussieht wie ein Vogel im Bauer. Diese für unsere Begriffe geradezu grotesk-komische Aufmachung wirkt nicht einmal lächerlich; denn die Koreaner sind ein schöner, würdevoller und dabei selten großer Menschenschlag.

Auch unser Wirt mußte sich tief bücken, als sich auf sein Klopfen die schwere Balkentür öffnete, und er uns in das Innere seines Hauses geleitete.

Zuerst kamen wir in einen engen Hof, der eher für ein Zwergengeschlecht als für die hohen, breiten Gestalten der Koreaner angelegt schien. Dann kam wieder ein Durchlaß in einen neuen Hof, ein ganzes Gewirr von ineinandergeschachtelten Höfen, auf die Zimmer und Wirtschaftshöfe hinausgingen, so daß man sich wie in einem Labyrinth hoffnungslos verloren wähnte.

Endlich kamen wir in einen größeren Hof, der mit blauen Kacheln ausgekleidet war. Blattgewächse mit roten Blüten hoben sich kontrastreich von dem intensiven Blau ab.

Die blauen Kacheln kündeten, daß wir uns in der Frauenabteilung befanden. Es war erstaunlich, daß wir in dieses meist abgeschlossene Heiligtum des koreanischen Hauses eindringen durften, denn in Korea leben die Geschlechter auch innerhalb der Familie streng voneinander getrennt; vor dem Einmarsch der Japaner und dem Beginn der neuen Zeit war die vornehme Koreanerin fast noch strenger als die Mohammedanerin abgeschlossen. In der Kaiserzeit durften die Frauen nur zu einer bestimmten Abendstunde auf die Straßen, wenn der Klang der großen Glocke, die heute untätig in ihrem käfigartigen, niederen Gehäuse an der Hauptstraße hängt, gleichzeitig die Männer von der Straße verbannte.

Das Frauenhaus, das den blauen Kachelhof auf der einen Seite begrenzte, lag auf einem sockelartigen Untergeschoß und sah mit seiner breiten Freitreppe, der schmalen, es umgebenden Galerie und den an die Decke hochgeklappten Papierwänden, die den Blick in das Innere freigaben, reich und einladend aus.

Auf der Galerie vor der Freitreppe saß eine dicke Frau und rauchte eine meterlange Pfeife. Daß sie die Pfeife nicht weglegte, sondern in unserer Anwesenheit ruhig weiterrauchte, verriet die Matrone; denn die Koreaner erlauben ihren Frauen erst mit 60 Jahren vor ihnen und in der Öffentlichkeit zu rauchen.

Wir zogen unsere Schuhe aus und wurden feierlich ins Zimmer geleitet. Dort sahen wir uns vergeblich nach einer Sitzgelegenheit um. Wir waren ja von Japan her nicht verwöhnt. Aber immerhin hatte es dort Tatamis und Seidenkissen gegeben, während hier nichts war als der nackte Fußboden.

Trotzdem sitzt es sich im koreanischen Haus behaglicher als im japanischen, wenigstens an kalten Tagen, wo man im japanischen Haus trotz Hibachi jämmerlich friert, während das koreanische durch Zentralheizung wohlig erwärmt wird.

Diese Heizung führt ähnlich wie die altrömische unter dem Fußboden der Zimmer durch. In Feuerlöchern wird Reisig entzündet, und der warme Rauch streicht dann unter allen Zimmern bis zum Kamin auf der entgegengesetzten Seite hindurch. Der Fußboden besteht aus Steinplatten, die mit Lehm gedichtet sind und über die Ölpapier gespannt ist.

Auf diesem Ölpapier sitzt, ißt und schläft der Koreaner;

um Schlafen legt er sich nicht einmal eine Matratze
inter, sondern liegt auf diesem harten Boden mit einem
Holzblock als Kopfkissen, bestenfalls auf einer niederen,
iber gleichfalls harten Erhöhung.

Wir saßen in der Mitte des Zimmers und bewunderen die messingbeschlagenen Truhen, die rings an den Wänden übereinander aufgestellt waren, bis das Essen ıufgetragen wurde. Der Sitte gemäß aßen nur die Männer mit uns, während die Frauen rings von den Wänden aus uns zusahen.

Wir waren vor dem Essen durch die Küche und Wirtchaftsräume geführt worden und sahen daraufhin den ommenden Genüssen mit einiger Skepsis entgegen. Die Küche im koreanischen Haus ist nämlich sehr primitiv. Im einfachen Hause wird der Reistopf überhaupt nur iber das Feuerloch der Zentralheizung gehängt, und ıuch im reichen wird eigentlich unter einem offenen Dach ıekocht.

Noch eigenartiger als die Küche war die Speiseammer. Sie besteht aus einem Hof voll mannshoher Tontöpfe, in denen der wichtigste Bestandteil der koreınischen Kost aufbewahrt wird: die Kimtche, gesäuertes Gemüse, das durch Zusatz von Fisch in Gärung überıeführt wird.

Aber wir waren angenehm überrascht, als eine reizende leine Dienerin eine Fülle von Kupferschalen vor uns ıuf den Boden aufbaute, und sich in jedem ein schmackıaftes Gericht befand. Nur an eine braune, klebrige Masse traute ich mich lange nicht heran, bis ich auf Drängen meines Wirtes endlich zulangte und fand, daß s . . . ausgezeichneter Honig war!

Um uns saßen all die vielen Frauen der Famili Gütereich und sahen uns zu, alle in blütenweißen Kleider mit dem eng um die Taille geschnürten Röcken und de kurzen Jäckchen, unter denen bei rascher Bewegung de Arme sich harmlos neugierig die Brüste vordrängen

In Wirklichkeit war es ja eine ganze Reihe vo Familien, die im elterlichen Haus zusammenwohnten un die, wie in Korea üblich, eine gemeinsame Wirtschaf führten, deren Kosten der Vater trägt. Wie wir s tafelten und die Frauen einschließlich der Mutter un bescheiden zusahen, mußten wir meinen, daß die Frau i Korea eine gänzlich untergeordnete Rolle spielt. Aber wi erfuhren bald, daß die Mutter auch über den erwachsener Sohn noch ein strenges Regiment führt.

Ich hätte gern eine koreanische Tanzschule — es gib in Söul sehr berühmte — gefilmt und fragte meinen Freund, ob er mich nicht in eine solche führen könne. E war sogleich dazu bereit, als seine Mutter eine Bemerkung hinwarf und er verlegen wurde und bedauerte, er könn doch nicht mit uns gehen. Eine koreanische Tanzschule ist nicht gerade unpassend, aber immerhin auch alles andere als eine moralische Anstalt. Dem Herrn Rechtsanwalt, dessen vier Kinder wir vorhin bewundert hatten, hatte seine Mutter verboten, dorthin zu gehen.

41. In der koreanischen Tanzschule.

Söul.

Nachdem Mama Gütereich ihrem Herrn Sohn verboten hatte, uns in die Tanzschule zu führen, war guter Rat teuer. Die Benediktinerpatres, die sich die größte Mühe gaben, daß ich alles in Söul zu sehen



Trommeltanz



Schwertertanz.

In der koreanischen Tanzschule.



Beim Tanz



Schlußpose.

Koreanische Primaballerina.

bekäme, konnte ich doch beim besten Willen nicht darum bemühen. Einer von ihnen hatte einmal auf dem Lande zufällig eine Tanzvorführung gesehen, und so war er ganz durchdrungen davon, wie wichtig es für mich wäre, dies zu sehen und zu filmen. Allein er meinte sorgenvoll den Kopf schüttelnd, er könne mir dies wirklich nicht vermitteln, denn die Tanzschule sei doch immerhin ein wenig ein verrufenes Haus. Unsere japanischen Bekannten aber hatten durchaus abgewinkt, uns dorthin zu führen, sei es nun, daß sie meinten, die Koreanerinnen würden die Tänze ihrer Geishas ausstechen, oder daß es wirklich nicht ganz passend war, dorthin zu gehen.

So blieb mir letzten Endes nichts übrig, als mich an den Hoteldolmetscher zu wenden. Dieser war gleich am ersten Abend an mich herangetreten und hatte mich mit schmierigem Lächeln gefragt, ob er mich nicht zu den Tänzerinnen führen solle. Sie wären ganz besonders reizvoll und ganz besonders jung. Damit er nun nicht allzusehr darüber triumphierte, daß ich mich doch noch an ihn wendete, sagte ich ihm kurz und grob, ich lege zwar gar keinen Wert auf die Genüsse, die er mir bei seinen Tänzerinnen in Aussicht gestellt habe, aber ich lege Wert darauf, einige echte, alte koreanische Tänze zu filmen; das solle er mir vermitteln.

Am nächsten Tage war alles abgemacht. Unsere Rikschakulis brachten uns rasch aus dem europäisch-japanischen Söul in das altkoreanische. Es sah aus, als führen wir in den hohen Rikschas fast über die Dächer, so flach und niedrig waren diese. Die Straßen waren so eng und schmutzig, wie es sich für Altkorea gehört. Ab und zu trafen wir einen alten würdigen Mann im

Roßhaarhütchen mit langem, spärlichem Bart, der die endlose Pfeife rauchte, in deren winzigem Köpfchen gerade nur für ein bis zwei Züge Tabak Platz ist.

Schließlich stießen wir auf einen breiten Graben, an dessen Rande so viel Raum war, daß eine Rikscha — allerdings unter ständiger Gefahr des Absturzes — darauf entlang fahren konnte. Auf dem Grunde des Grabens floß ein Rinnsal, so schmal und so schmutzig, daß man nicht verstehen konnte, wie die zahlreichen Frauen, die daran hockten, ihre Wäsche rein bekommen konnten.

Waschen ist die Hauptbeschäftigung der koreanischen Frauen, Waschen und Nähen. Da die Koreaner, und die armen Klassen besonders, größtenteils noch immer in Weiß gehen, sind die Frauen mit Instandhaltung der Kleidung vollbeschäftigt, zumal alle Gewänder vor dem Waschen zertrennt und darnach wieder zusammengenäht werden. Das heißt, vorher wird die Leinwand zwischen zwei Rollen gemangelt und mit zwei flachen Hölzern geklopft, um die alten Stiche zu entfernen und ihr Hochglanz zu geben. Damit die Arbeit nicht allzu umfangreich wird, macht man die Stiche so groß und flüchtig wie möglich, und was irgend geht, wird überhaupt nicht genäht, sondern — geklebt. Es braucht ja ohnehin nur ein bis zwei Tage zu halten.

Unsere Tänzerinnen aber waren nicht in Weiß, das ja durchaus die Farbe der Werktagskleidung ist — im alten Korea durften nur die Adligen farbige Kleider tragen —, sondern sie standen bereits wartend in den farbenbuntesten und prächtigsten Kostümen. Der letzte Teil der Fahrt zur Tanzschule war übrigens immer schwieriger geworden, und zum Schluß waren wir in

einer Sackgasse gelandet, die mit allerlei verdächtigen Gestalten so schmutzig und verworfen aussah, wie man sie sich für einen Abenteurer- oder Detektivfilm nicht besser hätte wünschen können. Es war knapp so viel Platz, daß wir aussteigen konnten; mir war es ein Rätsel, wie die Kulis nachher ihre Rikschas drehen wollten.

Na, das war eine zweite Sorge. Die nächste war, einen geeigneten Platz zu finden. Ein Hof war schließlich groß genug. Ich ließ Teppiche bringen und bewog mit vieler Mühe die Herren Musikanten, aus dem dämmrigen Schatten der Halle in den heißen, sonnenhellen Hof überzusiedeln. Besonders ein weißbärtiger Trommler hatte gar keine Lust dazu, so daß nichts anderes übrigblieb, als ihm sein Instrument wegzunehmen und es eigenhändig in den Hof zu tragen.

Endlich war alles fertig, der Apparat aufgebaut. Die Mädchen traten an, und ich begann die Kurbel zu drehen, als plötzlich wie mit einem Schlag die Musik abbrach und die Mädchen im Tanz stockten. Allgemeine Verwirrung und Aufregung, bis der Dolmetscher auf mich zukommt. Der Manager hätte die Vorführung gestoppt. Die Mädchen würden erst tanzen, wenn ich 300 Yen zahlen wollte. Das war das Dreifache des Ausgemachten.

Wohlweislich hielt sich der Manager im Hintergrund, so daß ich ihm meine Meinung nicht persönlich sagen konnte. Ich begann also ruhig meinen Apparat einzupacken und sagte dem Dolmetscher nur, er möchte dem Manager ausrichten, er wäre ein Gauner und Schwindler, und ich dächte nicht daran, auch nur einen Yen mehr zu zahlen.

Als der Dolmetscher sah, daß es mir Ernst war, begann es ihm um seine Provision bange zu werden, die er ja sicher nicht nur von mir, sondern auch von dem Tanzschulenbesitzer bekam, und er meinte, vielleicht täte es der Manager für 200.

„Nicht einen Yen mehr", erwiderte ich und sperrte den Apparatkasten zu. Im Hinausgehen sah ich den Dolmetscher auf den Manager zustürzen.

Die Rikschas waren tatsächlich gedreht worden. Vielleicht hatte man sie über die Dächer gehoben. Ich war schon beim Einsteigen, als der Dolmetscher mich anrief: „150 Yen!" Die helle Angst stand ihm in den Augen.

Ich sah, daß ich ein übriges tun mußte. „110!" machte ich also ein Gegenangebot. Der Dolmetscher stieß einen schweren Seufzer der Erleichterung aus und nahm an, ohne vorher den Manager nochmals zu fragen. Vielleicht hatte er das Ganze überhaupt selbst arrangiert.

Wir packten also wieder aus, bauten nochmals auf, und konnten diesmal ungestört zu Ende filmen. Die Tänzerinnen waren noch halbe Kinder. Aber sie tanzten ungleich besser und vor allem leidenschaftlicher und temperamentvoller als japanische Geishas. Ein eigener Reiz lag in den langen, bunt-quergestreiften Ärmeln, die über die Hände fast bis auf den Boden fielen. In Ruhestellung sahen die Ärmel wie bunte Röcke aus, bis sie in der Luft zu wirbeln begannen und die nackten Hände der Tänzerinnen geheimnisvoll für kurze Augenblicke aus der schweren, bunten Seide sichtbar wurden.

Besonders eigenartig war ein Trommeltanz, bei dem eine ganz in schwere Seide gehüllte Tänzerin eine hohe Standtrommel umkreiste und im Rhythmus des Tanzes

mit Schlegeln schlug, die in den langen Ärmeln verborgen waren.

Die Schlußnummer war der berühmte Schwertertanz, den die Mädchen mit besonderem Feuer tanzten, und es war wirklich ein packendes Bild, wie sie, die blitzenden Messer in den Händen, durcheinanderwirbelten und die Oberkörper schwangen, als seien diese selbständige Wesen, die sich vom unteren Teil des Leibes lösen wollten.

Die Tänzerinnen hatten sich große Mühe gegeben, und es tat mir leid, daß ich ihnen nicht etwas Anerkennendes in ihrer Sprache sagen konnte. So strich ich der Primaballerina freundlich über die Stirn. Sie stand vor mir wie ein schüchternes, zartes Schulmädel und reichte mir kaum bis an die Brust.

42. In den Schlössern des Kaisers von gestern.

Söul.

Für die provisorischen Regierungsgebäude, die neulich das große Feuer zerstörte, wird nicht allzulange Ersatz beschafft zu werden brauchen; denn der große endgültige Bau, an dem seit Jahren gearbeitet wird, geht seiner Vollendung entgegen. Die Japaner haben ihn wie eine Kulisse mitten vor das alte koreanische Kaiserschloß, den Nordpalast, gesetzt. Es ist ein eindrucksvoller, mächtiger, moderner Bau, hinter den sich die Bauwerke des alten Palastes bescheiden ducken.

Und doch waren sie ursprünglich imposant genug, vor allem die große Audienzhalle, die sich terrassenförmig inmitten eines galerieumgebenen Hofes erhebt. In dem

Hof stehen noch die Säulen und Pfosten, die die Plätze anzeigen, auf denen die verschiedenen Rangklassen Aufstellung zu nehmen hatten, wenn der Kaiser die Berichte seiner Minister entgegennahm. Man war in dem stark von China beeinflußten Korea noch päpstlicher als der Papst, beziehungsweise noch chinesischer als der Kaiser von China. Das gilt nicht nur von der Etikette, sondern auch von der Korruption und Dekadenz an diesem von Frauen und Eunuchen beherrschten Kaiserhofe.

In der Galerie rings um die Audienzhalle stehen moderne Schnellfeuergeschütze, Maschinengewehre, Torpedos und dergleichen. Die Japaner haben nun einmal eine so ausgesprochene Vorliebe für Kanonen, daß sie alle bemerkenswerten Punkte damit schmücken. So gibt es in Japan selbst kaum einen Tempel, vor dem nicht ein Geschütz steht. Der Herausgeber der sehr guten, aber manchmal sehr ironischen englischen Zeitung in Kobe schrieb einmal, das geschähe, um dem Volke klarzumachen, was es in Wirklichkeit anzubeten habe.

Im alten Kaiserpalast in Söul wirken die Mordwaffen jedoch vielleicht noch deplacierter als vor einem Shintotempel. Trotzdem sich die Koreaner im Verlauf ihrer Geschichte mehrfach tapfer gegen Chinesen und Japaner gewehrt, haben sie heute gar nichts Kriegerisches an sich. Die Schlösser ihrer Herrscher sind keine Burgen wie die alten Schogun- und Daimyositze in Japan, nicht einmal befestigte, geschlossene Wohnhöfe wie in China, sondern in Gärten verstreute Pavillons. Auch die Stadtmauer in Söul wirkt trotz, oder vielleicht auch wegen ihrer ungeheuren Ausdehnung alles andere als kriegerisch, denn sicher kann es zu keiner Zeit in Söul genug Truppen

gegeben haben, um diese Mauer zu halten, die an Ausdehnung noch die weitlaufige Pekinger Stadtmauer übertrifft und außer der eigentlichen Stadt noch ausgedehnte Felder und Waldhügel umgrenzt.

Der Nordpalast wirkt heute wie ein Museumsstück, das man sorglich konserviert, und das in all dieser Konservierung noch viel toter und zeitentfernter wirkt, als die chinesischen Kaiserpaläste in ihrem erschütternden Verfall. Tatsächlich haben ja auch die Japaner auf das Terrain des Kaiserpalastes ein Museum gesetzt, übrigens das erste koreanische Museum, das es überhaupt gibt.

Als wir den Palast besuchten, wandelte ein altes koreanisches Ehepaar langsam und elegisch über die mit Fabeltieren geschmückte Steinbrücke, die zu dem Sommerpavillon im Lotosteich führt. Er trug noch die alte Adelsmütze, die man heute kaum mehr sieht, ein vielzackiger Roßhaarbau, und sie trotz des warmen Wetters die Winterhaube der Koreanerin. So wirkten sie selbst fast wie Museumsstücke und Überbleibsel einer längst entschwundenen Zeit.

Die Japaner sind bei der Annexion Koreas äußerst langsam und vorsichtig vorgegangen. Überhaupt war niemals von Annexion die Rede, sondern in allen Manifesten nur von einer Verschmelzung der beiden Völker. Nur das koreanische Heer wurde gleich nach der Besitzergreifung des Landes entwaffnet. In allen Ämtern und Behörden ließ man die Koreaner auf ihren Posten. Heute sind allerdings viele durch Japaner ersetzt, und mancher früher einflußreiche Mann weiß heute nicht, wie er sich durchschlagen soll. So kam auch zu mir der Sohn einer früheren Palastdame, um mir Orden zum Kauf

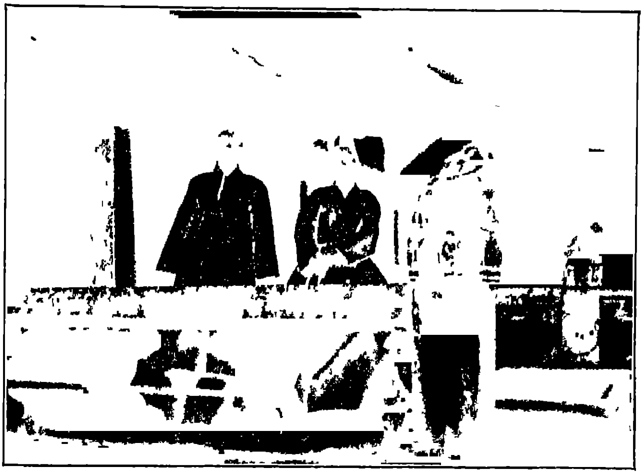
anzubieten, die die Kaiserin seiner Mutter verliehen hatte. Allein, es war so wertloses Zeug, daß ich mich nicht zum Kauf entschließen konnte, trotzdem ich dem jungen Mann gern geholfen hätte.

Trotzdem gibt es heute noch immer eine kaiserliche Hofhaltung in Söul, ja den Rest einer autonomen Regierung mit eigenen Palastbeamten, eigenem Ministerium und eigenem Heer, wenn auch alles miniaturhaft und von der Gnade der Japaner abhängig ist. Allein um das Gefühl der Koreaner zu schonen, hält Japan die Fiktion aufrecht, als ob der Mann, der im Tigerpalast Hof hält, noch immer kaiserliche Rechte hätte.

Im allgemeinen ist dieser Tigerpalast mit seinem weitläufigen Garten streng abgesperrt. Nur seine äußeren Bezirke sind dem Publikum zugänglich. Dank der Vermittlung des Generalgouverneurs bekam ich jedoch Erlaubnis, ihn zu besuchen.

Unser Erlaubnisschein lautete für 3 Uhr, und als wir mit dem Auto 5 Minuten vor 3 Uhr vorfuhren, mußten wir, trotzdem uns ein Beamter des Gouverneurs begleitete, bis zum Glockenschlag warten, bis wir eingelassen wurden. Der Palastbeamte, der uns fuhrte, trug einen feierlichen schwarzen Gehrock, zu dem ein graugrünes Jägerhütchen ein wenig sonderbar paßte. Gerade, als wir den abgeschlossenen Teil des Gartens betraten, stießen wir auf einen Trupp amerikanischer Weltreisender, deren Führer — augenscheinlich ein in Söul ansässiger Kaufmann, dem Koreaner schwere Vorwürfe machte, daß sie keine Erlaubnis zum Besuch des Tigerpalastes bekämen, trotzdem er seit Wochen darum nachgesucht habe.

Ich hatte den Eindruck, daß in meinem Fall nicht nur



Koreanisches Ehepaar.



Koreaner in Landestracht.

Korea



Haus eines wohlhabenden Koreaners



Alte Koreanerin mit der meterlangen Pfeife.

Im koreanischen Haus.

die Fürsprache des Generalgouverneurs, sondern etwas vielleicht auch meine Nationalität mitgesprochen hat. Es ist durchaus ein Irrtum zu glauben, daß man heute in der Welt als Deutscher schief angesehen sei. Es gibt im Gegenteil weite Gebiete in der Welt: Südamerika, der nahe wie der ferne Orient, wo sich einem Deutschen vielleicht manche Tür rascher öffnet als einem unserer ehemaligen Gegner. Auch unser Führer benützte die Gelegenheit mir zu versichern, welch tiefes Mitgefühl man in ganz Korea mit dem deutschen Schicksal habe: „Deutschland, so großes Volk, so schweres Unglück — we are very sorry", versicherte er mir immer wieder in seinem gebrochenen Englisch.

Er führte uns auch ganz besonders ausführlich und zeigte uns all die Schlößchen und Pavillons, in denen das Herrscherpaar seine Tage verbringt. Ihnen allen haftete noch der Hauch des unmittelbar vorher Bewohntgewesenseins an, und es war fast mystisch, wie wir so von einem Bau zum andern gingen, ohne von den Monarchen etwas zu sehen.

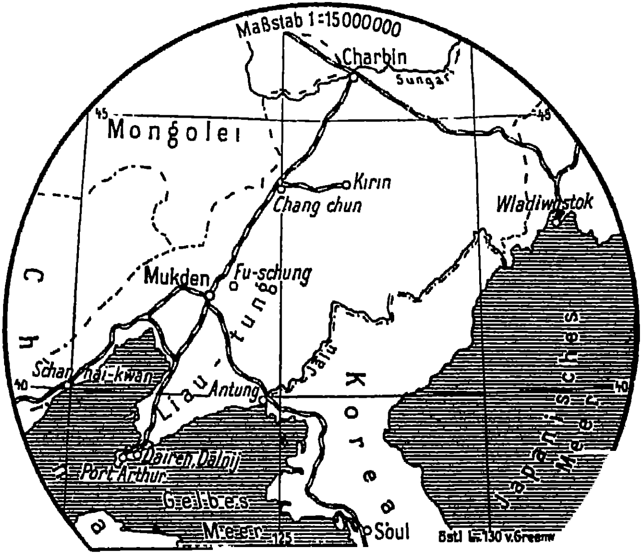
Das koreanische Adelshaus, wie wir es hier in seiner reinsten Durchbildung sahen, ist ebenso ideal gelüftet wie geheizt. Während die Zentralheizung unter dem Boden alle Räume gleichmäßig wärmt, können sie ebenso gleichmäßig wie gründlich gelüftet werden. Denn die Wände bestehen eigentlich nur aus Pfosten, die Zwischenstücke können bei warmem Wetter an die Decke hochgeklappt werden, so daß man dann in einem auf allen Seiten offenen Pavillon sitzt. Die Inneneinrichtung jedoch war, von der Kostbarkeit des Decken- und Wandschmuckes abgesehen, auch nicht anders als im Hause Gütereich, und

das Mobiliar bestand in der Hauptsache aus Ölpapier. Auch die Ruhelager waren lediglich die niedrigen, harten Erhöhungen über dem Fußboden.

Sonderbar berührt die strenge Scheidung des Kaisers von der Kaiserin, die in all den kleinen Schlössern und Schlößchen, die wir sahen, überall streng durchgeführt war. Ein Hof für die Kaiserin mit ihren Damen, ein Hof für den Kaiser mit seinen Kavalieren, je ein Gemach für den Herrscher, ein anderes für die Herrscherin. Die Trennung geht so weit, daß auch zwei getrennte Pavillons oder selbst zwei getrennte Sitzplätze vorgesehen sind, wenn die Herrschaften einmal im Garten den Tee einnehmen. „In Korea sind Mann und Frau am Tage nicht zusammen", sagt erklärend unser Führer.

Wir waren auf dem Rückweg. Durch einen waldartigen Teil des Parkes führte eine Autostraße, deren Ränder blau waren von wild wuchernden Azaleen. Plötzlich kam ein Wagen in rascher Fahrt um die Kurve herum, und kaum daß wir zu Seite hatten springen können, war er an uns vorübergesaust.

„Der Kaiser", sagte sich aus tiefer Verbeugung aufrichtend flüsternd der Koreaner. — Natürlich braucht ein Kaiser, und wenn es auch ein entthronter ist, einen Motorwagen. Aber dem ehemaligen koreanischen Herrscher muß er zum Fluche werden, indem er ihm in grausamer Eindringlichkeit die ganze Kleinheit des ihm verbliebenen Reiches verdeutlicht.



Die Mandschurei

43. Das Goldland nördlich der Großen Mauer.

Mukden.

Wir hatten noch kaum unsere Namen in das Gästebuch des Yamatohotels in Mukden eingetragen und saßen, auf unser Gepäck wartend, in der Halle, als einige Herren eintraten und sogleich unsere Eintragungen und die der übrigen mit dem südmandschurischen Expreß eingetroffenen Gäste zu studieren begannen.

Später erzählte man uns, daß die in Mukden ansässigen fremden Kaufleute täglich im Bahnhofshotel nachsehen, ob nicht etwa neue gefährliche Konkurrenz eingetroffen ist. In ganz Ostasien ist man außerordentlich konkurrenzneidisch, und wenn ein Kaufmann auf eine Geschäftsreise geht, so kann er sicher sein, daß ihm zwei oder drei Konkurrenten nachreisen, um zu versuchen, ob sie ihm nicht das eine oder andere Geschäft wegschnappen können. Deshalb gibt niemand in solchen Fällen sein richtiges Reiseziel an, sondern veröffentlicht in der Zeitung, daß er nach Schantung reist, wenn er nach Hupeh will und umgekehrt.

In Mukden ist die Kontrolle der eintreffenden Fremden besonders leicht; denn es gibt bisher eigentlich nur das eine große Hotel in europäischem Stil. Doch was

tut man nicht, um der Konkurrenz ein Schnippchen zu schlagen: Ich traf später deutsche Kaufleute aus Tientsin, die hinter einem großen Auftrag her waren und monatelang in einem kleinen schmutzigen Gasthof in der Chinesenstadt logierten, nur damit die Konkurrenz nichts von ihrer Anwesenheit erfuhr.

Die Mandschurei ist heute der große Jagdgrund Chinas, der goldene Boden, wo die ganz fetten Geschäfte zu machen sind. Betrüblicherweise für die bereits am Platz Befindlichen wird das immer bekannter in China, und immer mehr Handelshäuser schicken Vertreter nach der alten Kaiserstadt im Norden. „Es ist hier ja ganz ordentlich gewesen," gibt mir der deutsche Kaufmann zu, „aber die guten Zeiten sind vorüber. Und jetzt, wenn so viele hierher kommen..." Er zuckt ingrimmig die Achseln. Nun, wenn ein Auslandskaufmann stöhnt und klagt, so heißt das, daß noch sehr gute Geschafte zu machen sind.

Tatsächlich sind die ökonomischen Verhältnisse in der Manschurei so günstig wie in keinem andern Teil Chinas. Dieses weite Steppen- und Bergland, aus dem die Mandschus zur Eroberung des Reiches der Mitte aufgebrochen waren, blieb für die Chinesen jahrhundertelang Grenzland, Barbarenland, außerhalb der Marksteine der Zivilisation. Die Mandschus selbst aber hielten ihr Stammland für die Chinesen verschlossen, als ureigenste Domäne und Jungbrunnen ihrer Macht, die auf den waffentragenden mandschurischen Bannerleuten beruhte. Noch in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts war die Mandschurei „verbotenes Land", für Fremde streng gesperrt, und auch den Chinesen war die Einwanderung unbedingt verboten. Erst unter dem Druck der äußeren und inneren Wirren,

des Opiumkrieges und der Taipingrevolution, die die Aufmerksamkeit der Pekinger Regierung absorbierten, lockerten sich die Abschließungsmaßregeln: die Mandschurei wurde mehr und mehr ein Einwanderungsland für die chinesischen Kulis.

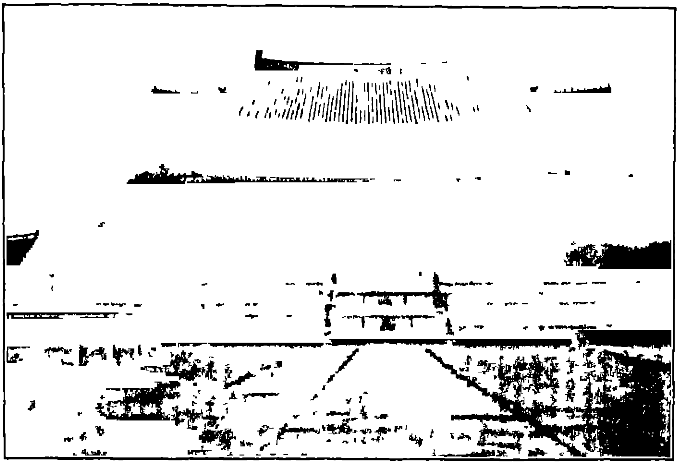
Die Mandschurei ist keineswegs das kalte, rauhe und unwirtliche Land, als das sie gemeinhin gilt. Gemäß dem kontinentalen Charakter ihres Klimas sind die Winter zwar sehr kalt, aber Frühling und Herbst sind schön, und der Sommer ist in Mukden mindestens so heiß wie in Tokio, trotzdem dieses wesentlich südlicher liegt. Das Land aber, das Jahrhunderte hindurch Steppe war, ist in Wirklichkeit fruchtbarster Ackerboden, auf dem der beste Weizen der Welt wächst. Und während die Felder des eigentlichen China durch jahrhundertlange, intensive Wirtschaft ausgelaugt sind, ist der mandschurische Acker größtenteils jungfräulicher Boden, der Jahr für Jahr ohne irgendwelche Düngung reiche Ernte trägt.

Noch aber ist erst ein verhältnismäßig geringer Teil des Landes mit Weizen bestellt. Das Hauptprodukt sind Bohnen, von denen später noch zu sprechen sein wird, und Kaoliang, eine Hirseart mit drei Meter hohen und so festen Stengeln, daß sie zum Hausbau Verwendung finden. Kaoliang ist die Hauptnahrung der Chinesen. Höhere Erträgnisse lassen sich aus dem Boden jedoch durch Zuckerrübenbau erzielen. In Charbin gibt es bereits zwei Zuckerfabriken, in Mukden eine. Die Chinesen sowohl wie die Japaner, die ursprünglich kaum Zucker verwendeten, werden mit zunehmender Verwestlichung ihren Zuckerverbrauch ganz gewaltig steigern, und so hat die Zuckerindustrie in der Mandschurei eine große Zukunft. Nicht

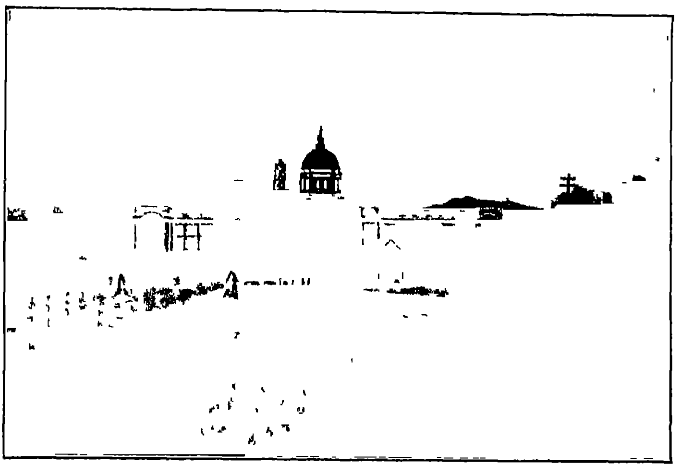
anders steht es mit Obst und Wein, deren Kultur ers in den allerersten Anfängen steckt.

Kurz, seines Klimas wie seines Bodens wegen wär die Mandschurei ein ideales Siedlungsland für das über völkerte Mitteleuropa. Leider kommt Auswanderun dorthin jedoch in keiner Weise in Frage. Der Lebens standard des chinesischen Bauern ist so niedrig, seine Ar beitsintensität und Bedürfnislosigkeit derart groß, da nicht einmal der japanische Kuli mit ihm konkurriere kann. Die Tokioer Regierung hat sich die größte Müh gegeben, japanische Kolonisten anzusiedeln. Die Erfolg sind ganz gering. Dagegen strömen Jahr für Jah 4—500 000 Chinesen ins Land, von denen ein große Teil allerdings lediglich Sachsengänger sind. Mindesten ein Drittel aber bleibt und wird von chinesischen Ent wicklungsbanken angesiedelt, die den Kolonisten das er forderliche Betriebskapital vorstrecken. Die Mandschurei die heute etwa 22 Millionen Einwohner zählt, hat noc Siedlungsraum für 40 Millionen.

Damit bekommt die dünn besiedelte Mandschurei das was ihr bisher noch gefehlt, ausreichende und billig menschliche Arbeitskraft zur Erschließung ihrer natürliche Reichtümer. In erster Linie handelt es sich um Eisen un Kohle. Die Russen hatten bereits während der kurze Dauer ihrer Herrschaft angefangen, die Erz- und Kohlen lager abzubauen, aber die Erschließung in großem Maß stab haben erst die Japaner in die Hand genommen. Daz kommt die sehr bedeutende landwirtschaftliche Industrie die sich in erster Linie auf die Sojabohne gründet, un die Ausnützung der noch wenig ausgebeuteten große Wälder im Norden.

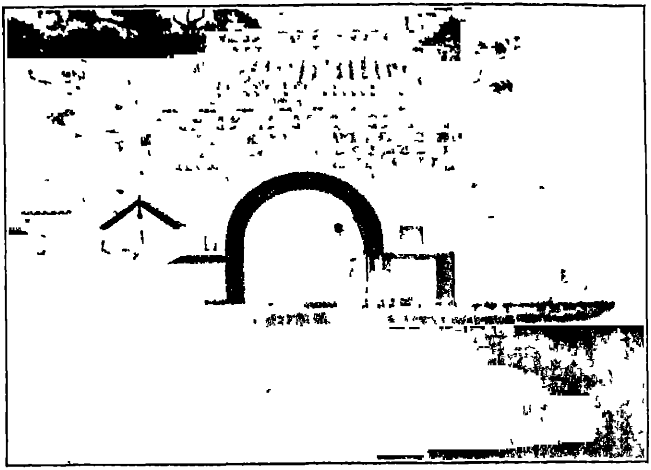


Audienzhalle im Nordpalast von Söul.

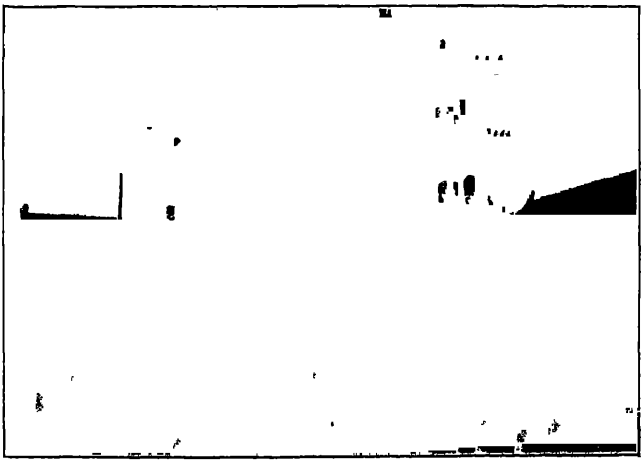


Das japanische Regierungsgebäude vor dem Kaiserpalast in Söul.

Im Reich des Kaisers von gestern.



Eingangstor zum „Peiling".



Soldaten Chang-tso-lins exerzieren im alten Kaiserpalast.

Mukden.

Die Ausfuhr aus der Mandschurei übersteigt bei weitem die Einfuhr, und die mandschurische ist die einzige von allen Regierungen, die sich heute in das Gebiet des ehemaligen Kaiserreiches teilen, die über ein aktives Budget und schweres, klingendes Silbergeld in ihren Kassen verfügt. Dieses Geld wird nun keineswegs in Truhen und Tresors gehäuft, sondern umgesetzt, in Straßen-, Bahn- und Hafenbauten, in Elektrizitätswerke und Fabriken, und vor allem in Flugzeuge, Kanonen und Arsenale. So ist es kein Wunder, wenn Mukden heute der Tummelplatz für alle Europäer und Amerikaner geworden ist, die fette Geschäfte machen und schnell reich werden wollen.

44. Das Reich Chang-tso-lins.

Mukden.

Es ist ein Reich der Kontraste. Der Schnellzug mag eben noch an einer uralten Pagode oder einem ragenden Lamaturm mit bauchiger Zwiebelkuppel, die in eine Art gotische Spitze ausläuft, vorbeigebraust sein, so gleitet er kurz darauf an modernsten Hochöfen und Stahlwerken vorüber. Zonen von Reis- und Weizenfeldern folgen wüstenartigen Steppen, in denen wirbelnde Sandstürme langsam ziehende Karawanen in dichte Schleier hüllen. In Mukden, der Hauptstadt der Mandschurei und Residenz Chang-tso-lins, das gleiche Bild. Vom Bahnhof, der wie auf den meisten Stationen der Südmandschurischen Bahn gleichzeitig Hotel ist, kommt man auf einen Platz von fast erschreckenden Ausmaßen. Straßen laufen radienförmig von ihm aus, auf denen Regimenter in Kompaniefront marschieren könnten. Für die wenigen

Rikschas und Wägelchen und spärlichen Autos, die sie benutzen, hätte ein Viertel der Breite noch überreichlich genügt. Aber die Russen, die diese Stadt anlegten, bauten wie in allen ihren asiatischen Stadtgründungen mit fürstlicher Raumverschwendung und für eine wahrhaft amerikanische Entwicklung. Die Japaner, die die russische Erbschaft übernahmen, bauten die Stadt im gleichen Stil und gleichem Tempo weiter, so daß heute die breiten Straßen und riesigen Plätze über der ganzen Einwohnerschaft sitzen wie ein viel zu weites, schlottriges Gewand auf einem dürren, schmächtigen Körper. Aber bei der rapiden Entwicklung, die in allerletzter Zeit in der Mandschurei eingesetzt hat, ist es nicht ausgeschlossen, daß das allzu weite Straßenkleid schon in wenigen Jahren prall sitzt.

Ein paar neue Hotels sind in der Einrichtung begriffen, und in der Hauptstraße zählte ich fünf Konditoreien, von denen vier erst im Lauf des letzten Vierteljahres eröffnet worden waren. Bald werden sich vielleicht auch jene abgelegenen Häuserzeilen füllen, die man auf Vorrat baute, und die heute noch unvermietbar sind, nicht zum mindesten, weil nächtliche Chungusenüberfälle in den einsamen Straßen immer noch zu fürchten sind.

Ein armseliges Pferdebähnchen verbindet das europäisch-japanische Mukden mit dem chinesischen. Es sind ganz dürre Klepper, die die klapprigen Wagen ziehen, die bereits in allen Fugen zittern, wenn man ein wenig energisch aufspringt. Dies Bild wird sich allerdings bald ändern, da Mukden mit zwei europäischen Firmen, darunter der A. E. G., den Bau von elektrischen Straßenbahnen abgeschlossen hat.

Nach einer guten halben Stunde Fahrt durch dichte

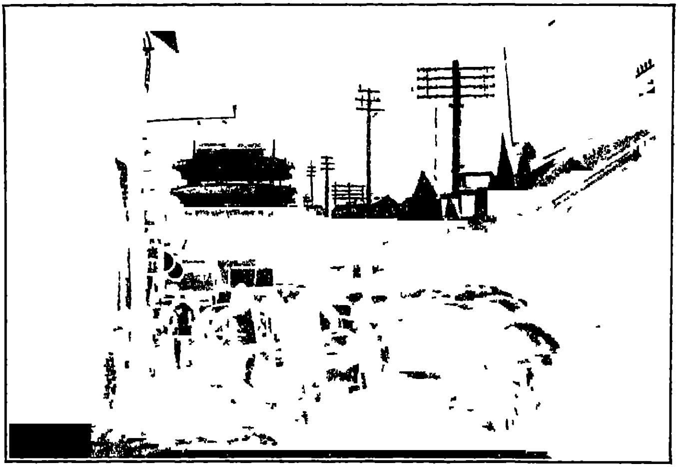


Tor zum nördlichen Kaisergrab.

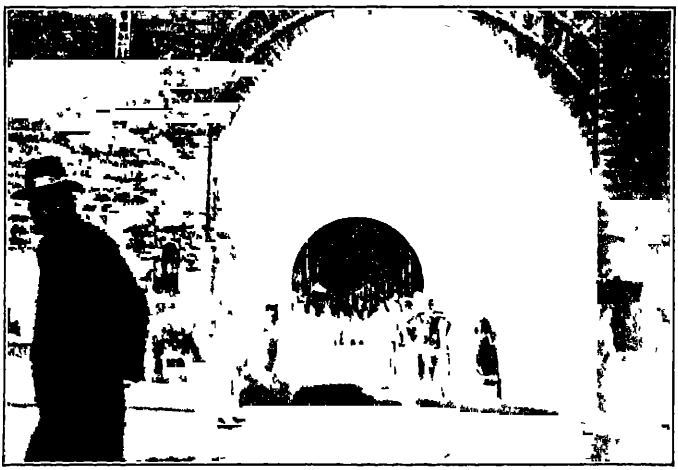


Lamaturm.

Mukden.



Hauptstraße



Stadttor.

Mukden.

Staubwolken, die überhaupt für Mukden charakteristisch nd, kommt man zur Chinesenstadt. Sie ist über die dicken ohen Mauern hinausgequollen, die ihr Zentrum noch n Viereck umgeben. Durch finstere Doppeltore gelangt ıan in die rechtwinklig sich schneidenden Straßen der ordchinesischen Städte mit all ihrem Gedränge und jeschiebe, Lärm und Geschrei, aus dem das gräßliche)uietschen der ungeschmierten Räder der schweren, großen :astschubkarren charakteristisch heraustönt.

Inmitten der ummauerten Stadt liegt der alte Palast der Mandschukaiser. In seinen Höfen exerzieren ;oldaten, und die alten Prunkgemächer und Audienz- allen dienen als Mannschaftsräume. Das Ganze erinnert n wenig an das Berliner Schloß in der November- 'volution, als es der Volksmarinedivision als Kaserne iente.

Vom Mittelbau des Kaiserpalastes sieht man über ie ganze Stadt und erblickt unweit der Südmauer die alaisartige Villa Chang-tso-lins. Der Diktator war zu ıktvoll, oder auch zu bequem, im Schloß der Mandschu- ıiser zu residieren, und so baute er sich lieber eine moderne ·illa.

Chang-tso-lin hat die in China beliebte Karriere vom äuberhauptmann zum General und allmächtigen Gou- :rneur eingeschlagen. Er befehligte eine gefürchtete äuberbande in der Mandschurei, bis die Regierung, die ıders nicht mit ihm fertig werden konnte, ihn unter rnennung zum Stabsoffizier samt seinen Räubern ins eer aufnahm.

Der ehemalige Räuber kam schnell weiter vorwärts ıd war nahe daran, die Macht in ganz China in die

16*

Hand zu bekommen, als ihn sein Konkurrent Wu-pei-fu südlich von Peking schlug. Die Pekinger Regierung, die sich jetzt natürlich unter Wu-pei-fus Einfluß stellen mußte, entsetzte den geschlagenen Chang-tso-lin seines Ranges als General und Gouverneur der Mandschurei. Dieser aber war keineswegs gewillt, sich ins Privatleben zurückzuziehen. Er ging mit seinen Truppen hinter die Große Mauer zurück und ernannte sich — ganz modern, als Vollstrecker des Volkswillens, in Wirklichkeit natürlich ganz aus eigener Machtvollkommenheit — zum Herrn der Mandschurei, unter Beilegung des Titels „Pazifikator".

Die chinesisch-mandschurische Grenze wurde beiderseits durch einen Truppenkordon gesperrt. Nur die internationalen Züge von Mukden nach Peking passieren sie ungehindert. Alle übrigen halten bei Schan-hai-kwan an der Grenze, und sind doppelter Zoll- und Paßkontrolle unterworfen. Die einwandernden Chinesen werden hier von den Werbeoffizieren Chang-tso-lins mit Vorliebe aufgegriffen und ins Heer gesteckt. Seitdem das bekanntgeworden ist, geht der chinesische Einwandererstrom hauptsächlich über das japanische Liautung-Gebiet und die Südmandschurische Bahn, über die Chang-tso-lin kein Kontrollrecht hat.

Praktisch ist damit die Mandschurei ein eigener, unabhängiger Staat, wenn auch nicht alle Brücken zu China abgebrochen sind. So ist beispielsweise der Zivilgouverneur in Mukden, Wang-Yueng-Chiang, von der Pekinger Regierung nicht abberufen, trotzdem er bei der Absetzung Chang-tso-lins und dessen selbstherrlicher Ernennung zum Diktator auf dessen Seite stand. Es ist ja wohl auch kaum die Absicht Chang-tso-lins, die Mandschurei ganz und auf

die Dauer von China zu trennen, im Gegenteil hofft er wohl, beide wieder zu vereinigen, allerdings unter seinem eigenen Zepter.

Diesem Gedanken dienen auch die großen Rüstungen in der Mandschurei; denn zur Sicherung der Unabhängigkeit des Landes gegenüber Peking würden die 150 000 bis 200 000 Mann, die heute schon unter den Waffen stehen, reichlich genügen, zumal die Japaner, die große wirtschaftliche Interessen in der Mandschurei haben, niemals gestatten, daß diese Kriegsschauplatz wird. Außerdem sichert auch die japanisch-russische Rivalität der Mandschurei ihre Unabhängigkeit.

So kam es im Herbst 1924 zu dem Vormarsch Chang-tso-lins nach Süden. Man residiert nicht umsonst in der alten Mandschustadt, von der aus schon einmal das Reich der Mitte erobert wurde. Der Diktator unterhält zu Japan und Rußland gute Beziehungen. Offiziere, Ingenieure und Abenteuerer aller Nationen sind im mandschurischen Heer als Instrukteure, als Flieger und als Waffenmeister im Arsenal, an dessen Ausbau mit Hochdruck gearbeitet wird. Da die fremden Lieferanten Chang-tso-lin für Kriegsmaterial recht gesalzene Preise machen — für eine Patrone beispielsweise 75 Cents (gleich 1.50 Goldmark) —, ist es verständlich, daß er sich für seine Rüstungen baldmöglichst auf eigene Füße stellen will.

Äußerlich machen seine Truppen, die man allenthalben exerzieren sieht, in ihren gelben Khakiuniformen einen recht ordentlichen Eindruck. Über ihren Gefechtswert europäischen Truppen gegenüber läßt sich natürlich wie bei allen chinesischen Soldaten schwer urteilen. Als ich die Wache vor dem Eingang zu dem alten Kaisergrab in

Peiling filmen wollte, stob sie erschrocken auseinander. Nun, hoffentlich kommen Chang-tso-lins Gegner nicht auf den Gedanken, vor seinen Schlachtreihen einige Kinooperateure marschieren zu lassen.

45. Die Romanze der Sojabohne.

Dairen.

Im Hafen von Shiogama war es, wo ich zum erstenmal die sonderbaren Kuchen sah, die mir später in der Mandschurei so vertraut werden sollten. Es waren große, runde Dinger, fast wie Emmenthaler sahen sie aus, oder wie Mühlsteine, die aus den Sampans in die Lagerschuppen ausgeladen wurden. Da wir unter den japanischen Gerichten vielfach eine Art Fischkuchen vorgesetzt erhalten hatten, dachten wir, er könne vielleicht aus diesen runden Kuchen hergestellt sein. Es waren jedoch keine Fisch-, sondern Bohnenkuchen, ein Abfallprodukt der mandschurischen Sojabohne.

Mit diesen Bohnen hat es eine eigene Bewandtnis. Die 50 Flugzeuge Chang-tso-lins und die ganze Bewaffnung seiner Armee stammen aus der Sojabohne, nicht anders als die grandiosen Anlagen der Südmandschurischen Eisenbahn, die Docks und Werften, die Bankpaläste und eleganten Straßen der Japaner in Dairen.

Die Sojabohne wird seit Jahrhunderten in der Mandschurei angebaut, und seit Jahrhunderten verwendete man sie nicht nur als Nahrungsmittel und Viehfutter, sondern verstand auch, Öl aus ihr zu pressen, das als Leuchtmittel verwandt wurde. Aber die große Zeit der Sojabohne begann erst, als die japanische Firma Mitsui & Co. im

Jahre 1908 eine Probesendung von hundert Tonnen nach England schickte. Dort schlug die Sojabohne derart ein, und zwar vor allem als Ersatz für Baumwoll- und Leinsamen, daß schon in den folgenden Jahren für zwei Millionen Pfund Sterling eingeführt wurden. Heute beträgt die jährliche Sojabohnenproduktion etwa zweiundeinhalb Millionen Tonnen, von denen ein gutes Viertel im Lande selbst verbraucht wird, während der Rest ausfuhrfähigen Überschuß darstellt.

Der größte Teil dieses Überschusses wird in Form von Bohnenöl und Bohnenkuchen ausgeführt, wie ja die große wirtschaftliche Bedeutung der Sojabohne erst mit der Einführung rationeller Öl-Extrahierungsmethoden und der weiteren Verwertung des Bohnenöls begann.

Es ist geradezu erstaunlich, was alles aus diesem Öl destilliert werden kann. Der Direktor des großen Zentrallaboratoriums in Dairen führte uns aus einem Raum in den andern, von einem Schrank zum nächsten, und ich kam aus dem Verwundern nicht heraus. Dieses Zentrallaboratorium ist ein Werk der Südmandschurischen Eisenbahn, ein riesiges Versuchslaboratorium, das ausschließlich dazu dient, die mineralischen und pflanzlichen Produkte der Mandschurei zu analysieren und auf experimentellem Weg einmal die beste Verwertungsmöglichkeit, zum andern aber auch die für den Anbau geeignetsten Arten festzustellen.

Neben Tussahseide, Kohle, Erz und Ölschiefer ist es die Bohne, die in den Laboratoriumssälen den breitesten Raum einnimmt. Das Bohnenöl dient zunächst einmal zur Herstellung der für die japanische Küche unentbehrlichen Sojasoße, dann von Salatöl. Nationalökonomisch

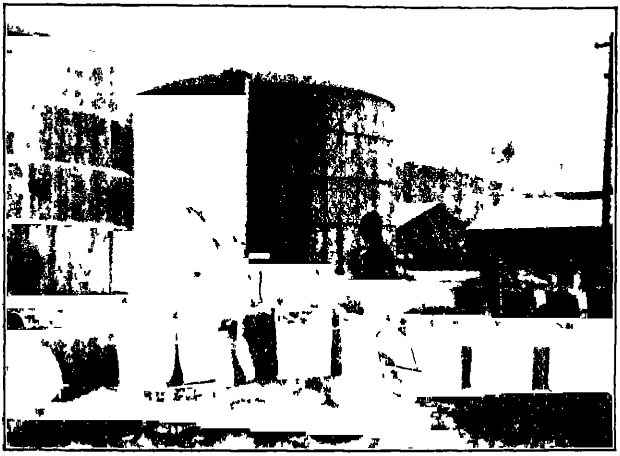
wichtiger ist jedoch ihre Verarbeitung zu Farben und Schmierölen. Gleichzeitig dient sie zur Herstellung der heterogensten Dinge. In den Bahnhofshotels der Südmandschurischen Bahn findet man auf seinem Zimmer Seife vor, die aus Bohnenöl fabriziert wurde, während man unten an der Bar gleichzeitig Biskuits und Süßigkeiten kaufen kann, die dem gleichen Material ihre Entstehung verdanken.

Damit ist die Verwendungsmöglichkeit der Sojabohne jedoch noch keineswegs erschöpft. Man gewinnt aus ihr ebensogut Stearin, Olein und Glyzerin wie eine Art Milchkäse und Munition und Sprengstoffe.

Die Südmandschurische Eisenbahn, auf der weitaus der größte Teil der Sojabohne versandt wird, hat ein geniales System ausgedacht, um unnützen Transport zu vermeiden. Im Winter bringen die Bauern ihre Bohnenernte zur nächsten Bahnstation, wo die angefahrenen Bohnen ausgesucht und je nach ihrer Güte in drei Abteilungen gelagert werden. Bohnen, die die Mindestforderungen an Qualität nicht erreichen, werden rücksichtslos von der Verladung ausgeschlossen. Aus diesen Lagern an der Bahn werden Bestellungen und Verschiffungen getätigt, so daß jeder Besteller aus dem nächsten Lager befriedigt werden kann, unabhängig davon, wo der Produzent, von dem er kauft, seine Ware anliefert. Der größte Teil der Bohnen geht jedoch nach Dairen mit seinen über zweihundert Bohnenmühlen. Neben kleinen primitiven, chinesischen Mühlen, die noch nach der Vorväterweise arbeiten, findet man hier große Anlagen mit hydraulischen Pressen und Werke, in denen das Öl auf chemische Weise extrahiert wird.



Sortieren der Bohnen in einer Ölmühle.

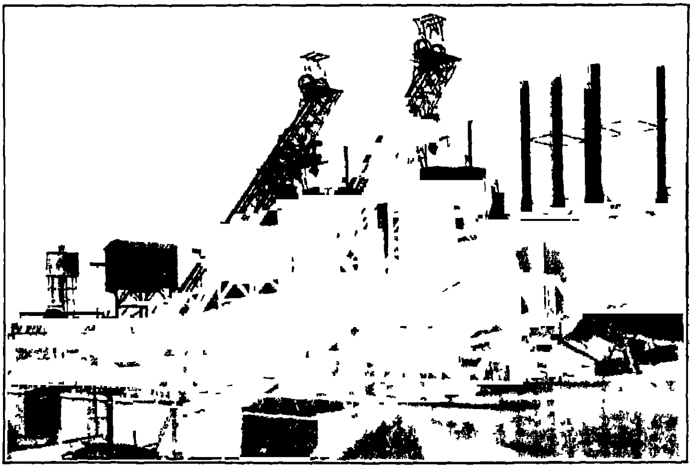


Öltanks einer Ölmühle in Dairen.

Die Sojabohne, das Hauptprodukt der Mandschurei.



Kohlengrube von Fu-shun.



Hochofenwerk der mandschurischen Bahn in Anzan.

Japanische Industrie in der Mandschurei.

In den Preßmühlen werden die Bohnen erst gemahlen nd gekocht. Dann kommt die breiige Masse unter die ıydraulischen Pressen. Eine schwüle Hitze herrscht in dem Raum. Die chinesischen Kulis, die den Bohnenbrei in die Pressen füllen und die harten Kuchen wieder aus ihnen ösen, laufen splitterfasenackt herum, und der Schweiß innt an den gelbbraunen Leibern herunter, nicht anders, ıls das Öl aus den gepreßten Bohnen tropft.

Schon auf der ganzen Strecke nach Dairen sind beiderseits der Bahn an den Stationen die Bohnen aufıestapelt. Sie stehen da teilweise in Türmen aus Matten, ie wie riesige Negerhütten aussehen. In Dairen aber ist ie Fülle der dort gelagerten Bohnen noch ungleich imosanter. Man läuft dort am Kai durch endlose Stapel on Säcken voll Sojabohnen, Stapel auf Stapel in ıeradezu phantastischer Menge. Und daneben häufen sich n nicht geringeren Bergen die runden Bohnenkuchen, der Rückstand der entölten Bohnen. Sie dienen als Viehutter wie als Düngemittel und werden größtenteils nach Japan ausgeführt.

Bei diesen Verwertungsmöglichkeiten der Sojabohne st es kein Wunder, daß auch andere Länder versuchen, ie einzuführen. Indien, Ceylon und Amerika haben in en letzten Jahren Versuche gemacht, sie ihrem Boden ınzupassen. Allein Klima und Boden in der Mandschurei nüssen wohl ganz besonders geeignet sein, denn bisher st noch in keinem dieser Länder ein ernsthafter Konkurrent rstanden.

46. Die Japaner in der Mandschurei.

Fu-schun

Die Bahn von Antung am Jalu bis nach Mukden führt ununterbrochen über den Kriegsschauplatz des russisch-japanischen Ringens. So ist es nur natürlich, daß man überall noch Spuren dieses Ringens sieht, Schützengräben auf den einst von den Russen gehaltenen Hügeln und im Zickzack geführte Sappen, in denen sich die Japaner an die feindliche Stellung heranarbeiteten. Aber was einen wundert, ist der gute Zustand der Schanzarbeiten längsseits der Bahn. Dies erklärt sich, wenn man an eine Brücke kommt, die beiderseits durch betonierte Blockhäuser gesichert ist, um die Stacheldrahtverhaue ohne jeden Rostansatz gezogen sind; hieraus erkennt man, daß es sich hier nicht um Überreste aus dem Krieg, sondern um Neuanlagen handelt.

Diese Befestigungsanlagen schützen das japanische Gebiet in der Mandschurei, das in Wirklichkeit ja nur winzig klein ist; denn abgesehen von der Pachtung von Liau-tung mit Port Arthur und Dalnij besteht es nur aus einem schmalen Streifen Land beiderseits der Bahnlinie von Dalnij nach Chang-chun. Während also die übrige Mandschurei chinesisch, beziehungsweise mandschurisch ist, ist das Bahngebiet japanisch mit japanischer Polizei, japanischem Militär, japanischem Recht und japanischer Verwaltung.

Nach dem Frieden von Portsmouth, der den russisch-japanischen Krieg endete, war Japan in den russisch-japanischen Pachtvertrag über die Liau-tung-Halbinsel und die Südmandschurische Bahn eingetreten. Die Verträge liefen ursprünglich nur bis 1923, beziehungsweise 1939, wurden dann jedoch auf 99 Jahre verlängert.

Trotzdem also die japanische Basis in der Mandschurei viel schmäler ist, als man gemeinhin annimmt, haben die Japaner in der verhältnismäßig kurzen Zeit ihrer Verwaltung Erstaunliches geleistet. Das Hauptverdienst an der Erschließung des Landes gebührt der Südmandschurischen Eisenbahn.

Die Japaner sind gute Eisenbahner. Schon in Japan fällt einem auf, mit welcher Genauigkeit sie ihre Züge laufen lassen. Die Mandschurische Bahn, deren Kapital zur Hälfte Regierungs-, zur Hälfte Privatkapital ist, ist eine der bestgeleitetsten Bahnen der Welt. Während in China schon die zweite Klasse für Europäer fast unmöglich ist, macht hier selbst die dritte mit ihren mit Strohmatten gepolsterten Bänken einen tadellosen Eindruck. Jeder Wagen hat einen Boy, der ihn in Ordnung hält, den Reisenden Tee serviert und ihnen beim Aus- und Einsteigen behilflich ist. In der ersten Klasse steht eine kleine Bibliothek mit Reiselektüre zur Verfügung und im Speisewagen werden ausgezeichnete Mahlzeiten so billig verabreicht, wie man sie in keinem Hotel bekommt.

Die Mandschurische Bahn ist jedoch nicht lediglich Verkehrsunternehmen, sondern ein vertikaler Trust, der in sich die gesamte wirtschaftliche Tätigkeit der Japaner in der Mandschurei umfaßt. Die Gesellschaft verfügt über Werkstätten und Lokomotivfabriken, über Hafenanlagen,

Kais und Dampferlinien, ferner über Kohlenminen, Erzgruben, Hochöfen, Gas- und Elektrizitätswerke, Ölmühlen, Ziegeleien, Glas-, Porzellan- und Schamottefabriken. Dazu kommen die ganzen wissenschaftlichen Unternehmungen, Versuchslaboratorien, Musterfarmen, Erziehungsanstalten und schließlich Hotels in jeder großen Stadt.

Man wirft den Japanern häufig mangelndes Organisationstalent vor. Mögen sie auch in der industriellen Arbeit bisher noch lange nicht die Leistungsfähigkeit des Europäers oder Amerikaners erreichen, in der Mandschurischen Bahn haben die Japaner ein Unternehmen geschaffen, dem in seiner Art die westliche Welt nicht so leicht etwas Besseres an die Seite zu stellen hat.

Das wichtigste Unternehmen der Bahn sind die Fuschuner Kohlenbergwerke. Ihr Abbau wurde von den Russen im Stollenbau begonnen. Da die Kohlenflöze jedoch nicht allzu weit unter Tag liegen, setzten die Japaner die von den Russen begonnene Arbeit nicht fort, sondern schnitten mit mächtigen Landbaggern das Bergwerk gleichsam auf und fingen an, es im Tagbau abzubauen. Fu-schun ist heute eine tiefe, terrassenförmig gestufte offene Grube. Auf jedem Absatz sieht man die aufgeschnittenen Stollen des alten russischen Bergwerks münden, so daß das Ganze wirkt wie ein Modellbergwerk im Schnitt aus einem Museum.

Neben diesem großen Tagebau sind in den letzten Jahren auch einige Schächte für Untertageförderung errichtet worden. Außerdem ist ein neuer, großer Tagebau geplant. Es hat sich ergeben, daß die Grubenstadt Fu-schun unglücklicherweise gerade über einem besonders mächtigen Flöz in geringer Tiefe errichtet wurde. Man

ist daher darangegangen, die ganze, recht ansehnliche Stadt zu verlegen; man baut sie in Entfernung von einigen Kilometern neu auf. Sobald die Neubauten sämtlich fertig sind, wird Fu-schun geräumt und mit dem Abbau begonnen.

Die Ergänzung zu Fu-schun sind die Anzaner Stahlwerke. Sie liegen inmitten ausgedehnter Eisenerzgruben, die gleichfalls im Tagebau bearbeitet werden. Allerdings ist das hier gewonnene Erz nicht besonders reichhaltig. Es ist ein vierzigprozentiger Hämatit, der jedoch mittels Anreicherung auf 60 Prozent gebracht und somit verhüttungswürdig wird.

Für die Japaner ist es wichtig, daß sie den Eisen- und Stahlbedarf für ihre Rüstungsindustrie im eigenen Land decken können, selbst wenn sie teurer als andere Länder produzieren, was in Anzan allerdings ausgiebig der Fall ist.

So bedeutsam auch die industrielle Position der Japaner in der Mandschurei ist, so wird sich ihre ursprüngliche Absicht, das Gebiet dem alten Reichskörper einzugliedern und zu assimilieren, nicht mehr erfüllen. Das wäre nur möglich gewesen, wenn der ganze japanische Bevölkerungsüberschuß in das verhältnismäßig noch leere Land gewandert wäre. Aber ebensowenig wie nach Hokkaido mochten die Japaner nach der Mandschurei, wenigstens nicht als Farmer. An ihrer Stelle kamen und kommen im wachsenden Maße Chinesen. Und je mehr diese Einwanderung zunimmt, desto mehr verliert der verhältnismäßig kleine japanische Bevölkerungsteil an Bedeutung.

Die Japaner müssen in früheren Zeiten ausgezeichnete

Kolonisatoren gewesen sein, denn sie vermochten aus drei heterogenen Bevölkerungsbestandteilen ein einheitliches, geschlossenes Volk zu machen. In der Mandschurei haben sie bisher nichts von dieser Fähigkeit gezeigt. Im Gegenteil, sie machen hier den schweren Fehler, die Chinesen als zweit- und drittklassig zu behandeln. Der unterste Kuli, der in Japan die Bescheidenheit selbst ist, spielt sich hier dem Chinesen gegenüber als Herr auf. So hat die Anwesenheit der Japaner in der Mandschurei keineswegs die beiden großen ostasiatischen Völker näher aneinander gebracht, sondern sie im Gegenteil noch weiter entfremdet.

Es gibt weitsichtige Japaner, die die Zukunft des Landes in der Abkehr vom Westen und der Verbrüderung mit China sehen. Diese Verbindung wird jedoch noch auf lange eine schwierige Aufgabe sein. Die Vorbedingung ist, daß Japan aus der Mandschurei herausgeht. Das hat es schon einmal nach dem chinesisch-japanischen Krieg auf den Einspruch der Großmächte hin getan, mit dem Erfolg, daß drei Jahre später Rußland seinen Platz dort einnahm.

Da heute Rußland im fernen Osten langsam wieder stärker in Erscheinung tritt und nunmehr wieder in den Besitz der Ostchinesischen Bahn gelangt ist, die die Strecke der Südmandschurischen Bahn nach Norden über Charbin hin fortsetzt, ist der alte russisch-japanische Gegensatz in der Mandschurei in ein neues Stadium getreten.

Die japanische Basis in der Mandschurei ist schmal; allein gerade darum werden die Japaner sie mit allen Mitteln bis zum äußersten halten; denn auf dieser schmalen Basis beruht die Behauptung und Weiterentwicklung Japans als Großmacht.


Maßstab 1:40000000
Mongolei
Tibet
Indien
Korea
Mukden
Peking
Tientsin
Hoangho
Tsingtau
Gelbes Meer
Singan
Nanking
Hankau
Itschang
Schanghai
Wuhu
Yangtse
Wutschang
Tschunking
Jünnan
Wendekr. d. Krebses
Sikiang
Kanton
Mekong
30
40
100

China

47. Von Mukden nach Tientsin.

Tientsin.

Wie ein Rudel heulender, raudiger Hunde stürzten sich die Kulis am Bahnhofsausgang auf die ankommenden Reisenden. Jeder suchte das nächstbeste Gepäckstück zu erraffen und den Besitzer in seine Rikscha zu lotsen. Mitten in dem schreienden, gestikulierenden Haufen aber stand ein Polizist und schlug mit der Gerte rücksichtslos in die Kulis hinein, auf den Rücken, über die Brust, ins Gesicht, wohin die sausende Gerte gerade traf. Die Kulis zuckten unter den schmerzenden Schlägen, aber sie wichen kaum. Bedeutete die Erlangung der Fahrt vielleicht doch das Mittagessen für sie, und dafür konnte man schon ein paar Schläge in Kauf nehmen.

Der Lohn für die lange Fahrt in die Stadt beträgt einige wenige Kupfer — das Zehncentstück enthält deren 17 —, und die in Rikschas Fahrenden sind streng darauf bedacht, daß der Kuli von niemand, auch von keinem unerfahrenen Fremden, mehr als diese jämmerliche Entlohnung bekommt, die ihm nicht einmal erlaubt, von einem Tag zum andern, sondern höchstens vom Morgen bis zum Abend zu leben. Es ist nicht zu verwundern, daß sich der Vergleich mit Japan aufdrängt, wo die Rikschakulis vor den Stationen warten, bis man sie anruft. In ihrer sauberen Kleidung und höflichen, aber bestimmten Art lassen sie gar nicht den Gedanken aufkommen, daß sie etwa eine entwürdigende oder auch nur untergeordnete Tätigkeit verrichten.

Wer nur auf kurze Zeit nach China und vor allem nur in die fremden Niederlassungen der großen Hafenstädte kommt, könnte meinen, daß der Europäer in China noch eine ganz andere Rolle spielt als in Japan, während es in Wirklichkeit gerade umgekehrt ist.

Uns hatte freilich schon die Fahrt nach Tientsin eines Besseren belehrt, jedoch wohl nur deshalb, weil wir zweiter Klasse genommen hatten. Der Portier im Yamatohotel in Mukden war tödlich erblaßt, als ich ihm den Auftrag gab, die Fahrkarten zu besorgen. Als ich trotz seiner dringenden Vorhaltungen, daß dieses ganz unmöglich sei, festgeblieben war, drückte er mir die Karten auf dem Bahnhof heimlich und verstohlen in die Hand.

Als ich den Zug bestieg, erschrak ich allerdings selbst; denn er lief vom chinesischen Bahnhof kommend bereits übervoll auf der japanischen Station ein. Offiziere, Soldaten, Kaufleute in schwerseidenen Itschangs mit ihren Frauen, Bauern und Kulis bunt durcheinander. Dazu eine Unmenge von Gepäck, so daß ein Passieren des Ganges unmöglich schien. Bei näherer Besichtigung ergab sich jedoch, daß der Wagen gar nicht so voll war. Jeder Passagier nahm nur zwei bis vier Plätze für sich in Anspruch, und es zeigte sich weiterhin, daß das Prestige des Europäers dem Chinesen gegenüber recht klein geworden ist; denn keiner dachte auch nur im entferntesten daran, uns Platz zu machen. Als auch dringende Vorstellungen nichts fruchteten, wählte ich mir einen jungen Mann in prächtigem hellblauseidenen Itschang aus, der zwei einander gegenüberliegende Bänke für sich allein in Beschlag nahm. Ich gab ihm freundlich lächelnd seinen hellgrauen Filzhut, mit dem er einen Platz belegt hatte,

in die Hand, und dann noch die Handtasche, die auf dem andern stand, dazu. Er lächelte etwas süßsauer, wagte aber doch nicht zu protestieren.

Es ist augenscheinlich in China gutes Recht, daß jeder für sich so viel Platz beansprucht, als er mit seinem Körper und seinem Gepäck füllen kann; denn die Chinesen, die nach uns eingestiegen waren, dachten nicht im entferntesten daran, sich auf ähnliche Weise Platz zu schaffen, sondern standen geduldig auf dem Gang und zwischen den Sitzen, wo das aufgestapelte Gepäck nur eben ein freies Plätzchen ließ. Da ein paar alte Frauen darunter waren, und die breit sich hinlümmelnden Passagiere zum Teil ebenso reich gekleidete, elegante junge Leute waren wie unser Gegenüber, verschaffte ich den mit mir Eingestiegenen allen auf ähnliche Weise Platz.

Die Freunde alten Volkstums mögen die immer weitere Verbreitung der Eisenbahn in der ganzen Welt bedauern. Aber tatsächlich gibt einem nichts einen so raschen und unmittelbaren Einblick in das Leben fremder Völker als die Fahrt in der Bahn, gerade im Orient, wo man sonst als Fremder nur so außerordentlich schwer Einblick in das Familienleben bekommt. Bei 24stündiger Fahrt aber löst sich selbst die größte, sonst vor Fremden gezeigte Zurückhaltung. Die Familie muß essen, trinken und schlafen. Man sieht in das Verhältnis des Mannes zur Frau und der Kinder zu den Eltern.

Auch in unserm Wagen — einem großen amerikanischen Durchgangswagen mit engen, gegenüberliegenden Doppelsitzen beiderseits des Mittelganges — saß ein halbes Dutzend Familien. Allerdings war es nicht immer ganz leicht, die Familienmitglieder richtig zu klassifizieren.

17*

Auf einer Bank saßen zwei Chinesen oder Chinesinnen, die ebensogut Vater und Tochter, Mann und Frau, wie Mutter und Tochter sein konnten. In China tragen beide Geschlechter Jacke und Hose — die Ärmeren aus blauer Baumwolle, die Reichen aus schwerer Seide — und darüber den Itschang, das lange bis auf die Füße fallende Oberkleid. Mitunter ist nur der Mann im Itschang, die Frau in Jacke und Hose, und bei den bartlosen, weichen Gesichtern der wohlhabenden Chinesen und ihren zarten Händen ist jede Verwechslung möglich.

Von den beiden war nur die Jüngere zweifellos weiblichen Geschlechtes. Sie trug noch die hochgeschlossene chinesische Jacke mit dem niedrigen Stehkragen, aber schon europäischen Rock. Das Geschlecht der oder des Älteren konnte ich jedoch bis zum Schluß nicht mit Sicherheit ausmachen. Daß sie oder er sich mehrmals eine Pfeife ansteckte, wollte nichts sagen, da ja auch die Chinesin eine starke Raucherin ist.

Die meisten der anwesenden Frauen trugen das Haar nach chinesischer Sitte von der Stirn straff nach rückwärts gekämmt und auf dem Hinterkopf in schlichtem Knoten aufgesteckt. Diese an sich wenig vorteilhafte Haartracht paßt gut zu den scharfgeschnittenen, schmalen Gesichtern. Trotzdem nach allgemeiner Ansicht die Stellung der Frau in China eher noch untergeordneter ist als in Japan, machten alle diese Frauen durchaus keinen gedrückten Eindruck, sondern manche von ihnen ganz im Gegenteil den von ausgesprochenen Luxusgeschöpfen. Sie ließen sich durchaus von ihren Männern bedienen und kümmerten sich nicht mehr als nötig um ihre Kinder. Wenn eines von den Zwei- bis Vierjährigen, die auf dem Gang spielten,

Hunger verspürte, so kam es schon von selbst über alle Gepäckstücke zu seiner Mutter gekrabbelt und öffnete ihr die Jacke, um zu trinken.

Bei der Mehrzahl der Passagiere war nun allerdings die Stimmung mir gegenüber infolge meines energischen Platzschaffens zu Beginn der Fahrt ein wenig gespannt, bis ein Zufall erfreulicherweise wieder einen Umschwung herbeiführte. Die Dörfer hatten angefangen, einen ganz andern Charakter anzunehmen. Die Häuser drängten sich dicht zusammen, waren durch Mauern gemeinsam geschützt, und jedes einzelne Gehöft selbst war wieder wie eine kleine Festung, manche mit Zinnen und kleinen Türmen mit Schießscharten an jeder Ecke. Als ich an einer Station gerade eines dieser Gehöfte knipste, hörte ich hinter mir einen lauten Ruf des Erstaunens. Einer der Chinesen, denen ich in Mukden Platz geschafft, sah mir über die Schulter und konnte sich gar nicht genug darüber verwundern, wie das Bild auf der Mattscheibe meiner Spiegelreflexkamera plötzlich verschwand und wiedererschien.

Drinnen im Zug holte er dann aus einem Ballen, in dem ich alles andere eher vermutet hätte, seine Kamera heraus. Die Chinesen sind wie die Japaner eifrige Liebhaberphotographen, und jeder Mitreisende unseres Wagens brachte jetzt seinen Apparat an. Ich mußte alle betrachten, alle bewundern. Es war eine ganze Reihe wertvoller Apparate darunter, die man bei ihren Besitzern nach deren sonstiger Erscheinung nicht vermutet hätte. Erfreulicherweise konnte ich jedoch feststellen, daß meine Mentorkamera in der allgemeinen Bewunderung den Vogel abschoß, die sich noch steigerte, als ich meine

Aufnahmen aus Mukden herumzeigte. Jetzt konnte auch der hellblauseidene junge Mann nicht länger widerstehen. Die von ihm bis dahin offensichtlich zur Schau getragene Kränkung war vergessen, und es zeigte sich, daß er ein recht gutes Englisch sprach.

Herr Che-Ong erwies sich sogar als interessante und wertvolle Reisebekanntschaft. Er war in einer großen amerikanischen Bank in Tientsin angestellt, was ihn aber nicht hinderte, zu gleicher Zeit noch eine ganze Reihe eigner Geschäfte zu betreiben. So machte er daneben Vermittlungen als „Schroff" für ein europäisches Handelshaus, außerdem betätigte er sich als Übersetzer, besaß in der Tientsiner Chinesenstadt eine Nudelfabrik, in seinem Heimatort eine Apotheke.

Ich machte später die Erfahrung, daß Herr Che-Ong durchaus keinen Ausnahmefall darstellte, sondern im Gegenteil jeder chinesische Kaufmann, und besonders wenn er mit den Europäern in Verbindung steht, in einem Dutzend Sätteln sitzt.

Herr Che-Ong verließ mit uns in Tientsin den Zug und stieg mit uns in die Rikscha, ohne davon Notiz zu nehmen, daß die Kulis von dem fremden Polizisten geschlagen wurden. Wahrscheinlich berührte es ihn tatsächlich auch nicht, aber aus dem, was er mir im Lauf der Nacht gesagt hatte, konnte ich zwischen den Worten entnehmen, daß zwischen dem reichsten Kaufmann und dem untersten Kuli doch eine gewisse Gemeinschaft besteht, die eines Tages Europa gegenüber in erschreckender Weise in Erscheinung treten kann.

48. „Die tausendjährige Chance" und ihre Folgen.

Tientsin.

Es war an einem der ersten Tage in Tientsin. Wir wollten in die Chinesenstadt, und unsere Rikschas rollten durch die eine lange, elegante Straße, die bald Wilsonstreet, bald Victoriaroad, bald Rue de France heißt und auf der japanische Polizisten mit indischen Sikhs und anamitischen Polizeisoldaten wechseln, je nachdem es sich um die englische, die französische, die japanische oder eine sonstige Niederlassung handelt. Solche Straßen gibt es in allen den Europäern geöffneten Häfen. In manchen dürfen die Chinesen nicht auf den Bürgersteigen gehen, oder es gibt Parks oder Promenaden, die den Einheimischen verschlossen sind. Verbote, die vielleicht dem Weißen einen lächerlichen Machtkitzel geben, ohne daß er sich bewußt wird, wie derartige Dinge auf die Chinesen wirken müssen.

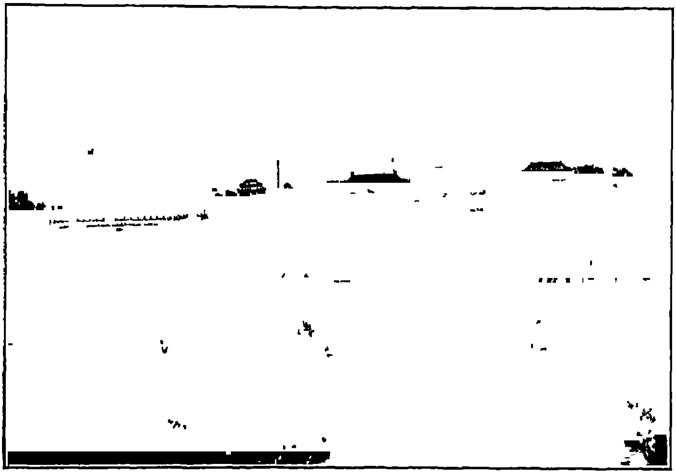
Aus dieser schönen und für die Europäer so beruhigenden Straße waren wir gerade heraus und bogen in das chinesische Tientsin ein, als eine heranwogende Menschenmenge die Straße sperrte. Es war ein endloser Demonstrationszug. In jeder Gruppe wurden breite Bänder mit Inschriften an zwei Stangen oder bedruckten Fahnen getragen. Es waren Studenten, Schüler, Kaufleute, Mittelklasse jeder Art, auch Kulis, und auffälligerweise eine große Anzahl Mädchen und Frauen. Sie alle schrien und riefen und schwangen erregt kleine Fähnchen. Es wäre vielleicht ein wenig unheimlich gewesen, wenn nicht so viele

Polizisten dagestanden wären, allein trotzdem sprangen ein paar Demonstranten erbost auf uns zu und wollten uns verbieten, den vorbeimarschierenden Zug zu photographieren.

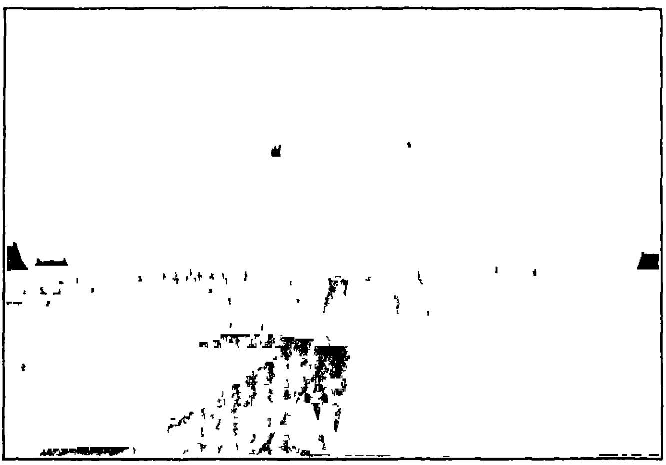
Es war die Demonstration zur Feier des sogenannten „Erniedrigungstages", an dem im Jahre 1915 Japan China die 21 Forderungen überreichte. Die Flut von Ereignissen in und nach dem Weltkrieg mit ihren für jede europäische Nation so unmittelbar fühlbaren Folgen hat es mit sich gebracht, daß in dem Bild eine Lücke klafft, das man sich in Europa, und besonders in Deutschland von der politischen und wirtschaftlichen Entwicklung außerhalb unseres Erdteils macht. Das gilt in erster Linie von China, von dem wir nie viel wußten und heute gar nichts wissen. Woher auch? Auslandkorrespondenten gab es keine. Der einzige, der es in Peking ausgehalten hat, beziehungsweise seinen schwierigen Posten dort nach dem Krieg gleich wieder bezog, ist der ausgezeichnete Ostasienkenner Erich von Salzmann.

Der Auslandskaufmann aber hat meist kein Interesse, in der Regel auch gar nicht die Zeit, sich um andere Dinge als sein Geschäft zu kümmern. So war es weiter nicht erstaunlich, daß eine ganze Reihe von Kaufleuten, die erst nach dem Krieg nach China herausgekommen waren, nicht die geringste Ahnung hatten, was es mit diesem „Erniedrigungstag" und den 21 Forderungen eigentlich für eine Bewandtnis hat, trotzdem kein politisches Ereignis der letzten 20 Jahre hier draußen solch tiefgehende Wirkungen auslöste.

Die 21 Forderungen waren ein ganz groß angelegter Versuch Japans, die Bindung der übrigen Großmächte

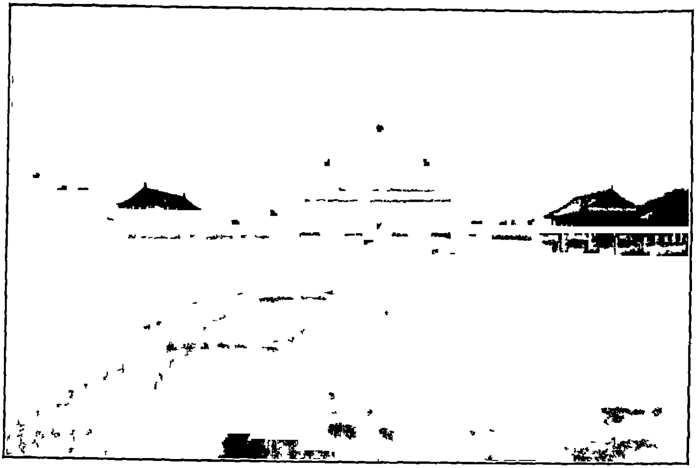


Gesamtansicht.

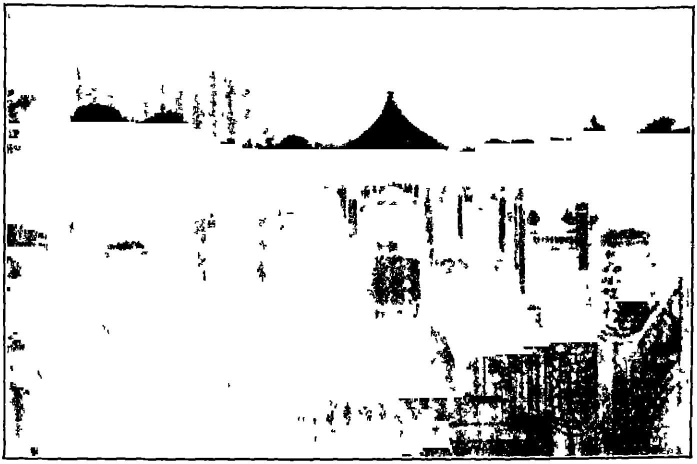


Der große Audienzsaal.

Die verbotene Stadt.



Nordaltar.



Südaltar.

Himmelstempel in Peking.

durch den Weltkrieg dazu zu benutzen, um mit einem Schlag ganz China in die Hand zu bekommen. In den ersten vier Gruppen der 21 Forderungen verlangten sie nur die Sicherung und Anerkennung ihrer besonderen Stellung in der Mandschurei und wirtschaftliche Vorrechte. Die berüchtigte Gruppe 5 jedoch forderte die Zulassung von japanischen Ratgebern zu allen Ministerien und höheren Kommandostellen und praktisch die Ausschließung der übrigen Mächte aus der weiteren Entwicklung der chinesischen Wirtschaft. Diese Note wurde dem damaligen Präsidenten Yüanschikai unter Übergehung des Auswärtigen Amtes von der japanischen Botschaft persönlich überreicht unter Auferlegung strengster Verschwiegenheit über die Natur der Forderungen.

China war militärisch wehrlos, die Großmächte — abgesehen von dem damals noch ungerüsteten Amerika — durch den Weltkrieg gebunden. Es war, wie ein japanischer Politiker mit Recht sagt, eine Chance, wie sie sich einem Volk einmal in tausend Jahren bietet. Trotzdem war es ein ungeheures Wagnis. Es war der gleiche Weg, den Japan in dem unendlich viel kleineren Korea ging, und von dem heute noch nicht feststeht, ob er zum Erfolg führt. Trotzdem war die auf den ersten Blick grotesk anmutende Möglichkeit nicht ganz ausgeschlossen, daß Japan ganz China eroberte. Allerdings unter einer Voraussetzung: es durfte keine Teileroberung werden, sondern tatsächlich das ganze China mußte besetzt werden.

Ich sprach mit einem sehr klugen Chinesen über diese Möglichkeit, der mir die folgende, zunächst verblüffende Ansicht entwickelte: „China hat häufig fremdstämmige Dynastien als Herrscher über sich gehabt. Vielleicht

konnten und können nur sie unser sonst so leicht auseinander fallendes Volk zusammenhalten. Jetzt, nach der Revolution, würden viele Chinesen einen fremden Herrscher, der Ruhe und Sicherheit wiederherstellt, nicht ungern sehen. Schließlich, was bedeutet für China ein fremdes Herrscherhaus! Unser Volk hat noch jedes Fremde in sich aufgesaugt. Gut, die Japaner erobern China. Dann würde der Kaiser seine Residenz von Tokio nach Peking verlegen, die Japaner würden Chinesen werden, genau wie vor ihnen die Mandschus und die Mongolen, und ihre Inseln würden eine Außenprovinz des Reiches der Mitte."

Aber Japan hatte doch nicht den Mut zu dieser ungeheueren Tat. Trotz der japanischen Einschüchterungsversuche gab die chinesische Regierung den wahren Inhalt der 21 Forderungen bekannt. Die Großmächte protestierten, Amerikas Haltung wurde drohend, und Japan zuckte zurück, begnügte sich mit der Annahme wesentlich bescheidener Forderungen, die ihm lediglich seine Stellung in der Mandschurei sicherten.

Sicherten? — Ich lasse mir die Rufe der Demonstranten und die Inschriften auf ihren Fahnen übersetzen: „Gebt uns Liau-tung wieder!" „Heraus aus der Mandschurei!" „Her mit Port Arthur und Dalnij!"

Japan kann in Ruhe diese Drohungen hören. Es wird auch nicht zu Ausschreitungen gegen japanische Geschäfte kommen, wie früher schon einmal. Seit gestern liegen auf dem Peiho vier japanische Torpedoboote. — Aber die tausendjährige Chance ist verpaßt!

Die 21 Forderungen hatten nicht nur für Japan, sondern auch für Europa und Amerika sehr ernsthafte

Folgen. Ihre Stellung und erzwungene teilweise Annahme hat in China geweckt, was es früher nicht gab: eine ausgesprochene nationalistische und militaristische Strömung. Das japanische Ultimatum hat das Werk Yüanschikais, die Reorganisierung Chinas, zerstört. Er war vielleicht der letzte, der das alte Reich wenigstens ungefähr auf seiner früheren Grundlage hätte zusammenfassen können. Seine Nachfolge trat eine ohnmächtige Pekinger Regierung und eine Reihe militärischer Konquistadoren an, die auf ihre Söldnerscharen gestützt dem chinesischen Volk eindringlich vor Augen führen, was Waffengewalt und kriegerische Macht bedeuten. Durch Jahrhunderte hindurch war dem Chinesen die Mißachtung des Soldaten und der Glaube an die Macht des Rechtes und der Idee anerzogen. Nun mußte er erleben, daß auf die Waffen gestützt nicht nur die fremden Mächte China ihren Willen aufzwingen konnten, sondern auch jeder freche Räuber im Lande selbst, wenn er nur über Gewehre und Kanonen verfügt, die höchste Gewalt im Staate an sich reißen kann.

In den Heeren all der großen und kleineren militärischen Gewalthaber werden Hunderttausende von Soldaten gedrillt. Und wenn die Schlachten, die sie sich gegenseitig liefern, dem Europäer auch noch so operettenhaft vorkommen mögen, so werden hier doch die Grundlagen an Menschen und Material gelegt, die einem wiedergeeinten China einmal die Möglichkeit geben werden, den Großmächten nicht nur passiv kraft seiner ungeheueren Masse abwehrend gegenüberzutreten, sondern auch aktiv mit den gleichen Waffen.

Bei einem Zusammenstoß mit Europa wird alles von

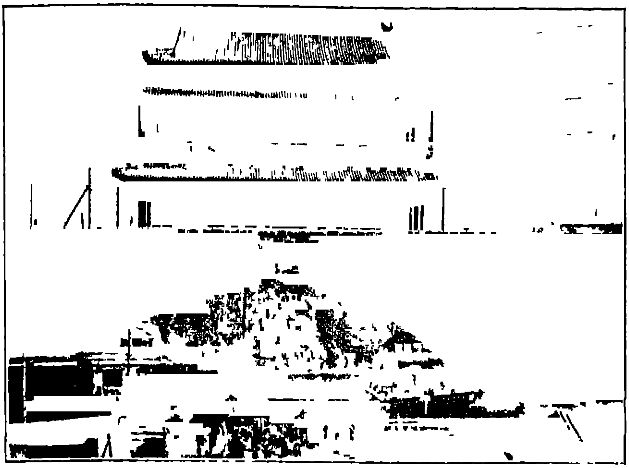
der Suggestion abhängen, die chinesische Führer ihren Truppen einzugeben vermögen. Im russischen Roten Heer haben die chinesischen Regimenter jedenfalls eine bedeutende Rolle gespielt. Wie immer es aber auch in Zukunft mit dem Gefechtswert des chinesischen Soldaten bestellt sein mag, die Zeit, wo man mit einigen Kriegsschiffen und ein paar gelandeten Regimentern oder selbst Divisionen den Chinesen imponieren konnte, ist ein für allemal vorbei.

49. Peking.

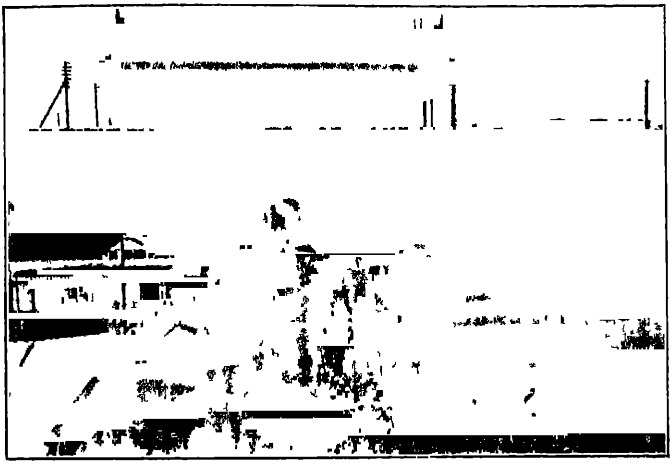
Peking.

Man muß erst andere chinesische Städte gesehen haben, um die „Nördliche Hauptstadt" in ihrer Einzigartigkeit richtig zu begreifen. Die Chinesen sind Städtervolk, und in ihren Siedlungen drängen sie sich so dicht an- und aufeinander, daß diese wie Ameisenhaufen und Bienenstöcke wirken. Peking aber trägt heute noch in jeder Straßenführung die Erinnerung an das Zeltlager des großen Mongolenführers Kublai-Khan an sich, aus dem heraus die Stadt wuchs.

Peking ist Ausdruck und Symbol der großen Ebene, in der es liegt. Alles ist groß, gerade und maßlos. Peking hat nur ein Gegenstück in der Welt, das allerdings gleichzeitig sein Gegenpol ist: Manhattan, die Wolkenkratzerstadt im New Yorker Downtown. New York, dessen Seele sich in Manhattan offenbart, ist die vertikale Straße, Peking der reinste Ausdruck der horizontalen. Beide Städte arbeiten mit entgegengesetzten Mitteln, und beide erreichen den gleichen Eindruck des Ungeheueren, Gewaltigen, Unbegrenzten.



Schnellzugslokomotive vor uraltem Hintergrund

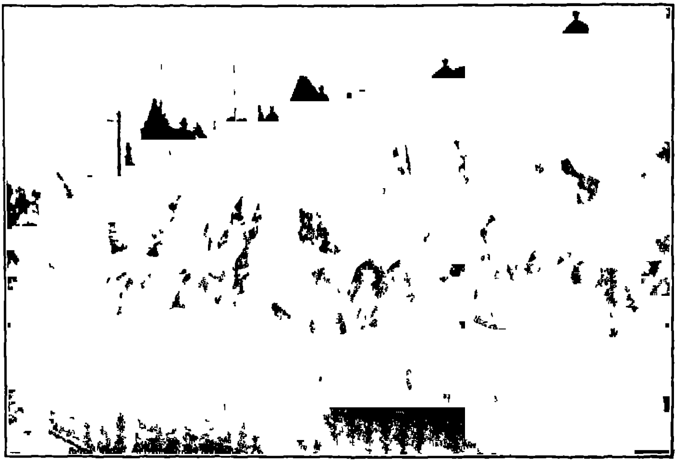


Begräbniszug.

Das Stadttor Ha-ta-mönn in Peking.



Fremdenfeindliche Demonstration in Tientsin



Auch die Schulmädchen demonstrieren bereits.

Demonstrationen — auch in China.

Die wahren Herrscher Amerikas sitzen am Ende der vertikalen Straße, auf der Spitze der vertikalen Stadt, in den höchsten Geschossen der Wolkenkratzer, unter ihren Füßen der Stadtpalast, die wolkennahen Geschäftshäuser, die sie nach ihrem Willen geschaffen. In Peking hebt sich kein Haus über Stockwerkshöhe. Es ist eine Stadt von nur zwei Dimensionen, und wollte sich ein Bau der kaiserlichen Palaststadt über das vorgezeichnete Niveau erheben, er würde die Wirkung nicht erhöhen, sondern beeinträchtigen.

Auch heute noch, wo die Eisenbahn ehrfurchts- und pietätlos die Stadtmauer durchbricht und durch die Chinesenstadt hindurch bis zum Tsiën-mönn, dem gewaltigen Südtor der Tatarenstadt fährt, ist der erste Eindruck Pekings gewaltig. Wie noch ganz anders muß er in früheren Zeiten gewesen sein, wenn man sich zu Pferd der Stadt näherte und sie mit ihren gewaltigen Mauern und Toren wie eine Vision aus der Ebene aufstieg.

Diese Umwallung ist eine ungeheuer gehäufte Masse. Sie kommt erst ganz zur Wirkung, wenn man die Kamelkarawanen durch das Hsi-tschi-mönn passieren sieht. Wie kleine Ameisen kommen die großen Tiere aus der dunkeln Höhlung des Tores gekrochen, über die sich noch hohe Stein- und Lehmmassen häufen, bis auf diesem Unterbau der vielstöckige Torturm aufgesetzt ist, der in seiner fast zierlich wirkenden Holzarchitektur die Massigkeit von Mauern und Tor noch erhöht. Aber auch die großen, modernen Schnellzugslokomotiven vor dem Ha-ta-mönn bringen es vor diesen alten Bauten kaum über Spielzeugwirkung.

Peking ist eine Schachtelstadt, wie es ein befestigtes

Lager mit inneren und äußeren Wällen und dem in der Mitte gelegenen Feldherrnzelt ist. Innerhalb der Tatarenstadt liegt die Kaiserstadt, in dieser die „Verbotene Stadt“ mit dem kaiserlichen Palast im Mittelpunkt. Die Chinesenstadt war vielleicht als Umlagerung der Tatarenstadt gedacht, aber sie ist bis heute lediglich der Südfront, nach Ost wie nach West übergreifend, vorgelagert.

Von dem Südtor der Chinesenstadt führt eine breite Straße schnurgerade nach Norden, betritt mit dem Tsiënmönn die Tataren- und mit dem „Tor des himmlischen Friedens“ die Kaiserstadt. Diese war nicht kaiserliche Residenz, sondern Beamtenstadt und allgemein zugänglich. Erst der dann folgende breite Wassergraben mit den hohen Wallmauern dahinter sperrte die „Verbotene Stadt“, den Bezirk des Sohnes des Himmels, vom profanen Volk ab.

Heute ist diese „Verbotene Stadt“ allgemein zugänglich. Für ein geringes Entgelt kann man in dem ehemaligen Kaiserpalast soviel herumwandern, betrachten und photographieren wie man will. Man kann über die Brücke laufen, über die ehemals nur der Sohn des Himmels getragen wurde, wenn er zum Opfer in den Himmelstempel auszog. Die Wachen machen sich ein Vergnügen daraus, Kinder auf den Drachenthron zu setzen, und den Teil zwischen den kaiserlichen Westgärten und dem Ahnentempel hat man in einen öffentlichen Teegarten verwandelt, in dem sich die modernisierte Jeunesse dorée Pekings nicht anders ein Rendezvous gibt, als etwa die Berliner auf der Tauentzienstraße und im Zoo.

Vielleicht trägt das mit dazu bei, dem Kaiserpalast heute die Wirkung zu nehmen, die man von ihm erwartet:

denn im Grunde bedeutet der erste Besuch dort eine Enttäuschung. Nach der ganzen Anlage der Stadt erwartet man dort etwas Ungeheueres zu finden. Allein so imposant auch die Anlage der aufeinanderfolgenden Höfe und Audienzhallen in der „Verbotenen Stadt“ ist, so bleibt doch irgendwie die Wirkung aus. Vielleicht trägt die tote Leere Schuld daran. Es gibt verlassene Schlösser abgesetzter Herrscher, die in aller Leere stimmungsvolle Romantik und elegische Hoheit umgibt. Aber meist trägt dann ein, ein klein wenig verwilderter Park einen großen Teil dazu bei. Die „Verbotene Stadt“ Pekings — die Westgärten liegen außerhalb ihrer Mauern — kennt keinen Baum, keinen Strauch, keine Pflanze, außer dem Gras, das zwischen den Steinplatten der Höfe zu wuchern beginnt. Der Pekinger Kaiserpalast ist bis in den letzten Winkel Symbol, Zeremoniell, Etikette. Da kann man ein frei wachsendes Lebewesen wie eine Pflanze nicht brauchen. Selbst die Uniform, in die man in den Rokoko- und Barockgärten die Pflanzen gebracht und geschnitten, hätte hier nicht genügt. Und so gab es innerhalb der Mauern der „Verbotenen Stadt“ nur Lebewesen, die sich so biegen ließen wie der Mensch und im Spiel der Etikette nichts waren, als Marionetten vor dem Herrscher, der der Himmel war.

Es ist aber auch möglich, daß die Verwahrlosung der kaiserlichen Paläste und alten Kultstätten in der Absicht der heutigen republikanischen Regierung liegt, durch Entschleierung und Profanierung der ehemaligen Geheimnisse und Heiligtümer die in den ersten Jahren nach der Revolution im Volk noch fest wurzelnde Kaiseridee und Anhänglichkeit an die Mandschus auszurotten.

Aber die Republik kann dem Wahrzeichen der eh maligen kaiserlichen Größe nichts Gleichwertiges an d Seite stellen. Peking eignet sich überhaupt sehr wenig zu Hauptstadt einer chinesischen Republik, und es ist d Frage, ob es nicht klüger gewesen wäre, von vornherei die Hauptstadt in eine geeignetere Stadt zu verlegen, na Nanking oder nach Kanton, wie der Süden es wollt

Im Süden sind Städte, die sich viel rascher modern sieren als die „Nördliche Hauptstadt", die bisher er einige hoffnungslose Versuche dazu gemacht hat und si auch nicht so rasch modernisieren wird, auch wenn sie jet endlich die schon lange geplante Elektrische bekommt.

Heute sitzen in Peking eine Regierung und ein Parla ment, die vorgeben, ganz China zu repräsentieren un deren Macht- und Befehlsbereich schon nicht durch die dicke Stadtmauern in die Ebene vor den Toren hinausdringe Es ist heute eine Stadt trauriger Kontraste. Peking h keine Vorteile der Lage, die es zur erfolgreichen Ge schäftsstadt prädestinierten. Es ist heute noch das, a was Kublai-Khan es sich gründete: Residenz. Und Pekin wird zu neuer Blüte erst kommen, wenn ein neuer, stark Herr, mag er nun Kaiser, Präsident oder Volksbeau tragter heißen, wieder das ganze China zu einem gewa tigen Reiche eint.

50. Wallfahrt auf den Miao-fong-schan.

Peking.

Die Kamele zogen neben der Bahnlinie her. Jede Tier brachte nach Peking einen Sack voll Koh aus den Gruben, zu deren Ausbeutung vor allem d Bahn gebaut war. Salzmann, der uns auf den Mia



Tempel auf dem Miao-fong-schan.



Büßender Pilger im „Kang“.

Wallfahrt auf den Miao-fong-schan.



Einzelne Pilger.



Dorfzug mit Priester auf einem Baumstamm reitend.

Wallfahrt auf den Miao-fong-schan.

ong-schan führte, lehnte sich aus dem Zuge: „Da sehen Sie," rief er temperamentvoll, „das ist Chinas wahre instellung zu den Errungenschaften der westlichen Zi-ilisation: Gewogen und zu leicht befunden. Das wahre hina, das da tief im Innern, braucht weder Bahnen noch lutos noch irgend etwas von Europa. Wer weiß, in nem Menschenalter ist diese Bahn, die heute schon kaum 'ransporte hat, vielleicht völlig verödet, und ganz China t in die alten tausendjährigen Lebensformen zurückgekehrt."

Nun, auch wir mußten das sehr bald tun, wenigstens ir ein paar Tage, als wir den Zug verlassen und das hwierige Geschäft des Handelns mit den Eselvermietern nd Tragstuhlträgern begann. Die Wallfahrtssaison auf en Miao-fong-schan hatte ihren Höhepunkt erreicht. Die ulis waren von den zahlreichen Touren auf den steilen els bereits ermüdet, machten Schwierigkeiten und stellten nverschämte Forderungen. Aber Herr von Salzmann, er jeden einzelnen Kuli durch einen noch stärkeren Wort-hwall in seinem eigenen Dialekt schlug, hatte endlich den anzen Trupp beieinander, und wir zogen los, die Damen ı Tragstühlen. Nur die Südafrikanerin, die die Tour iitmachte, hatte es unter ihrer sportlichen Würde ge-ınden, einen Tragstuhl zu benutzen und gleichfalls einen sel gewählt. Als es aber beim Abstieg den gefürchteten ıusendstufigen Weg jäh hinunterging, den zu reiten schon ne Kordillerenschulung erfordert, benutzte sie doch gern de Gelegenheit, sich in einen etwa freiwerdenden Trag-uhl zu setzen.

Die Dörfer waren voll geschmückter Pilger, und es ıuerte nicht lange, bis wir auf die erste Prozession ießen. Man wandert nach dem heiligen Bergkloster,

um sich die Geburt eines Sohnes zu sichern. So waren viele schwangere Frauen in Sänften unter den Pilgern und manche sechzig- und siebzigjährige Männer, denen das Schicksal bisher die Gnade eines Sohnes versagte. Sohnlosigkeit ist das größte Unglück in China, da nur der Sohn die Ahnenopfer bringen kann, ohne die die Seele des Verstorbenen keine Ruhe findet. Die soziale und religiöse Notwendigkeit für jeden Mann, einen Sohn zu besitzen, ist der Hauptgrund für die starke Vermehrung des chinesischen Volkes. In ihr aber liegt auch der Grund zu tragischen Konflikten in vielen Ehen, ganz besonders, wenn es sich um solche mit Europäerinnen handelt. Gebiert die erste Frau keinen Sohn, so ist der Mann nicht nur berechtigt, sondern verpflichtet, sich eine zweite Frau zu nehmen. Ich kenne einen Fall in Peking, wo eine deutsche Pastorentochter mit einem Chinesen verheiratet ist. Die Ehe ist selten glücklich, oder wäre es vielmehr, wenn die Frau nicht schon dem dritten Mädchen das Leben geschenkt hätte und jetzt die ganze Verwandtschaft hartnäckig darauf bestünde, daß sich der Ehemann eine zweite Frau nimmt.

Auch von uns und ganz besonders unsern Damen nahmen die Priester in den Wallfahrtstempeln natürlich an, daß wir aus keinem andern Grund als dem landläufigen den mühseligen Aufstieg auf den Tempel unternahmen. Die Afrikanerin, die das war, was man ein spätes Mädchen nennt, ging auch mit Begeisterung auf die Vermutungen der Priester ein und unterzog sich unter deren Anleitung allen Riten einschließlich Weihrauchopfer und Kotau, um den angeblichen Zweck zu erreichen. Sie war überhaupt ein flotter Kerl, zum mindesten sehr unter-

ıehmend; denn sie bereiste ganz allein den fernen Osten, ıngeblich als Vergnügungsreisende, in Wirklichkeit jedoch, ım für ihren Bruder, der ein großes Im- und Exporthaus n Durban hatte, Geschäfte zu machen. —

Einstweilen waren wir jedoch noch nicht so weit, sondern)atten noch einen langen, mühseligen und heißen Aufstieg vor uns, wenn wir ihn uns auch nicht unnötig erchwerten, wie manche Pilger, die, um ja sicher zu gehen, ich den unglaublichsten Quälereien und Kasteiungen ausetzten. Da waren manche, die auf den Knien rutschten, ıuf allen vieren krochen oder sich nach jedem zweiten Schritt längelang auf den Boden warfen. Manche trugen chwere Masken, und einer kam gar gefesselt und im Kang ·aher, den schweren Holzblock um den Hals, in den man n der Mandschuzeit die Verbrecher steckte. Aber da uns in Reittier ausfiel, ein paar Tragesel sich als zu schwer ıeladen herausstellten und die Last geteilt werden mußte, ıieß es auch für uns, tüchtig zu laufen und zu klettern.

Die Prozessionen kamen unter einem großen Aufgebot n Prunksänften daher, Bannern, Fahnen, Gongs, Pauen, Trommeln und merkwürdigen Standarten, runden, nit Schweifen geschmückten Reifen. Der erste Versuch, ine dieser Prozessionen zu filmen, mißlang gänzlich. Ich)ar vorausgeritten, um die Annäherung einer Prozession echtzeitig zu erfahren, dann umgekehrt und hatte hinter iner Wegbiegung meinen Apparat aufgebaut. Als dann ie Prozession um die Ecke bog und die Vordersten die efährliche Kamera erblickten, stutzten sie einen Augenlick, dann lief alles in wilder Flucht auseinander, die Banner und Fahnen sehr unheilig und wenig würdevoll ber die Achseln geschultert.

Aber auf dem Tempelberg ging es besser. Da hat die religiöse Erregung bereits einen solchen Grad e reicht, daß man uns augenscheinlich nicht bemerkte. Unt dem wilden Lärm der Musik warfen sich die eintreffende Pilger reihenweise rhythmisch vor den Götterbildern z Boden. Besonders interessant war eine große Dorfproze sion, die einen Mann in scharlachrotem Gewand auf eine Baumstamm reitend den ganzen steilen Weg hinauftru Knaben begleiteten diese Prozession, die vor dem Alta leidenschaftliche Tänze vorführten, bei denen die Junge den wagerecht abgebogenen Oberkörper im Kreis schle derten, als wollten sie ihren Leib auseinanderreißen Rechts und links davon warfen sich die Pilger, brennend Weihrauchstangen in den Händen, immer wieder in wilde Verzückung zu Boden. Aus den Kupferbecken, in dene der Weihrauch entzündet wird, schlugen helle Flammen Die Luft war schwer und stickig von der Unmenge ver brannten Weihrauchs. Die Gongs larmten, die Hörne gellten, die Trommeln dröhnten, und über diesem ganze Hexensabbat schaukelte der Mann im Scharlachkleid au dem Baumstamm, dessen Träger unter der schweren Las wankten und zitterten.

51. Yangtsefahrt.

Hankau.

„Wann kommen wir in die Yangtsemündung?" – „Der Kapitän machte sein überlegenes Gesicht „Seit 4 Uhr schwimmen wir darin, mein Herr!" – Draußen verlor sich die See in den Horizonten. Auch mit dem Zeißglas keine Spur einer Küste. Dieser Fluß ist ein Meer, schon lange ehe er zum Meer kommt.

Am späten Abend trafen wir auf den wartenden Lotsendampfer, der die Passagiere für Schanghai an Bord nehmen sollte. Die Nacht war wie ein schwarzer Sack, nur die Lichter des Lotsenbootes waren als bunte Sterne hineingeschnitten. Da kam ein Ruf aus dem Dunkel, man hörte das Klatschen von Rudern. Die Gig brachte den Lotsen herüber. Ein Kommando von der Brücke, ein scharfes Licht grellte auf. Der Scheinwerfer tastete wie eine bleiche Hand auf das Wasser. Unter seiner Berührung leuchtete es auf, wurde milchiggelb und schwappte wie ein trüber Brei gegen die Schiffswand. —

Wir fuhren stromaufwärts. Als die Ufer erschienen, waren sie gleich dünnen Strichen, die kaum Wasser von Land schieden. Am nächsten Tag wurden sie deutlicher und damit wich die Unruhe, die einen bisher unbewußt erfüllt. Das war doch ein Fluß, auf dem man jetzt fuhr, etwas Bekanntes und Vertrautes, nicht dieses unheimliche Mittelding von Strom und See. Aber manchmal war es auch, als wollte das Land wieder entweichen und der Strom alles in seine Unendlichkeit ertränken, bis der Lotse den Dampfer ganz dicht ans Ufer steuerte, so dicht, daß die Schiffswand es zu streifen drohte. Am Steuerbord wuchsen lichtgrüne Schilffelder aus dem gelben Fluß und kündeten die gefährliche Enge der Fahrrinne.

Dschunken kamen uns entgegen, Fahrzeuge, wie man sie aus alten Bildern kennt, seltsam gebaucht, mit hoch aufgebautem Heck und Vorschiff. Ihre mit Bambusstangen versteiften Mattensegel trugen sie gleich Schilden. Halb wie wehrhafte Krieger sahen sie aus, halb wie friedliche Pilger. Und in manchen Flußbiegungen standen sie

so dicht gestaffelt wie Rennboote vor einer Regatta. Seedampfer verkehren bis Hankau, Flußdampfer bis Itschang und Tschungking, Tausende von Kilometern stromauf. Aber sie haben die Dschunken als Transportmittel nur zum Teil verdrängen können.

Das alte China ist immer noch da. So stehe ich an der Reeling, schaue Nanking entgegen und habe im Kopf ein Bild, das sich der Knabe aus einem alten Reisebuch einprägte: eine porzellanene Stadt mit geschweiften Dächern und Pagoden, an denen Glöckchen klingen. Aber was jetzt am Ufer hintereinander aufsteigt, sind fünfstöckige Warenspeicher, Kamine, Fabriken, Gefrieranstalten. Es ist die moderne Fassade, hinter der sich das alte China verbirgt.

Das alte China ist immer noch da. Es gleitet in Städten vorüber, die gleich Traumbildern unsere Augen treffen. Unübersehbare Gewirre von Dächern scharen sich um Pagoden, die gleich Riesenfingern in den Himmel stechen. Aber auch hier in Nanking und Wuhu drängen sich Scharen kleinerer Finger, Dutzende von Kaminen rings um die dicken Mauern, die um die Städte gezogen scheinen, damit die Überfülle ihrer Bewohner sie nicht zum Bersten bringe. Die Essen und Schlote aber scheinen eine Schrift an den blassen Himmel zu schreiben, deutlich mit dicken Buchstaben: Wir sind die neue Zeit, wir bedeuten Modernisierung und Europa. Und die Pagoden sind alt und verfallen. Ihre kostbaren Porzellandächer bröckeln ab. Auf manchen wuchert Moos und Gras. Die Kamine aber sind neu und jung, sie senden anmaßende Rauchfahnen gen Himmel.

Die Pagode bei Huoschangkiao hat in aller Verfallen-

heit ein mildes, überlegenes Lächeln. Gewiß, China modernisiert sich, europäisiert sich, industrialisiert sich. Aber China ist nicht Japan. Japan brauchte Europa, um sich zu behaupten. China braucht Europa nicht, aber Europa braucht China. Wir passieren die Eisenwerke von Wongschihkong, und der deutsche Großindustrielle, der mit uns reist, macht ein sorgenvolles Gesicht. Die Hochöfen sind wie Burgen am Ufer aufgebaut, Drahtseilbahnen bringen die Erze aus den unmittelbar dahinterliegenden Gruben, die in billigem Tagebau abgebaut werden. Ein idealer Standort, über den kaum eine andere Eisenindustrie der Welt verfügt: Erzgruben unmittelbar an der Welthandelsstraße, Kohle nicht weit, und Löhne, die noch nicht den zehnten Teil der europäischen und amerikanischen betragen.

Der weißköpfige Generaldirektor steht beide Hände auf die Reeling gestützt. Man liest auf seiner Stirn deutlich, was sich dahinter abspielt: Wir importieren von hier Erze — auch unsere „Saarland" nimmt in Hankau ein paar tausend Tonnen ein —, verschiffen sie um die halbe Erde, um sie bei uns zu verhütten und in Form von Schienen und Schwellen wieder hierherzubringen. Ist es ein Wunder, wenn die Chinesen sich sagen, das können wir billiger selber machen! Wie lange wird es noch dauern? Eine Zeitlang werden wir in Spezialstahlen und Maschinen noch eine Einfuhrmöglichkeit haben, aber dann?

Der Großindustrielle geht beunruhigt in den Rauchsalon, kommt wieder an die Reeling und erschrickt neu vor Zementfabriken, die auf die Hochöfen folgen, und Spinnereien, die sich an die Zementfabriken reihen.

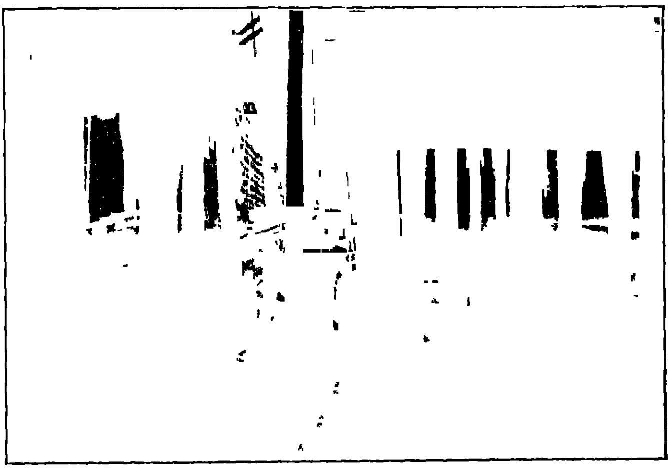
Scheinbar träge, doch mit reißender Schnelle treibt

die gelbe Flut des Stromes vorüber. Er befruchtet die weite Ebene und macht sie zu Reiskammern des Reiches. Er reißt ganze Provinzen ab und walzt sie in seinen gelben Fluten ins Meer. Er steigt und fällt im Wechsel der Jahreszeiten in einem unerhörten Ausmaß. Er geht wie eine Hauptschlagader bis ins Innerste Chinas. Vergeblich sucht er seinen Oberlauf durch reißende Schnellen zu sperren. Die Menschen, die an seinen Ufern in Städten weilen in Überfülle und Unübersehbarkeit gleich der Maßlosigkeit des Stromes und der Unendlichkeit der Ebene, überwinden die Hindernisse, die ihnen der Fluß entgegenstemmt, kraft ihrer Masse, kraft ihrer Beharrlichkeit. Die Dschunken fahren durch die reißendsten Schnellen zu Berg, und wenn sich Hunderte von Kulis vor ein einziges Fahrzeug spannen müssen. Dieser Strom ist China.

Die fremden Großmächte haben Kriegsschiffe auf den chinesischen Fluß gelegt. In Nanking passieren wir Kreuzer, in Hankau treffen wir Kanonenboote, in Itschang liegen Patrouillenschiffe. Sie sind sehr notwendig; denn in den Schnellen wird immer wieder auf die Dampfer geschossen. Es sind die Dschunkenführer, die durch die Konkurrenz der großen Schiffe ihren Verdienst geschmälert sehen. Ab und zu wird auch einmal ein Dampfer von Seeräubern überfallen, die sich als Passagiere verkleidet eingeschlichen haben, und vollkommen ausgeraubt. Kein Dampfer fährt von Hankau stromauf, ohne gepanzerte Kommandobrücke und ohne Gitter, die das Zwischendeck absperren. Wenn etwas Derartiges passiert, dampfen die kleinen Flußkanonenboote eilig stromauf und bellen mit ihren Schnellfeuergeschützen und Maschinengewehren die Felsen an, hinter denen natürlich längst niemand mehr steckt.

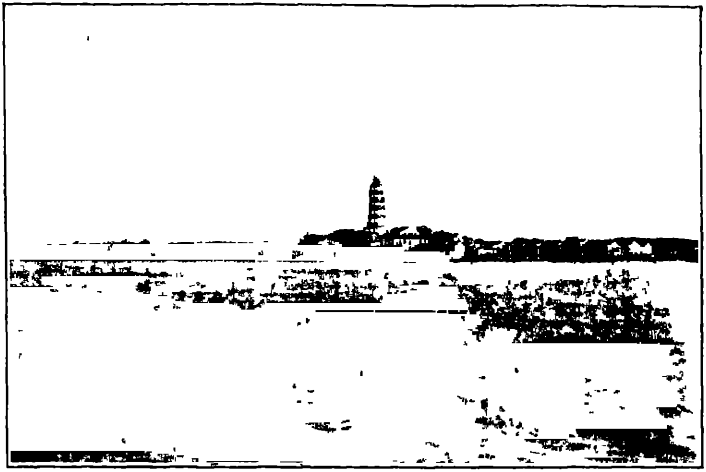


Am Yangtse.



Vor Hankau.

Dschunken und Pfahlbauten.



Nanking mit siebenstöckiger Pagode



Abendstimmung.

Yangtsefahrt.

Es hat eine Zeit gegeben, in der Kriegsschiffe und Flottendemonstrationen großen Eindruck machten. Diese Zeit ist vorüber, wenigstens in China. Als unlängst eine Hankauer englische Firma eine berechtigte Forderung nicht eintreiben konnte und die Chinesen auf die immer dringlicheren Noten erst des Konsulats, dann der Gesandtschaft nur mit Ausflüchten antworteten, stellte letztere ein Ultimatum und drohte mit der Entsendung von drei großen Kriegsschiffen vor Hankau.

„Oh, nur drei!" sagte lächelnd der chinesische Diplomat, „warum schickt ihr nicht gleich zwölf?" —

Wir saßen auf dem Promenadendeck des Dampfers und sahen über den nächtlichen Fluß. Die Kanonenboote hatten aus irgendeinem festlichen Anlaß über die Toppen geflaggt, und der Widerschein ihrer vielen Lichter glitzerte auf dem dunkeln Wasser.

Der alte Überseer, der mir eben die Geschichte erzählte, nickte zu den schneeweißen Kriegsschiffen hinüber und meinte achselzuckend: „Viel Zweck haben sie ja nicht, aber doch das eine Gute, daß wir einsteigen und abdampfen können, wenn unsere Zeit hier abgelaufen ist und dieser Fluß einmal wieder chinesisch sein wird und nur chinesisch."

52. Spuk in Wutschang.

Hankau.

Es war am Ausgang der Bambusstraße in Wutschang, wo uns die leprakranke Bettlerin mit ihrem verkrüppelten Buben anfiel; ihre unvermutete Erscheinung machte die gespenstische Straße noch unheimlicher.

Die Bambusstraße zwängt sich in den engen Raum, der zwischen Stadtmauer und Fluß bleibt. Er ist eigentlich

nicht breiter, als daß sich ein notwendiger Verkehr vor der Stadt am Flusse entlang abspielen kann; allein die Bambusarbeiter haben es doch verstanden, rechts und links ihre Häuschen einzuklemmen. Auf der einen Seite kleben sie an der Stadtmauer, schier halbwegs in sie hineingekrochen, auf der andern hängen sie über dem Fluß. Es sind vorgeschobene Veranden, primitiv gestützte Pfahlbauten, durch deren löcherigen Fußboden man die trübe, gelbe Flut des Stromes sieht. Der Fluß bringt in Flößen die langen Bambusstangen, und in jedem der Häuschen steht ein Mann, der sie in gleich große Stücke zersägt. Alle diese Männer sind halbnackt, ihre Haut ist von einem schmutzigweißlichen Gelb. Den meisten stehen die Rippen heraus und kreischen: Hunger, Hunger. Manche sind alt. Die Haut hängt ihnen dürr und schlaff und verbraucht über die Knochen. Idiotisch nicken sie mit dem kahlen Schädel, daß die eisgrauen, spärlichen Bärte auf und nieder wippen. Aber im gleichen Takt führen die zittrigen, müden Hände die Säge hin und her, hin und her. Andere sind Krüppel. Mit krummen, buckligen Rücken und schiefen Schultern sind sie über die Bambusstange gebeugt, die ihnen unerbittlich, eine nie endende Stange von Stangen, vom Fluß herauf geschoben wird.

Um jeden Mann herum arbeiten seine Kinder, Knaben und Mädchen, beide in den gleichen blauen Hosen mit entblößten Oberkörpern. Sie kauern auf niedrigen Hockern und halten schwere, breite Messer in den Händen. Unermüdlich saust das Eisen auf die hochkant gestellten Bambusstücke, die der Vater zersägte, und teilt sie in lauter gleich dicke, schmale Stäbchen. Jeden Augenblick erwartet man, das scharfe Messer einen der zarten Finger zusammen

mit dem Holz zerteilen zu sehen. Die Jüngsten tauchen die fertigen Eßstäbe zur Hälfte in rote, zur Hälfte in grüne Farbe. Sie quirlen die Hölzer zwischen den Händen, damit sich die Farbe gleichmäßig und sparsam verteile. Wie flinke, grellbunte Tiere sind ihre dick mit Farbe beschmierten, kleinen Pfoten.

In den Türen, halb auf der Straße — denn der enge Raum scheint keinen Platz mehr für sie zu haben —, kauern die Frauen. Sie haben die Ischangs, die ihre Oberkörper decken, offen stehen. Die meisten haben ein Kind an der Brust. Manchen quellen die Brüste prall und schwer gleich vollen Mehlsäcken herunter, und die Säuglinge hängen daran, als hätten sie sich an ihnen verbissen. Den andern sinken sie schlaff und leer. Selten, daß sie noch rund und fest abstehen, obgleich unter den jungen Müttern viele sind, die kaum mehr als fünfzehn, sechzehn Jahre zählen. Selten auch ein Kind, ein vier- oder fünfjähriges etwa, das harmlos vergnügt zwischen schaffendem Vater und stillender Mutter spielte, ein kleiner Nacktfrosch mit putzig ausrasiertem Kopf, den Rest des Haars in steif abstehenden Zöpfchen abgebunden.

Es sieht so aus, als gäbe es keine Zwischenstufe zwischen Mutterbrust und Werkbank, als würden die Kinder, kaum daß sie jener entwachsen, an diese geschnürt. Grauenhaft monotonen Rhythmus geht in der Bambusstraße das Leben: Zeugung, Geburt, Mutterbrust, Stäbchen gefärbt, Stäbchen gespalten, Bambusstangen zersägt, für zwölf, vierzehn, sechzehn Stunden, Tag für Tag, ein sinnloses Leben, ohne Sonn- und Feiertag, zwischen einem jämmerlichen Viereck als Haus, im gleichen Raum, in dem Seite an Seite mit den Sterbenden die Enkel neues

Leben zeugen, damit die Bambusstraße nie leer werde, damit immer noch mehr Eßstäbe gespalten werden.

Aus der Enge der niederen, finsteren Stuben quoll es über in die Enge der belebten Straße. Leib preßte sich an Leib. Aber unsere Rikschakulis bellten sich mit heiserem Geheul freie Bahn. Im raschen Vorüberfahren wirkten all die elenden, nach der Straße offenen Hütten wie Bambuskäfige, in denen seltsame, unheimliche Tiere gezeigt werden. Aber dann schrien all die Gesichter, all die verhärmten Kindergesichtchen Leid und Anklage heraus, und wir fuhren daran vorbei, wie man im Kahn über fauligen Teich rudern mag, in dessen ekles Wasser man sich scheut die Hand zu tauchen.

Dann bog die Gasse um die Ecke. Ein schwarzes, feuchtes Loch öffnete sich und verschluckte sie. Menschen, Sänften und Rikschas verschwanden darin wie in einem Strudel. Manchmal aber schien er zu stocken und verschlungene Knäuel ballten sich vor dem finsteren Loch.

Geschrei, Gebell, Geheul. Tragkulis kamen aus dem dunkeln Stadttor heraus. Sie schwankten unter der unerträglich schweren Last, die sie zu zweien an Stangen auf den Schultern trugen. „He, hö! — le, lei“, ächzender, um freie Bahn bettelnder Gesang. Unsere Rikschakulis bellen entgegen, aber die Deichseln schnellen hoch. Wir müssen halten, eingekeilt von der Menge. Da kriecht aus einem Loch ein ekles Gewürm hervor. Ein Haufen Lumpen, auf dem ein haarloser, mit Krätze bedeckter Schädel sitzt. Statt der Nase ein grauenhaftes Loch, statt der Lippen eiternde Wundränder, zwischen denen zwei große, gelbe Zähne heraussehen. Hinter der Alten hüpft — man kann es nicht anders nennen — ein menschlicher Frosch: ein

Junge ohne Beine. Mit unglaublicher Geschwindigkeit hüpft er auf seinen Stummeln und den Händen heran. Schon ist er vor meiner Rikscha, streckt mir jammernd zwei eiternde Schmutzpfoten entgegen. „Ko lien wo! Ko lien wo!" — „Erbarme dich meiner! Kein Geld, kein Essen, keine Kleidung. Erbarme dich meiner." Das Stoßgebet, mit dem der Chinese im Tempel seine Götter anruft, braucht der Bettler als Flehruf: „Ko lien wo! Ko lien wo!"

Ich werfe ihm zu, was ich an Kupfer in der Tasche habe. Da höre ich hinter mir einen Schrei. Die Aussätzige hat die Rikscha meiner Reisekameradin gestellt. Eine grauenhafte Unglückskralle klettert gabeheischend hoch, faßt nach ihrem Kleid, ihrer Hand. Ich brülle auf und werfe, da ich kein Kupfer mehr habe, einige Nickelmünzen der Alten zu. Im gleichen Augenblick ist im Tor Luft geworden, und die Rikschakulis ziehen an. Das dunkle Tor schluckt uns. Aber hinter uns heult es drein. Die unwahrscheinlich reiche Gabe, die ich ausgeworfen, scheint alle Bettler Wutschangs angelockt zu haben.

„Ko lien wo! Ko lien wo!" Ausgestreckte, heischende, bettelnde Hände laufen neben uns her. Unermüdlich tönt der Bettelruf aus Kehlen, die heiser vom Rufen und müde vom Laufen sind. Ich sehe mich nach meiner Gefährtin um. Sie schaut starr gerade aus und reibt immer wieder ihre Hand ab.

„Wasser!"

„Ja!" — Aber wir können nicht halten, ohne sofort unterzutauchen im Schwarm der Verfolger. Die ganze Straße scheint erregt und feindselig. „Kuai, kuai!" treibe ich die Kulis an. Sie bellen auf und stoßen die Deichseln

noch rücksichtsloser in die Menge. Eine Sänfte vor uns kommt ins Schaukeln. Die Träger und unsere Kulis fahren sich gegenseitig an wie wilde Tiere.

„Ko lien wo! Ko lien wo!" heult und jammert es hinter uns drein. Ich halte vergeblich nach einem Haus Ausschau, in dem man Wasser zum Waschen bekommen könnte. Da bleibt der Schwarm der Verfolger zurück, und ich lenke die Rikschas durch ein anderes Tor wieder zum Fluß.

Eine Treppe führt hier zum Wasser. Ein halbes Hundert Wasserträger trotten die breite, glitschignasse Treppe zum Strom hinunter, um ihre Eimer zu füllen. Die Halbmillionenstadt hat keine andere Wasserversorgung als den Fluß, und in die entlegensten Stadtteile wird von hier aus das Wasser getragen.

Ich bitte einen Kuli, seinen Eimer hinzustellen. Aber meine Kameradin eilt bis zum Flusse selbst hinunter, damit er die Berührung der Kranken abwasche. Sie taucht die Hände in die gelbe Flut und reibt, als wolle sie die Haut abschruppen. Erleichtert richtet sie sich wieder auf. Da taucht hoch oben auf der Treppe unter den Eimern, zwischen den Beinen der Wasserträger, der menschliche Frosch wieder auf, gellt auf vor Freude und beginnt die Treppe hinunterzuhüpfen. Hinter ihm drein ein kriechendes Lumpen- und Grauenbündel, die Leprakranke.

Ein Sampan treibt dicht an der Treppe vorbei; ich rufe ihn an. Mit einem Satz stehen wir auf dem unter dem Stoß heftig schaukelnden Verdeck des rasch stromab rudernden Bootes.

53. Chinadeutsche.

Hankau.

Die deutsche Kolonie in Hankau feiert. Am Kai liegt die „Saarland". Zwischen Dschunken und Sampans hebt sie sich wie ein Riese aus dem Wasser. Aber auch mit den Engländern, Amerikanern und Japanern, die vor und hinter ihr festgemacht haben, kann sie den Vergleich leicht aushalten.

Es ist eins der erstaunlichsten Dinge, wie rasch die Hamburg-Amerika Linie und der Norddeutsche Lloyd ihre alte Stellung in der Ostasienfahrt wieder erobert haben. Den Deutschen in Schanghai oder Kobe ist ein deutscher Dampfer längst wieder eine altgewohnte Erscheinung geworden. Aber Hankau, das ist etwas anderes. Hankau liegt im Innern Chinas, Hunderte von Kilometern yangtseaufwärts. Ist der Strom auch bis dorthin für Seeschiffe fahrbar, so ist die Fahrt bei dem wechselnden Wasserstand ein wenn auch nicht gefährliches, so doch immerhin langwieriges und kostspieliges Unternehmen, das sich nur bei entsprechender Fracht lohnt.

So ist die deutsche Flagge auf dem Yangtse noch selten und die Ankunft eines Hapag- oder Lloyddampfers eine Gelegenheit, die man feiern muß, besonders wenn wie diesmal die Hapag ein so großes, schönes Schiff schickt.

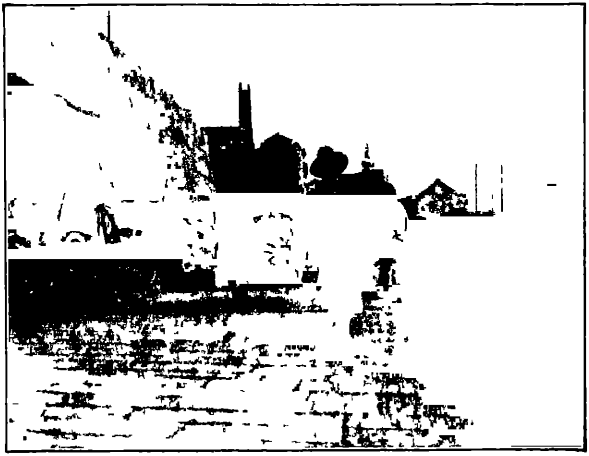
Die Hankauer Deutschen, die mit ihren englischen und amerikanischen Geschäftsfreunden über das elegante Promenadendeck spazieren — man hat untereinander in gewissen Grenzen den Verkehr wieder aufgenommen —, stecken das dem Schiff gezollte Lob wie ein persönliches

Verdienst ein und führen die andern in den Rauchsalon zu „german beer", wo das Gros der deutschen Kolonie augenscheinlich bereits die Verpflichtung fühlt, den Faßbiervorrat der „Saarland" zu erschöpfen.

Wenn dieser Vorrat nicht gar so groß gewesen wäre, würde es fast gelungen sein, in die Bestände von dem edlen Naß Bresche zu trinken, das im ganzen Osten so selten und von allen Nationalitäten so sehr geschätzt wird. „Have some more of that beer the next time", sagte der englische Seezollbeamte beim Von-Bord-Gehen.

Allerdings darf man dabei nicht vergessen, daß die deutsche Kolonie in Hankau bereits wieder einige hundert Köpfe zählt. Als mit Kriegsende die Alliierten die Deutschen aus ganz China vertrieben, glaubten sie den deutschen Handel in Ostasien endgültig vernichtet und ahnten nicht, daß die Vertriebenen in ganz kurzer Zeit vollzählig zurück sein würden. Ja, vollzählig. All die alten Chinadeutschen sind wieder da, Leute, die zehn, zwölf, sechzehn und mehr Jahre im Land sind. Und ein ganzes Rudel neuer ist dazugekommen.

Man hat sein altes Geschäft wieder aufgebaut. Aber freilich, die Zeiten sind schlecht. Man hört manche Klage, und selbst in der offiziellen Rede, bei dem feierlichen Diner auf der „Saarland", wird die kritische Geschäftslage sorgenvoll erwähnt. Zu viel Waren sind nach dem Krieg nach China geworfen worden. In manchen Artikeln sind die Preise binnen weniger Wochen auf die Hälfte gefallen. Für die Deutschen ist die Lage besonders schwierig. Sie sind in manchen Artikeln durch die geringere Leistungsfähigkeit und die hohen Preise der deutschen Industrie gehandikapt. In Schreibmaschinen und Fahrrädern



Am Kai

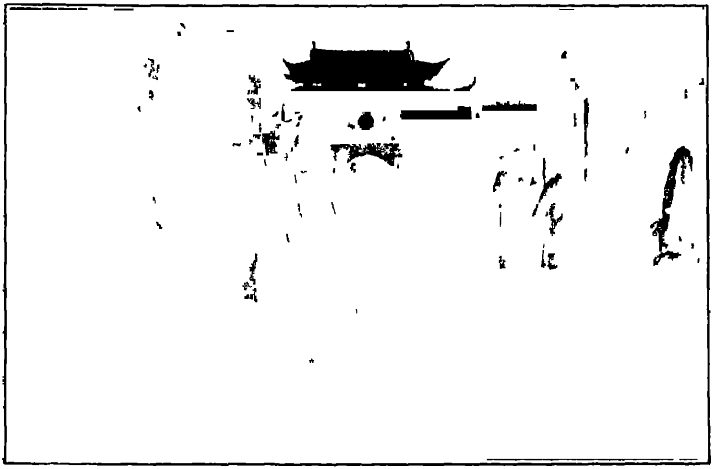


Am Flußufer.

Wutschang.



Panorama



Südtor

Wutschang.

beispielsweise sind Engländer und Amerikaner ganz unverhältnismäßig viel billiger. Es ist ein Wunder, daß unter diesen Verhältnissen noch derartige Absätze getätigt werden, wie sie nur durch gute Beziehungen und besonderes Geschick möglich sind. Allein das geht natürlich nicht mehr lange, und man hört von den deutschen Ostasiaten sehr kräftige Worte über ihre Lieferanten und die offene Drohung, amerikanische und englische Waren zu beziehen, wenn die deutsche Industrie ihre Preise und Lieferungsbedingungen nicht ändert. In anderen Dingen sieht es glücklicherweise besser aus, in Farben beherrschen die deutschen Fabriken noch immer restlos den Markt gegen eine im Lauf des Krieges sehr erheblich gewordene internationale Konkurrenz.

Der rasche Wiederaufbau des deutschen Geschäftes in China ist um so bemerkenswerter, als Deutschland durch den Krieg alle Rechte verlor und seine Staatsangehörigen gegenüber allen anderen Nationalitäten im Nachteil sind. Die anderen fremden Mächte haben noch ihre Konzessionen, ihre Niederlassungen, in denen sie ihr eigener Herr sind. Engländer, Franzosen, Italiener, auch Japaner sind in China heute noch immer exterritorial, stehen nicht unter chinesischem Recht und nicht unter chinesischer Gerichtsbarkeit. Der Deutsche dagegen steht auf einer Stufe mit dem Chinesen und muß vor chinesischem Gericht sein Recht vertreten. Die Ansichten über die Wirkungen dieser Verhältnisse weichen stark voneinander ab. Es mag sein, daß es im Einzelfall für den Deutschen unmöglich ist, vor dem chinesischen Gericht Recht zu bekommen. Aber im ganzen hat der Verlust der Exterritorialität den Deutschen auch große Sympathien gewonnen, in gewissem Sinn sind

sie damit den übrigen Mächten voraus: denn die europäischen Vorrechte in China werden sich nicht mehr lange aufrechterhalten lassen, und je eher man sich ohne sie abfindet, desto besser.

Es sind immer dieselben Fragen und Probleme, die zwischen dem „Prost" und den Foxtrottklängen erörtert werden. Unter den Stewards, die immer wieder frisches Bier anschleppen, ist ein ehemaliger österreichischer Offizier, und ich weiß von anderen Schiffen, auf denen deutsche Rechtsanwälte und Künstler froh waren, in der gleichen Stellung unterzuschlüpfen. Dagegen sitzen unter den Männern hinter den Biergläsern auch manche, denen nur ein glücklicher, und gänzlich unverdienter Zufall das Vermögen in den Schoß warf, das ihnen heute Rang und Ansehen gibt.

Und trotzdem klingt auch aus den Worten derer, die zu Stellung und Reichtum gekommen, ein schweres Heimweh durch, wenn sie es auch nie zugeben werden.

Die Sommernacht liegt unertraglich schwül über Fluß und Stadt. Vor den frühen Morgenstunden ist kein Gedanke daran, in dem noch stickig heißen Zimmer Ruhe zu finden. Draußen aber schwärmen Myriaden von Moskitos, die aus den Sümpfen um den Fluß aufsteigen. Aber nicht das ist es, was Auslandsdasein so schwer macht, sondern das Losgelöstsein von seinem Heimatboden, das Atmenmüssen in einer Atmosphäre, für die man nicht geboren ist. Man merkt es allen diesen Hankaudeutschen an der Art an, wie sie von Bord gehen, mit jedem Schritt verweilend, wie sie am Ufer stehen und noch winken, als das deutsche Schiff schon weithin den breiten Strom hinuntergefahren ist.

54. Das alte und das neue „Gesicht".

Schanghai.

Das Gedränge des Tages war in der abenddunkeln Straße schon abgeflaut, nur die Korbflechter und Möbeltischler waren in ihren offenen Werkstätten noch an der Arbeit und sahen kaum auf, als die lauten Gongschläge die Straße erschütterten und aus der Seitengasse Lampionträger einbogen, deren leuchtende, große Kugeln rote Wunden in die Nacht bissen.

Hinter den Lampionträgern und Gongschlägern aber kam etwas wie ein glühender Blumenstrauß, eine mit künstlichen Blüten geschmückte Sänfte, die durch elektrische Birnen von innen erleuchtet war.

„Ko-lim-gun" sagte, auf die Brautsänfte deutend, der alte Korbflechter, mit dem ich gerade wegen Ankaufs einiger Liegestühle verhandelte. Ich nahm an, daß es wohl ein Mädchen dieses Namens aus der Nachbarschaft sein müsse, das da in der flammenden Blumensänfte — in der es, nebenbei gesagt, eng und unerträglich heiß sein mußte — aus der Obrigkeit seiner Eltern in die des Ehemannes getragen wurde. Dreifacher Gehorsam macht nach Konfuzius das Leben der Frau aus. Zuerst hat sie den Eltern zu folgen, dann dem Ehemann, und wenn dieser gestorben, dem erwachsenen Sohn.

Wenn die Sänfte mit der Braut in feierlichem Umzug im Haus der Familie des Mannes angekommen ist, verschwindet die junge Frau auf immer in den Frauengemächern der neuen Familie, Sklavin nicht nur des Mannes, sondern vor allem auch der Schwiegermutter

19*

und der Frauen der schon verheirateten älteren Schwäger. So erwartete es der alte Korbflechter auch von der Nachbarstochter Ko-lim-gun. Aber ich glaube, er irrte sich: denn als ich, weiter durch die Straßen schlendernd, um eine Ecke biege, steht ihre Sänfte am Straßenrain, und Lampionträger wie Gongschläger sind eifrig dabei, die elektrische Batterie der Sänfte auszubessern. Gerade leuchteten die Glühbirnen wieder auf, und der feierliche Zug setzte sich wieder in Bewegung, als ich dazukam. An der Art, wie die Sänfte beim Hochnehmen schräg gelegt wurde, sah ich, daß sie leer war.

Augenscheinlich war Ko-lim-gun, die vielleicht eine europäische Erziehung genossen hatte, bereits zu modern, um sich in eine Sänfte sperren zu lassen. Aber andererseits hatten die Eltern der Braut wohl nicht gewagt, auf die alte Zeremonie zu verzichten, aus Angst, sonst „ihr Gesicht" zu verlieren, und so verfiel man auf den Ausweg, die leere Sänfte durch die Straßen zu schicken. Das „Gesicht" des Chinesen ist eine ganz eigene Sache, es ist nicht nur die persönliche Einschätzung seiner selbst, sondern vielmehr das Ansehen und die Stellung, die er bei den andern genießt. Man zeigt seiner Umgebung ein bestimmtes Gesicht, dem dann alle persönlichen Handlungen wie auch die Behandlung durch die andern zu entsprechen haben. Irgendwelche Beleidigung oder Herabsetzung durch einen andern hat ebenso den Verlust des Gesichtes zur Folge, wie eine von ihm selbst begangene minderwertige Handlung.

In diesem Gesicht liegt der Schlüssel zur chinesischen Ethik. Die Frage ist nur, wie sich unter den heutigen Verhältnissen das Gesicht einzustellen hat. Hätte vor zehn

Jahren noch die Frau aus dem Haus auf Arbeit zu gehen gewagt, so hätte nicht nur sie, sondern die ganze Großfamilie, der sie angehört, das Gesicht verloren. Hätte ein Mann gewagt, anders als auf dem üblichen Weg zu heiraten, so wäre die Schmach des Gesichtsverlustes ebenfalls auf seine ganze Sippe gefallen. Der alte Brauch verlangte eben, daß die beiderseitigen Eltern die Heirat vereinbarten, daß die Braut am Hochzeitstag mit Gewalt aus dem Haus der Eltern herausgerissen und in eine enge Sänfte gesperrt wurde, die sie, die fremde Frau, dem fremden Manne zutrug.

An einem der nächsten Tage lernte ich Ko-lim-gun persönlich kennen; das heißt, ob es gerade sie war, weiß ich nicht. Aber es war eine junge Frau, die erst vor wenigen Tagen geheiratet hatte. Sie stand hinter einer Spinnmaschine — in blauseidener Jacke und Hose und mit gestickten Pantoffeln —, und sie benahm sich genau so frei und ungezwungen unter Arbeitskollegen und Kolleginnen wie eine Europäerin.

Das alte Familiensystem und die überlieferten Ideen, die auf dessen Prinzip beruhten, waren lange genug eine starke Mauer, gegen die der Sturmbock der westlichen Industrie vergeblich anrannte. Daß sie nicht mit einem einzigen Stoß Bresche schlug, sondern nur allmählich die alte Ethik ins Wanken brachte, war für China ein Glück. Heute ist die Lage die, daß sich das Alte und Neue — nicht im Innern, aber an dem bereits europäisierten Rand, als gleichstarke Faktoren gegenüberstehen. Und das „Gesicht" des Chinesen beginnt sich langsam und allmählich den Anforderungen der Industrie gemäß zu wandeln. Heute verliert die Sippe nicht mehr ihr Gesicht, wenn

eine ihrer Frauen in die Fabrik geht, sie verliert es aber, wenn die Frau aus irgendeinem Grund aus der Fabrik entlassen wird, ebenso wie sich die ganze Großfamilie gewissermaßen für die Ehrlichkeit ihrer Mitglieder haftbar fühlt. Tatsächlich sind Fälle nicht selten, in denen die Sippe Ersatz für gestohlenes Gut leistete und den Schuldigen härter und unerbittlicher nach dem Familiengesetz strafte, als es das Gericht getan hätte.

Andererseits bedeutet die Sippe für den Arbeiter im Streikfall einen Rückhalt. Legt die Arbeiterschaft die Arbeit nieder, so kann der Arbeitgeber lange auf ihre Rückkehr warten. Sie geht in den Schoß der Familie zurück, und die Tausende und Tausende von Sippen vereint, können auch eine starke, kapitalkräftige Industrie zum Nachgeben zwingen. Der große Seemannsstreik in Hongkong war eine Warnung. Ein Sympathiestreik der gesamten Arbeiterschaft rief sogar die Boys aus den Küchen der Fremden, übrigens ein nicht zu verachtendes Mittel, wenn es einmal darauf ankommen sollte, den Fremden das Leben in China unerträglich zu machen.

In den Sälen der großen Seidenspinnerei, durch die mich der Direktor führt, herrscht eine erdrückende Hitze. Die Fenster dürfen nicht geöffnet werden, weil die Güte der Seidenkokons unter frischem Luftzug leiden würde. Haar und Kleider der Mädchen sind naß von Schweiß. Trotzdem sind manche mit farbenprächtiger Koketterie gekleidet, und einzelne Frisuren stellen den Höhepunkt des Raffinements dar. Die verheirateten Frauen beschränken sich jedoch in der Regel auch heute noch auf schwarz und blau und auf das glatt nach hinten gescheitelte Haar.

„Unter den Arbeiterinnen sind sehr viele Verheiratete.

Sie zahlen dem Kontraktor am meisten", meinte mein Führer, unter Hinweis auf den Anteil am Verdienst, den sich der Kontraktor für Verschaffung des Arbeitsplatzes verschreiben läßt. Ko-lim-gun, die junge Frau, ist also durchaus keine Ausnahme, sei es nun, daß sie als junges Mädchen schon in der Fabrik tätig war und mit ihrer Verdienstmöglichkeit ihre Heiratschance steigerte, oder daß sie erst als verheiratete Frau die Fabrikarbeit aufnahm, um zum Familienunterhalt beizusteuern. Die Sorge, daß der Ehegatte dadurch an Gesicht verlöre, ist hinfällig geworden; im Gegenteil, ich habe von Ehemännern erzählen hören, die sich eine Konkubine nahmen, bloß weil diese Fabrikarbeiterin war. Es bleibt offen, ob ihr Verdienst ausschlaggebend dabei war, oder ob sich das Gesicht eines gewinnsüchtigen Chinesen so wandeln kann, daß es gewinnt, wenn er eine in der Fabrik gutverdienende Arbeiterin heiratet. Die alte Moral ist arg ins Wanken gekommen. Aber eine neue, den Anforderungen des modernen Lebens angepaßte, ist bereits überall bemerkbar.

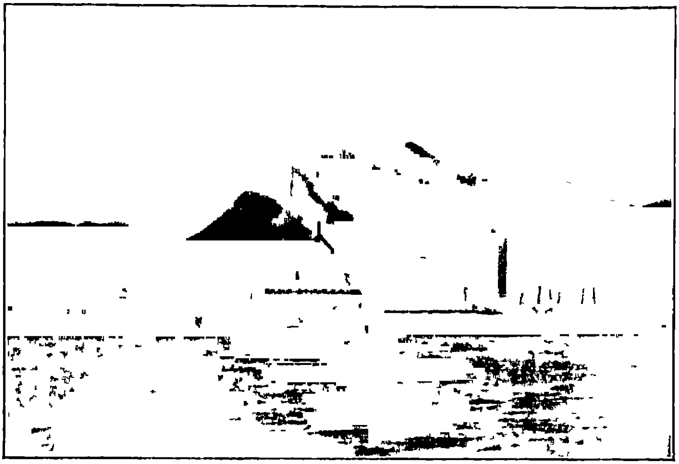
Die Industrie löst in dem von den Fremden infizierten Rand die Frau mehr und mehr aus ihren alten Bindungen. Im Theater, auf Reisen, bei Diners, nicht zuletzt im Kino, ist die Frau neuerdings immer dabei. Eine vornehme Chinesin in blauseidenen Hosen, die sich im eleganten Automobil von ihrem Chauffeur spazierenfahren läßt, ist in den Hafenstädten keine seltene Erscheinung mehr, sicher bereits alltäglicher als der abgeschlossene Tragstuhl der alten Schule.

55. „Squeeze."

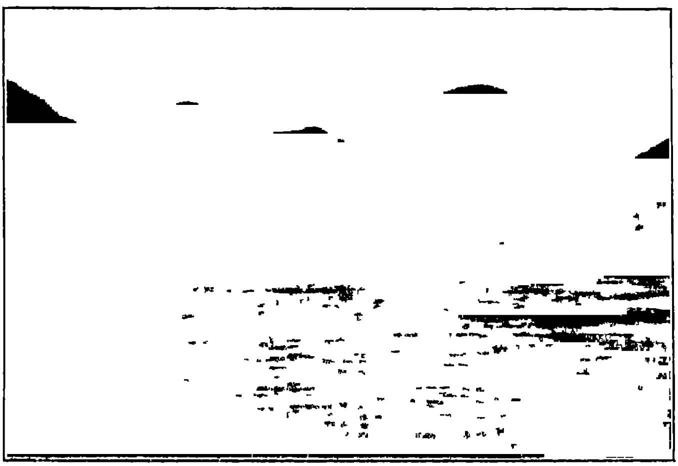
Schanghai.

Ab und zu stößt man in China auf Dinge, die einen aufmerken und im tiefsten erschrecken lassen: Ein alter Kuli müht sich, einen schweren Lastschubkarren über eine Bordschwelle zu bringen. Er keucht und stöhnt. Der Schweiß rinnt ihm in Bächen herunter. Immer wieder setzt er an, und immer wieder versagt seine Kraft. Es ist in einer belebten Straße. Eine Menge junger Burschen und kräftiger Männer hockt vor den Häusern. Sie sehen den Alten sich mühen, aber keiner regt die Hand, ihm zu helfen. Dem Alten kommt auch gar nicht der Gedanke, einen der Umstehenden darum zu bitten. Die Antwort könnte nur maßlose Verwunderung und blutiger Hohn über solche Zumutung sein.

Dem Chinesen scheint auch nur der Begriff des Mitgefühls für andere Menschen zu fehlen. Es gibt nichts, was den Europäer, — wenigstens solange er noch nicht abgestumpft und „chinesiert" ist — mehr im Innersten aufregt und empört, als die Gesichter der Rikscha- oder Sänftenkulis mit denen der in ihren Gefährten sitzenden Chinesen zu vergleichen. An steilen Stellen, besonders wenn schon ein Tag harter Arbeit hinter ihnen liegt, sieht man mitunter Gesichter nacktester Verzweiflung, in denen jeder Muskel verzerrt und verkrampft ist in dem Gedanken, die ungeheure Anstrengung noch zu schaffen. Die Insassen der Rikschas und Sänften aber sitzen — einerlei, ob es ein Kaufmann in schwerer Seide oder ein Hotel- oder Hausboy ist — so faul und so lässig wie möglich.

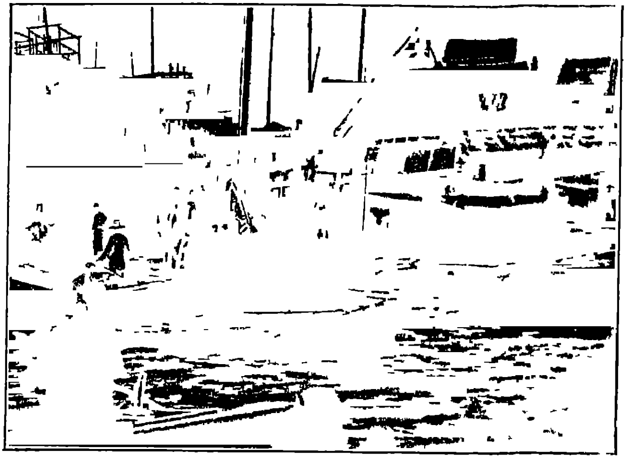


Eisenwerke am Yangtse

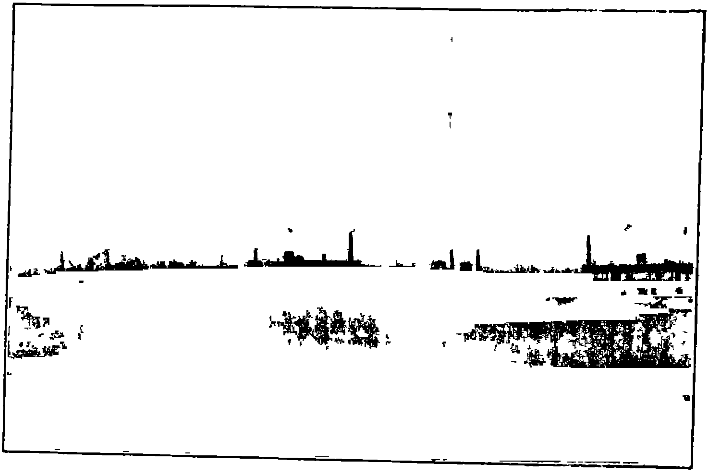


Erzgruben in Wongschihkong.

Das industrielle China.



Dschunkenhafen von Hankau



Fabrikanlagen vor Huangpu

Das alte und das neue China.

Die Gesichter scheinen trotz aller Unbewegtheit mit wahrer Wollust jeden Seufzer und jedes qualvolle Stöhnen der sich in den Deichseln Abmühenden zu trinken.

Ich sah schlimmere Dinge, sah einen armen Teufel, der unter die Räder der Bahn gekommen war und nun dalag mit abgefahrenen Beinen. Er hatte einen Karren mit Mehlsäcken gezogen, und sein rinnendes Blut bildete mit dem ausgelaufenen Mehl einen grauenhaften Teig. Von all den Herumstehenden dachte keiner daran zu helfen. „Hilf dir selbst oder verreck!" scheint die allgemein gültige Parole, die nur dadurch gemildert wird, daß nicht der einzelne, sondern die Familie und Sippe für sich steht.

Man ist als Abendländer nach dem Weltkrieg an der eigenen Kultur skeptisch geworden. Die Durchdrungenheit von dem einzigartigen überlegenen Wert der westlichen Zivilisation war so groß, daß die jetzt eingetretene Reaktion nur allzu begreiflich ist. Aber sie begünstigt eine gewisse „Abendland-Untergangs-" und „Nach-uns-die-Sintflut-Stimmung", die einen die morgenländische Kultur überschätzen läßt. Da tut es gut, man stößt ab und zu auf Dinge, die einem nicht nur Wert und Bedeutung der Aktivität und Energie des Abendlandes, sondern auch die Höhe seiner Ethik und Moral vor Augen führen.

Gefühllosigkeit und Grausamkeit ist ja nicht das einzige, was einem am Chinesen erschreckend aufstößt. Da ist unter anderm auch das „Squeeze". Mit diesem ist es ein eigenes Ding. Der Chinese ist, oder war wenigstens, der ehrlichste Kaufmann der Welt. Er hielt einen eingegangenen Vertrag, ohne daß er schriftlich niedergelegt war, und wenn er darüber Bankrott machte, ja nicht nur er, sondern die ganze Familie darüber zugrunde ging. Ich

kenne einen Fall, in dem ein chinesischer Kaufmann B
krott machte und die Forderung einer Hamburger Fi
nicht begleichen konnte. Nach zwanzig Jahren, als
Firma diese Forderung längst in den Rauchfang
schrieben hatte und überhaupt nur noch ein alter P
kurist sich dunkel daran erinnerte, kam der geschul
Betrag samt Zinsen von einem Schreiben des chinesis
Kaufmanns begleitet, daß er jetzt wieder zu Geld
kommen hiermit seine Schuld abtrage.

Mit dieser für westliche Begriffe fast zu weit gehen
kaufmännischen Ehrlichkeit, die allerdings mit der „V
westlichung" des kaufmännischen und industriellen Leb
immer mehr außer Übung kommt, scheint der Begriff
„Squeeze" kaum vereinbar. Es bleibt nichts ande
übrig, als sich immer wieder daran zu erinnern, daß Ch
eben eine ganz andere Welt ist, mit ganz anderen Mo
begriffen, ethischen Vorstellungen und sozialen E
richtungen.

„Squeeze" ist die Provision, die jemand bei ein
Geschäft bekommt, beziehungsweise der Gewinn, den er
selbst einkalkuliert. Der Hausboy, der der europäisc
Hausfrau den doppelten Betrag für die täglich
gekauften Lebensmittel anrechnet, „squeezet" — übrig
ein so fest eingewurzelter, gleichsam geheiligter Bra
daß nichts dagegen zu machen ist. Selbst einzukauf
würde nichts nutzen, da dann die Ware noch teuerer
stehen käme; denn der Chinese verlangt vom Europ
grundsätzlich ein Vielfaches des vom Einheimischen ge
derten Preises. Mit diesem Squeeze ist es jedoch n
nicht zu Ende. Auch jeder Lieferant, bei dem der B
einkauft, muß ihm Provision zahlen, ja überhaupt je

der irgend etwas ins Haus liefert. Ich wollte in Tientsin verschiedene Einkäufe in das Haus meines Freundes, bei dem ich wohnte, schicken lassen, allein der Verkäufer bat mich, sie doch gleich selbst mitzunehmen, da er sonst den Hausboy squeezen müßte. Diese Vorsicht nützt jedoch nichts, wenn der Boy herausbekommt, woher die Sachen stammen. Dann holt er sich seine Provision.

Dieses System geht so weit, daß kein Lieferant und kein Handwerker ins Haus kommt, der dem ersten Boy nicht genehm ist. Bekannte von mir wollten zu einem andern Schuster übergehen. Sie konnten ihn nicht ins Haus bekommen. Freunde, für die er arbeitete, bestellten ihn zu sich, damit er dort Maß nehmen könnte. Trotzdem weigerte er sich erst, die Arbeit zu übernehmen.

Squeeze sind aber auch die Zehntausende und Hunderttausende von Taels, die der Beamte bezieht, wenn er einer ausländischen Firma einen Regierungsauftrag gibt. Squeeze zahlt der Provinzialgouverneur für seinen Posten, aber auch der armselig entlohnte Arbeiter für seinen Platz am Spinnstuhl, der Hauskuli dem Hausboy, und so geht es weiter.

Es ist ein engmaschiges Netz von Provision, Bestechung und Korruption, das jedoch augenscheinlich nicht als solches empfunden wird. Auf diesem System des Squeezens wie dem mangelnden Gemeinschaftsgefühl des Chinesen außerhalb seiner Sippe und Familie gründet sich bei den meisten Ausländern der Zweifel an der Möglichkeit, daß China sich jemals gegenüber dem Abendland so weit einte, daß es das Joch des Westens abschütteln und daß jemals eine wirklich gefährliche rein chinesische Industrie aufkommen könnte. Man rechnet damit, daß in jedem

chinesischen Betriebe allzusehr gesqueezet und für die eigene Tasche gearbeitet wird, als daß irgendein Unternehmen auf die Dauer hochkommen könnte.

Es bleibt abzuwarten, ob sich das eine oder andere nicht als gefährlicher Trugschluß herausstellen wird. China ist unergründbar und unberechenbar. Es entzieht sich jeder europäischen Kontrolle, in welcher Weise sich heute das chinesische Volk innerlich umbildet. Gerade die Tyrannis des Squeezesystems, der sich kein Chinese entziehen kann — ein Chinese, der Squeezezahlungen verweigern wollte, stände sogleich außerhalb jeder wirtschaftlichen Existenzmöglichkeiten —, deutet darauf hin, wie bedingungslos sich ein Chinese einer allgemein gültigen Idee beugt.

Ein Pekinger Diplomat meinte einmal mir gegenüber: „Von Rechts wegen müßte China seit tausend Jahren tot sein. Die gleichzeitigen und späteren ägyptischen, assyrischen und babylonischen Kulturen sind längst zugrunde gegangen, die chinesische hat sich in der Hauptsache unverändert erhalten.“ China hat alle Stürme der Völkerwanderungen überstanden, hat alle Fremdkörper: Mongolen, Araber und Juden restlos in sich aufgenommen und verarbeitet. Vielleicht wird doch einmal das Wort des Überseekaufmanns Wahrheit, der seit vierzig Jahren in China sitzt, und der auf meine Frage nach der voraussichtlichen Entwicklung die resigniert-ingrimmige Antwort gab: „In hundert Jahren sind wir chinesisch.“

56. Die dritte pazifische Macht.

Hongkong.

Ich weiß, ich wiederhole mich. Allein ich kann es nicht ändern. Es ist der eine starke Eindruck, der alles übrige verdrängt.

Mit dem chinesischen Rikschakuli fängt es an. Er arbeitet wie ein Pferd und lebt wie ein Hund. Barhäuptig in glühender Sonne trabt er stundenlang ohne zu ermüden, schläft nachts auf einer Schwelle und lebt von einem Minimum an Nahrung, unempfindlich gegen Hitze wie Kälte. Dabei ist er von einer verblüffenden Intelligenz und Anstelligkeit. Er ahnt die Wünsche und Befehle des fremden Herrn, der ihn wie ein Tier durch Zuruf lenkt, und schnappt behende Brocken von dessen Sprache auf. Er sieht einmal, wie ich meinen Apparat aufstelle, geht beim zweiten Male verblüffend geschickt an die Hand und kann es beim dritten Mal allein.

So ist das ganze Volk, der Bauer, der Industriearbeiter, das Mädchen aus der Fabrik, die Heimarbeiterin: unglaublich fleißig, unglaublich bedürfnislos, unglaublich geschickt, und dabei für einen Lohn arbeitend, der für deutsche Begriffe ein Hohn und eine Lächerlichkeit ist. In modernen Fabriken fängt die ungelernte Arbeiterin mit 20 Pfennig den Tag an, in chinesischen Betrieben im Innern erhält sie Pfennige und Bruchteile von Pfennigen für sechzehnstündige Arbeit.

Man fragt sich erschrocken, was soll aus Europa werden, wenn dieses Volk, das noch dazu über die reichsten Rohstofflager der Erde verfügt, einmal anfängt, sich in

großem Maßstab zu industrialisieren und für die Ausfuhr zu arbeiten. Dann ist die Industrie Europas, Japans und der Vereinigten Staaten erledigt.

Der weiße Mann, der als Kaufmann oder Unternehmer nach China kommt, stellt allerdings in den seltensten Fällen diese Überlegung an. Er setzt sich in die Rikscha, und der Kuli zieht ihn. Er stellt die Arbeiter an die von ihm eingeführten Maschinen und läßt sie für einen Schandlohn für sich arbeiten. Das ist die gottgewollte Ordnung, und wenn es einmal nicht klappt und Schwierigkeiten gibt, dann müssen eben die Kriegsschiffe kommen und Truppen landen, damit man sich wieder die nötige Achtung verschafft. Das ist die landläufige Ansicht, oder war sie wenigstens bis zum Krieg, den man leider Gottes auf Ostasien hat übergreifen lassen und der hier dem Ansehen der Weißen so unglaublich Abbruch getan hat.

Immerhin, wenn man in einem der großen Häfen landet, in Schanghai oder Tientsin, so bekommt man auch heute noch zunächst einen überwältigenden Eindruck von der Macht der Fremden und nur einen sehr mäßigen von der Bedeutung der Chinesen. Die ersteren haben große Niederlassungen mit Bankpalästen, Wolkenkratzern und eleganten Straßen. Sie haben ihre eigene Polizei. Ihre Truppen marschieren mit klingendem Spiel über die Straßen, und schon die Zollbeamten, die das einlaufende Schiff abfertigten, waren nicht etwa Chinesen, sondern Engländer, Franzosen oder Japaner. Hinter der prächtigen Fassade der Fremdenniederlassungen ist dann die Chinesenstadt, ein Gewirr enger schmutziger Straßen, in das man nie kommt, es sei denn gelegentlich aus Neugier

oder um Kuriositäten zu kaufen. Sonst scheint sie nur dazu da, den Kuli zu beherbergen, den man als Zug-, Last- und Arbeitstier braucht.

In den Kontoren der fremden Firmen findet man allerdings auch Chinesen. Es sind dies die Compradore und Schroffs. Neben der eindrucksvollen Erscheinung des europäischen Chefs und seiner nicht weniger von sich durchdrungenen Angestellten wirken diese bescheidenen, höflich lächelnden Chinesen jedoch so unbedeutend, daß sie wirklich nicht mehr zu sein scheinen, als wofür sie ausgegeben werden, eben als Dolmetscher und Vermittler für den Verkehr mit den chinesischen Kunden.

In Wirklichkeit ist jedoch das Verhältnis zwischen Chef und Comprador gerade umgekehrt. Diese Umkehrung von Schein und Wirklichkeit findet sich nicht nur hier, sondern ist überhaupt für die tatsächliche Stellung der Weißen in China charakteristisch.

Der Comprador ist dem Namen nach ein für bescheidene Vermittlungsgebühr arbeitender Vertreter der europäischen oder amerikanischen Firma. Oft genug, um nicht zu sagen in der Regel, ist die europäische Firma jedoch restlos von ihren Compradoren abhängig. Keine ausländische Firma — von verschwindenden Ausnahmen abgesehen — verfügt über die Sprach- und Landeskenntnisse, um irgendein Geschäft ohne die Hilfe ihres Compradors abzuschließen. Dieser führt seiner Firma die Käufer zu wie die Lieferanten. Er bestimmt den Preis, den man fordert, wie den, den man erzielt. Er bürgt für die Kreditfähigkeit des Kunden, wie diesem gegenüber für die Firma, die er vertritt. Da er bei Abschluß eines Geschäftes von beiden Teilen Provision bezieht, hat er es

ganz in der Hand, wieviel er seine europäische Firma verdienen lassen will.

Stets betreibt der Comprador daneben noch seine eigenen Geschäfte. Oft genug sind diese bescheidenen, sich zurückhaltenden Männer wesentlich vermögender als ihre großartig auftretenden „Chefs". Der Fall ist gar nicht so selten, daß eine Firma, die vor dem Konkurs steht, von ihrem Comprador neues Betriebskapital vorgeschossen bekommt. Diese Stellung in dem fremden Kaufhaus gibt ihm — von der Möglichkeit lohnender Nebengeschäfte ganz abgesehen — „Gesicht", und dieses würde er verlieren, wenn seine Firma Konkurs machte.

Unter diesen Verhältnissen ist der europäische Kaufmann viel eher der Vertreter des Compradors als umgekehrt. Es fehlt diesem nur ein wenig Kenntnis des europäischen Marktes, um die Firma, die er vertritt, ganz auszuschalten. Jedenfalls kann der Comprador viel eher seine Firma als diese ihn entbehren. Wenn die Chinesen einmal die Europäer los sein wollen, so brauchen sie nichts anderes zu tun, als aus sämtlichen fremden Firmen die Compradore zurückzurufen. Damit wäre der gesamte fremde Handel in China mit einem Schlag erledigt.

Dieser Fall wird nun allerdings kaum eintreten, es sei denn, es erhebt sich eine heute nicht voraussehbare heftige nationale Strömung, die keinem Chinesen das Verbleiben in fremden Diensten erlaubt. Dagegen ist die langsame, aber sichere Zurückdrängung des Weißen als Unternehmer und Leiter eine unvermeidliche Entwicklungserscheinung. Die industriellen Unternehmungen in China arbeiten mit chinesischen Arbeitern, chinesischen Verkäufern

und chinesischen Ingenieuren. Es ist gar kein Grund, warum nicht auch die oberste Leitung chinesisch sein soll, zumal die Chinesen Kaufleute sind, mit denen es kein anderes Volk aufnimmt.

Die überwiegende Mehrheit der industriellen Betriebe in China befindet sich heute bereits in chinesischen Händen. Das Beispiel der Baumwolle sollte den europäischen Importeuren die Augen öffnen. Wie lange ist es her, daß China überhaupt noch keine Baumwolle kannte! Aber auf die Zeit der Einfuhr von Baumwollstoffen folgte die der Einfuhr von Spinnstühlen und Webmaschinen, und heute folgt China nach den Vereinigten Staaten und Indien als drittgrößter Baumwollproduzent. Es wird nicht allzu lange dauern, bis die chinesische Textilindustrie der europäischen und amerikanischen auf ihrem eigensten Absatzgebiet Konkurrenz machen wird. Der Chinese ist ein sehr geschickter Herren- und Damenschneider. Er macht binnen vierundzwanzig Stunden um den fünften bis zehnten Teil des in Europa üblichen Preises einen tadellos sitzenden Anzug. Sobald die Chinesen erst einmal die Bedürfnisse und Moden des europäischen Marktes kennen, sind sie die Konfektionäre der Welt.

Glücklicherweise für Europa wie vielleicht auch für China selber stehen einer derart raschen Industrialisierung jedoch eine ganze Reihe von Momenten hemmend gegenüber, von dem bereits gestreiften Squeezesystem abgesehen, vor allem die unglaublich konservative Gesinnung der Chinesen und die noch in weiten Teilen des Volkes wurzelnde Abneigung gegen alle westlichen Dinge. Andrerseits bedeutet die Industrialisierung und Modernisierung eines so gewaltigen Reiches wie China zunächst große

Absatzmöglichkeiten für die europäische wie amerikanische Maschinenindustrie, und es ist immerhin eine Entwicklung denkbar, die China fördert, ohne Europa zu ruinieren. Voraussetzung ist allerdings, daß die Großmächte sich abgewöhnen, in China ein auszubeutendes Kolonialland zu sehen, sondern es jetzt schon als das zu achten, was es in Kürze sein wird: die neu aufsteigende dritte pazifische Weltmacht.

57. Chinas Weg aus den Wirren.

Singapore.

Es gibt keine chinesische Republik; denn was diesen Namen führt, ist heute nichts als ein geographischer Begriff. Mit verwirrender Vielfältigkeit drängt sich dem Fremden dieser Eindruck auf. Er findet einen Reichspräsidenten, der, an seiner wirklichen Macht gemessen, bestenfalls den Titel eines Bürgermeisters von Peking verdient, ein Parlament von den Befugnissen etwa des Frankfurter Parlamentes seligen Angedenkens. Das in Peking umlaufende Geld kann man vielleicht noch in Tientsin verwenden, aber gewiß schon nicht mehr in Schanghai und Hankau oder selbst Tsingtau. Bei einer mehrstündigen Bahnfahrt wechselt Militär und Polizei, und eine Zoll- und Paßkontrolle folgt der andern. Das heutige China ist gespalten, aufgeteilt, uneins wie nur das Deutschland zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges oder Rußland nach dem Sturze Kerenskis.

Auch zur Zeit der Mandschukaiser war das Reich der Mitte kein geschlossener Nationalstaat. Von den volks-

fremden Außenprovinzen· Mandschurei, Mongolei, Tibet und Turkestan ganz abgesehen, die nie völlig assimiliert wurden, war auch das eigentliche China keineswegs ein einheitliches Ganze. Schon die klimatischen Unterschiede bedingen es, daß der Nordchinese dem Bewohner Jünans oder Kwang-tungs mit seinem subtropischen Klima fremd gegenübersteht, zu schweigen von den grundlegenden Verschiedenheiten der chinesischen Dialekte, welche die Erlernung des Chinesischen zu einer solch hoffnungslosen Angelegenheit machen. So scheint die von vielen Ausländern in China vertretene Ansicht durchaus ihre Berechtigung zu haben, daß China nunmehr, wo die zusammenhaltende Zentralgewalt der Mandschudynastie beseitigt ist, hoffnungslos in seine verschiedenen Bestandteile auseinanderfallen müsse.

Tatsächlich besteht das Reich der Mitte heute bereits aus einer Unzahl größerer und kleinerer staatlicher Gebilde: Republik, Diktatur und Autokratie, die eifersüchtig über ihre Selbständigkeit wachen und sich gegenseitig befehden. Die verwirrende Unübersichtlichkeit der politischen Verhältnisse in China wird noch dadurch erhöht, daß die nominellen Machthaber nicht immer die tatsächlichen sind. Das offizielle Oberhaupt ist oft genug ein Zivilgouverneur, während die tatsächliche Macht in den Händen des Militärgouverneurs oder eines Generals oder auch Räuberhauptmanns liegt, wobei die Grenzen zwischen diesen drei Bezeichnungen fließend sind.

Dazu kommt die Vielheit der Parteien, die überstaatlich sich über alle, zu eigenen Staatskörpern sich entwickelnden Provinzen erstrecken, und die im Parlament eine Plattform haben, die zwar ohne jede tatsächliche

20*

Macht ist, aber doch einen gewissen moralischen Einfluß sichert. Die Parteien sind die Kanäle, durch welche die fremden Großmächte ihre Interessen zu vertreten suchen. Es gibt eine japanische Partei wie es eine russische gibt, und die Vereinigten Staaten haben nicht weniger ihre Gefolgsleute und Mittelsmänner wie Großbritannien, wenn vielleicht auch der ganze Unterschied zwischen den sich auf eine fremde Macht stützenden Parteien und der offen fremdfeindlichen nur der ist, daß die einen die Fremden gleich aus dem Lande jagen, und die andern sie erst ihren Zwecken dienstbar machen wollen, ehe sie ihnen den Laufpaß geben.

Ein chinesischer Kaufmann hier in Hinterindien machte hierüber eine klassische Bemerkung: Er meinte, am besten wäre es, China engagierte die Amerikaner und bezahlte sie dafür, um in China Ordnung zu schaffen und es zu verwestlichen. Sobald dies geschehen sei, könnten die Chinesen die Verwaltung wieder übernehmen und die Amerikaner entlassen. Er wies dabei auf die Philippinen als Beispiel und vertrat die verblüffende Ansicht, daß hier die Amerikaner auch nichts anderes wären als bezahlte Funktionäre der Philippinos, die sie demnächst nicht mehr brauchen würden. Wenn nichts anderes, so verrät diese Bemerkung zum mindesten die Arroganz der Gelben und ihre tiefe Einschätzung des weißen Mannes.

Immerhin sind die Ausführungen dieses Indochinesen keineswegs so grotesk, wie sie anmuten, und ein Kern von Wahrheit und Wahrscheinlichkeit steckt in ihnen. Die Amerikaner sind für die chinesische Revolution verantwortlich. Nicht als ob sie nicht auch ohne ihre Mitwirkung ausgebrochen wäre. Die Zeit der Mandschus

war vorüber, aber der Umsturz wäre doch nicht in dieser Form und nicht so rasch gekommen, so daß das ostasiatische Problem nicht auf ein noch unter den Folgen des Weltkrieges leidendes Europa hereingebrochen wäre.

Allein das konnte den Vereinigten Staaten nur recht sein, die in China ihr natürliches, ihnen gebührendes Absatzgebiet sehen. Da sich die amerikanische Industrie immer mehr zur Exportindustrie entwickelt, liegt es nur in der Linie amerikanischer großzügiger geschäftlicher Intuition, sich dieses bedeutendste Absatzgebiet der Zukunft rechtzeitig zu sichern. Der amerikanische Handel mit China hat sich in den letzten zwanzig Jahren vervierfacht und beträgt heute 200 Millionen Dollar. Die Zahl der amerikanischen Firmen hat sich in der gleichen Zeit verzehnfacht. Heute leben in China 12000 Amerikaner, davon 4000 in Schanghai, 1200 in Peking, während im Jahr 1903 in ganz China noch keine 3000 lebten. Noch wichtiger aber sind die Kapitalien, die Amerika in China investiert, und zwar nicht nur in kaufmännischen und industriellen Unternehmungen, sondern vor allem auch in Kulturpropaganda. Amerika läßt sich diese Jahr für Jahr nicht weniger als zehn Millionen kosten, von denen ein Großteil auf die Missionen entfällt, von denen jede einzelne gleichzeitig eine amerikanische Handelsagentur darstellt. 2500 junge Chinesen studieren auf amerikanischen Hochschulen, 400 von ihnen wird das Studium durch die zurückerstattete Boxerentschädigung ermöglicht.

Diese sogenannten „returned students" sind dann in der Heimat neben den Missionaren die energischsten Vorkämpfer für die von den Vereinigten Staaten angestrebte Demokratisierung und Verwestlichung Chinas.

Gleichzeitig propagieren sie jedoch eine weniger erwünschte Antifremdentendenz, und wenn sich diese auch zunächst gegen Japan und die europäischen Großmächte richtet, so wird sie seinerzeit auch nicht vor Amerika haltmachen.

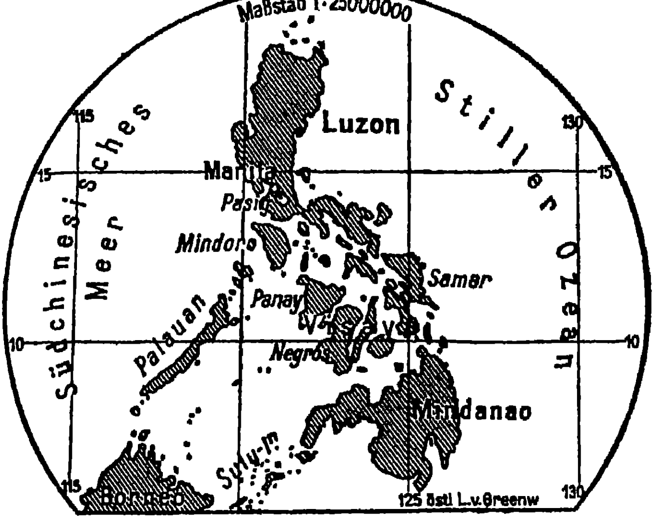
Weniger klar ersichtlich, aber nicht weniger intensiv sind die Bemühungen Japans, Rußlands und der andern Großmächte, die politische Zukunft Chinas in Richtung ihrer wirtschaftlichen Wünsche zu beeinflussen. Japan stützt sich auf die japanfreundliche Partei und intrigiert in der Mandschurei, während Sowjetrußland gleicherweise in Mukden wie in Kanton seine Hand im Spiele hat.

Was geschieht, wenn der Kampf zwischen den jetzt um die Macht ringenden Militärbefehlshabern ausgekämpft ist, läßt sich schwer sagen. Es ist ebensogut möglich, daß es einem von ihnen gelingt, wieder eine starke Zentralgewalt zu schaffen, wie daß eine noch größere Zersplitterung folgt. Wahrscheinlich ist, daß die Epoche der Revolutionen, Bürgerkriege und Umstürze in China noch lange nicht zu Ende ist, sondern vielleicht erst richtig einsetzt. Aber ebenso wahrscheinlich ist auch, daß in ihrer letzten Folge kein dauerndes Auseinanderfallen des Reiches der Mitte eintritt, sondern ein neues Zusammenfassen und eine neue wirtschaftliche und politische Blüte.

China ist so ungeheuerlich, daß man erst seinen Boden wieder verlassen und die richtige Distanz zu ihm gewonnen haben muß, um seine Verhältnisse beurteilen zu können, und vielleicht gibt es dafür keinen geeigneteren Platz als Hinterindien, das zum Teil schon den Namen Indochina trägt, in Wirklichkeit jedoch bereits drauf und dran ist, ganz zu einem „Indochina“, einer chinesischen Kolonie in Indien zu werden. Nicht nur im französischen

Tonkin und Anam, sondern ebenso im britischen Malaya wie im unabhängigen Siam spielt in Handel, Finanz und Wirtschaft der chinesische Kaufmann die erste Rolle. Hier sowohl wie auf den Philippinen und den Inseln des Indischen Archipels ist in der Wirtschaft der Chinese die herrschende Figur.

Ein wirtschaftlich so starkes und so talentiertes Volk wird sich jedoch nicht auf die Dauer politisch entwürdigen und demütigen lassen. China muß erst die ihm gemäße Einstellung zu den westlichen Ideen gefunden haben, wobei es ebensogut möglich ist, daß es sie restlos ablehnt und in seine Jahrtausende alte Abgeschlossenheit zurückkehrt, wie daß es sie bedingungslos und hemmungslos annimmt wie Japan, wie auch, was das Wahrscheinlichste ist, daß es sie seinen eigenen Zwecken entsprechend adaptiert. In jedem Falle aber werden wir in Kürze den welthistorischen Moment erleben, wo sich die Machtverhältnisse zwischen Weiß und Gelb zugunsten der letzteren langsam zu verschieben beginnen.



Die Philippinen

58. Die drei Manilas.

Manila.

Die Philippinen beginnen ganz amerikanisch. Geht man am Pier von Manila an Land, so laufen hier vom Kai aus die erste, zweite, dritte und soundso vielte Straße auf die Stadt zu, die genau rechtwinklig von Boston-, Chicago- undsoweiter-Street gekreuzt werden. Die meisten dieser Straßen sind noch unbebaut, aber Asphaltdecke, Bürgersteige, Straßenschilder sind überall schon vorhanden, ganz wie etwa in Coney Island-City oder in der zweihundertundsoundsovielsten Straße in New York oder einem Vorort von Los Angeles.

Hinter diesem rein amerikanischen Hafendistrikt liegt „Intramuros", die alte umwallte spanische Stadt. Der Wall ist erst an ganz wenigen Stellen durchbrochen, um dem Verkehr Platz zu schaffen. Sonst stehen noch überall die alten Mauern, deren Anfänge in das sechzehnte Jahrhundert zurückgehen. Auf den in Gräben vorspringenden Bastionen, die längst in öffentliche Spielplätze umgewandelt wurden, stehen noch die alten Bronzegeschütze, schwerfällige, plumpe Dinger. Ihre Mündungen starren aufgerissen aus den Schießscharten, wie vor Verwunderung über das, was sich zu ihren Füßen abspielt, oder über die amerikanische Flagge, die lustig über ihnen flattert.

In der umwallten Stadt aber heißen die Straßen Calle Solana und Calle Cabildo, und nur den einen Hauptweg zum Pasig hinunter rasen die Autos. In den andern aber ist es noch still, als sei die Zeit nicht über das siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert hinausgegangen. All die alten Kirchen stehen hier in unberührter Hoheit, die Kathedrale, die Jesuitenkirche, Recoletos und San Augustin, Zeugen der ältesten europäischen Siedlung im fernen Osten, die einst den Ruhm der „ehemals kaiserlichen Rasse“ ausmachte, in deren Landen die Sonne nicht unterging.

Das alte spanische Manila versinkt, erstarrt in seinen Kirchen und Wällen zum Museumsstück. Jenseits des Pasig aber, auf dem moderne Dampfer neben alten Sampans liegen, kulminiert die amerikanische Stadt, die im Hafendistrikt lediglich ihren äußersten Vorläufer aussandte.

Banken, Geschäftshäuser, Straßenbahnen, Motoromnibusse, Autos und wieder Autos. Aber mitten zwischen den Kraftwagen rollen die zweirädrigen leichten einheimischen Wägelchen und rattern die schweren Karren, vor denen die Wasserbüffel stur und stumpf dahertrotten.

Hier auf der Escolta, der Hauptgeschäftsstraße, die zwischen Bankpalast und Santa Cruz am lebhaftesten schäumt, treffen sich drei „Manila“: das ursprünglich-malaiische, das kolonial-spanische und das modern-amerikanische. Man braucht von der Escolta aus nur ein klein wenig weiter nach Norden zu fahren in die Tondo-Vorstadt, dann stehen zwischen den Arkadenhäusern der Spanier und den Bungalows der Amerikaner primitive Malaienhütten, die auf den ersten Blick so deplaciert wirken, daß

man meinen möchte, es seien Bauten von irgendeiner exotischen Ausstellung. Diese Hütten sind primitive Pfahlbauten aus Bambus und Stroh. Alles leicht und luftig. Fußböden und Wände, durch die man hindurchsehen kann, und Fenster so breit, daß die Zimmer Veranden gleichen. Zwischen Palmen und Bananen stehen diese Hütten, an schilfumstandenen Wassergräben und Kanälen und umwuchert von roten, blauen und violetten Blüten. Es ist ein Bild wie aus Dschungel und Urwald.

Nun wohnt aber durchaus nicht nur armes Volk hier in diesen Hütten. Ich komme an mehr als einer vorbei, wo neben dem Haus in einem nicht weniger luftigen Schuppen oder unter einem Schutzdach ein Fordwagen steht.

Ich versuchte eine besonders malerische Hüttengruppe zu photographieren, vor der in einem Tümpel ein paar braune Kinder in friedlichem Verein mit einigen Ferkeln spielten. Aber sogleich ertönte aus einer Hütte der zornige Ruf: „Americanos!“... Die Kinder liefen eiligst fort, und ein junger Mann — oder soll ich sagen, ein Bursche, trat auf uns zu, in ärmellosem Leibchen und kurzen Höschen, und erklärte in tadellosem Englisch, wir dürften hier keine Aufnahme machen. Wenn wir in Manila photographieren wollten, so gäbe es andere, bessere und charakteristischere Plätze. Er wolle uns gern führen.

„Ich möchte aber gerade diese malerischen Hütten aufnehmen“, bestand ich.

„Ja,“ fuhr er erregt auf, „um das Bild in amerikanischen Zeitungen zu veröffentlichen, mit der Unterschrift: Eine Straße in Manila, und der Bemerkung: Die Philippinos, die noch als Halbwilde in der Hauptstadt selbst in solchen Hütten leben, fordern Unabhängigkeit!“

Aha, so standen die Dinge also. Ich wollte den Sachverhalt der Dinge gerade aufklären, als ein alter Mann wütend auf uns zustürzte und uns in gebrochenem Englisch anschrie. Ich konnte seine augenscheinliche Absicht, handgreiflich zu werden, nur dadurch hemmen, daß ich ihn spanisch anredete. Das hatte sofort eine beruhigende Wirkung. Sein Mißtrauen legte sich jedoch erst, als ich erklärte, daß wir Deutsche seien.

„Ah alemanes!" rief er aus. Das ist etwas anderes „Los alemanes como yo, mucha obra, pocca politica — die Deutschen sind wie ich, viel Arbeit und wenig Politik —. Los Americanos pocca obra, mucha politica!"

Was nun den schwierigen Fall der Aufnahmen anbetraf, so ergab sich, daß die Hütten, die ich photographieren wollte, eben noch im Stadtbezirk von Manila lagen, und das war dem Alten wie dem Jungen peinlich Der Junge erbot sich, uns in die Umgebung hinauszuführen, wo wir noch viel malerischere Hütten sehen würden, und wir nahmen seinen Vorschlag an. Er verschwand in einer der Bambushütten und kam nach kurzer Zeit als eleganter, junger Mann in leichtem Rohseidenanzug zurück. Wie sich herausstellte, studierte er auf der Manilaer Universität und stand kurz vor Ablegung seines Rechtsanwaltsexamens.

Er machte sein Versprechen wahr, und mehr als das; er machte uns mit einer ganzen Reihe seiner Landsleute bekannt, und wir bekamen verschiedene Philippinohäuser von innen zu sehen. Sie waren nicht sehr mit Mobiliar beschwert: ein paar Bambusbettgestelle und leicht geflochtene Stühle. Dazu Europa an der Wand in Gestalt eines Regulators und einiger Photographien und Öl-

drucke. In solchen Hütten wohnen Männer, die fließend englisch sprechen, die Jus oder Medizin studieren oder schon promoviert haben und in der Verwaltung ihrer Heimat Posten einnehmen. Das sind freilich Verhältnisse, an die man sich erst gewöhnen muß. Die drei Manila sind eben in Wirklichkeit nicht genau voneinander getrennt, sondern gehen ineinander über. Die ganzen Philippinen befinden sich in einem Übergangsstadium. Es gibt Familien in Manila, in denen die Eltern spanisch sprechen, die Kinder englisch und die Dienstboten nur Tagalog, den in der Hauptstadt üblichen Tagalendialekt. Nicht nur Ost und West treffen sich in Manila, sondern lateinische und angelsächsische Kultur begegnen sich auf seinem Boden im Ringen um die östliche Seele.

59. Die Inseln der Probleme.

Manila.

Die Philippinos sind ein Volk von Rebellen, und sie sind stolz darauf. Sie haben den Spaniern während der ganzen langen Dauer ihrer Herrschaft wenig Ruhe gelassen. Von den frühesten Revolten gegen den ersten spanischen Gouverneur bis zum letzten großen Aufstand in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts folgte eine Revolution der andern. Mit Genugtuung zählen die Eingeborenen deren hundert auf.

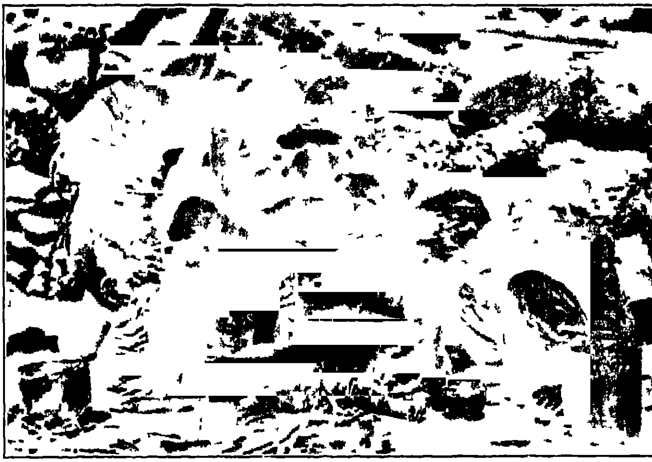
Es ist kaum zweifelhaft, daß die Philippinos, welche die spanischen Truppen schon bis nach Manila zurückgedrängt hatten, sich damals die Freiheit erkämpft hätten, wäre nicht der spanisch-amerikanische Krieg ausgebrochen, der die Amerikaner zuerst als Bundesgenossen

und dann als erbitterte Gegner nach den Philippinen brachte.

Wäre der Freiheitskampf nicht schon so weit gediehen gewesen, so hätten die Philippinos vielleicht eine liberale amerikanische Herrschaft als Gewinn gegenüber der engherzigen spanischen angesehen und sich wenigstens für eine gewisse Zeit damit abgefunden. So aber mußten die Amerikaner den Tagalen als die Räuber der schon sicheren Selbständigkeit erscheinen, und allein aus diesem Grunde wird die Bewegung auf den Philippinen nicht zur Ruhe kommen, bis die Unabhängigkeit restlos erkämpft ist.

Selbstverständlich können die Amerikaner mit ihren ungeheueren Machtmitteln, wenn es darauf ankommen sollte, die Tagalen mit Waffengewalt niederhalten. Allein der dreijährige Guerillakrieg, der nach der Besetzung der Inseln durch die Amerikaner ausbrach, hat ihnen doch gezeigt, daß die Kosten einer etwa nötig werdenden Pazifizierung der Philippinen in keinem Verhältnis zu deren Wert stehen würden. Aber ganz abgesehen davon hat sich die Stellung der Amerikaner in der Unabhängigkeitsfrage von Jahr zu Jahr moralisch verschlechtert; denn um die immer stürmischer nationale Freiheit fordernden Philippinos zu beruhigen, hat eine amerikanische Regierung nach der andern feierlich versprochen, nach Ablauf einer gewissen Zeit die volle Selbständigkeit zu geben, bis im Jahre 1916 ein Kongreßakt in aller Form die Verpflichtung des amerikanischen Volkes anerkannte, den Philippinos sobald wie möglich die volle Freiheit zurückzugeben.

Dies hat eine Lage geschaffen, die die politisch ganz



Eine Bettlerküche.



Schenke in den Westbergen.

Das anspruchslose China.



Pfahlbauten der Philippinos auf Luzon



Philippinerin in Landestracht.

Auf den Philippinen.

ıußerordentlich begabten und gewandten Inselbewohner ich nicht entgehen lassen. Sie senden eine Kommission nach)er andern nach Washington und bearbeiten die öffent- iche Meinung Amerikas in einer Weise, daß dort immer veitere Kreise zu der Ansicht kommen, man müsse den Philippinen schleunigst die nationale Freiheit geben, um ıur endlich diese Frage aus der Welt zu schaffen.

Die Meinungen der an den Philippinen interessierten Geschäftswelt sind geteilt. Das Sternenbanner über den Inseln hat den Amerikanern, die vor der Besetzung kaum nennenswerten Anteil am Handel der Inseln hatten, zwei Drittel des Im- und Exportes eingetragen, siebenmal so viel als die nächststarke europäische Macht. Da die Philippinen mit den Vereinigten Staaten einen Zollverband bilden, können die zollfrei eingeführten amerikanischen Waren naturgemäß leicht die Konkurrenz der europäischen schlagen. Ebenso geben die Philippinen den Amerikanern die Möglichkeit, alle Tropenerzeugnisse mit eigenem Kapital im eigenen Land herzustellen. Diese Vorteile können sich jedoch mit der Zeit in ihr Gegenteil verwandeln, falls durch noch längeres Hinausschieben der Unabhängigkeitserklärung die bereits vorhandene Mißstimmung gegen die Amerikaner zu einem Boykott führen sollte. Die Philippinos sind viel zu klug, von dieser gefährlichen und zweischneidigen Waffe früher als nötig Gebrauch zu machen, und gerade die unausgesprochene Drohung macht die in Manila ansässigen amerikanischen Kaufleute nervös, zumal die Unsicherheit, ob und wann die Selbstständigkeit der Inseln erklärt wird, auf die ganze wirtschaftliche Lage empfindlich drückt. Die Ansichten über die ökonomischen Folgen der Unabhängigkeitserklärung

sind durchaus geteilt. Während ein Teil der Unternehmer und Im- und Exporteure diesen Fall sehr pessimistisch beurteilt, erhoffen andere davon einen wirtschaftlichen Aufschwung. Sie erwarten, daß die einheimische Regierung die Ausnutzung der Kohlen-, Öl- und Goldfelder freigeben wird, welche die amerikanische Verwaltung „für die kommenden Generationen" vorbehält.

So ist die an sich unverständliche Tatsache zu erklären, daß die amerikanische Handelskammer in Manila sich in einer Eingabe an den Kongreß für die sofortige Unabhängigkeitserklärung ausgesprochen hat, allerdings unter der Voraussetzung, daß die neue Regierung das investierte amerikanische Kapital garantiert oder auslöst.

Die Philippinos sind in der Unabhängigkeitsbewegung von Erfolg zu Erfolg geschritten. Sie haben es erreicht, daß die Zahl der amerikanischen Verwaltungsbeamten, die noch im Jahr 1914 über zweitausend betrug, sich von Jahr zu Jahr verminderte, so daß heute tatsächlich nur noch auf einigen wenigen hohen Posten Amerikaner sitzen. Praktisch halten die Eingeborenen die ganze innere Verwaltung bereits in Händen. Dem von den beiden Kammern gewählten Kabinett steht nur der amerikanische Generalgouverneur entgegen, der allerdings in die Exekutive sehr empfindlich eingreifen kann. Während der letzte Gouverneur Harrison fast niemals intervenierte, steht der jetzige General Wood auf dem Standpunkt, daß man in der Genehmigung von Freiheiten an die Philippinos bereits zu weit gegangen sei, und so sucht er die Entwicklung zu wenden, mit dem Erfolg, daß es zwischen ihm und dem philippinischen Kabinett zu einem schweren Konflikt gekommen ist, dessen Folgen sich nicht absehen lassen.

In dem Streit der Meinungen in den Vereinigten Staaten über den Zeitpunkt, zu dem die Unabhängigkeit erklärt werden soll, werden wahrscheinlich die Anhänger der „25-Jahr-Periode" recht behalten. Die Begründung, daß die Philippinos vorher nicht zur Selbstverwaltung reif sind, muß allerdings dem ein wenig fadenscheinig erscheinen, der gesehen hat, was sie bisher geleistet haben. Eine selbständige Philippinoregierung würde mindestens so gefestigt sein wie die der mittelamerikanischen Republiken. In Wirklichkeit wollen natürlich die Strategen und Imperialisten die Philippinen nicht herausgeben. Da man das nach allen feierlichen Erklärungen jedoch beim besten Willen nicht offen zugeben kann, will man den Termin so weit hinausschieben, bis die spanisch sprechende und spanisch denkende Generation ausgestorben ist. Man erhofft das von jetzt an gerechnet eben in 25 Jahren und erwartet, daß die dann herangewachsene, in amerikanischen Schulen und in amerikanischem Geist gebildete junge Generation sich aus eigenem Willen für die Aufnahme in den amerikanischen Staatenbund aussprechen wird.

Was die Amerikaner auf den Philippinen machen, ist ein hochinteressanter kulturpsychologischer Versuch. Es handelt sich um nicht mehr und nicht weniger, als um die radikale und restlose Ersetzung einer Kultur und Sprache durch eine andere. Was die Sprache anbetrifft, so sind die Erfolge geradezu verblüffend. Mir ist es mehrfach vorgekommen, daß ich von jungen Leuten auf meine spanische Frage eine englische Antwort erhielt. Die heranwachsende Generation kann tatsächlich kein Spanisch mehr.

Ob die Amerikaner jedoch dadurch ihrem Ziel näher kommen, ist mehr als zweifelhaft. Ich konnte es ja selber erleben, daß der spanisch sprechende Vater und der englisch erzogene Sohn in gleicher Weise antiamerikanisch fühlten. Von auf den Philippinen ansässigen Amerikanern wird gegen die vorzeitige Erklärung der Unabhängigkeit immer wieder angeführt, daß die ganze Bewegung nichts als Mache einiger weniger politischer Führer sei, und daß die Masse der Tagalen nichts mehr wünsche als ein Fortbestehen der amerikanischen Oberhoheit.

Aber selbst diesen Fall zugegeben, so stellt diese politische Führerschicht bei der heutigen sozialen Entwicklung eben „das philippinische Volk" dar. Bei Ausbruch des spanisch-amerikanischen Krieges standen die Philippinos etwa auf der gleichen Entwicklungsstufe wie die südamerikanischen Kolonien zu Beginn des vorigen Jahrhunderts. Es handelt sich um eine ganz ähnliche Blutmischung aus spanischem und farbigem Blut und um eine verwandte soziale Gliederung. Diese Führerschicht hat dann unter der amerikanischen Besetzung eine hypertrophische Entwicklung durchgemacht, die den Abstand zu den zurückgebliebenen ländlichen und proletarischen Massen noch größer macht und diese dadurch noch mehr in die Hand der nationalen Führer gab.

Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß ein Ende des amerikanischen Protektorates zunächst schwere finanzielle und ökonomische Nachteile für die Inseln bedeutet. Der jetzt außerordentlich hohe Lebensstandard würde auf die Höhe des auf dem asiatischen Festland üblichen zurücksinken. Die Kosten für Landesverteidigung und auswärtige Vertretungen, die heute die Vereinigten Staaten

tragen, würden das nationale Budget in außerordentlicher Weise belasten.

Es ist gewiß, daß die Führer das wissen, und es ist nicht ausgeschlossen, daß auch die breite Masse es weiß. Trotzdem hat dieses Argument keinen Einfluß. In den Philippinos fließt nicht umsonst spanisches Blut. Sie haben den ganzen rücksichtslosen Stolz der Spanier geerbt. Sie fühlen sich als die zivilisatorische Vormacht Südwestasiens, und möchten so etwas wie ein „Japan" der malaio-südchinesischen Welt werden.

Das Hauptargument, das von seiten der amerikanischen Imperialisten für Beibehaltung der Besetzung angeführt wird, ist die Befürchtung, die von den Amerikanern geräumten Inseln würden alsbald in die Hände der Japaner fallen. Nun ist zuzugeben, daß die Philippinen eine natürliche Ergänzung und Fortsetzung des japanischen Reiches bilden. Die Japaner würden in der dünn besiedelten Inselgruppe endlich das südliche, ihnen genehme Siedlungsland erhalten, nach dem sie schon so lange streben. Andererseits wissen die Japaner ganz genau, daß sich die Philippinen gegen eine japanische Fremdherrschaft mit der gleichen Leidenschaftlichkeit wehren würden, wie gegen eine spanische oder amerikanische, und Nippon hat in Korea, Formosa und der Mandschurei bereits eine solche Menge schwierigster Fragen zu lösen, daß es sich noch auf lange nicht mit einem so schwer anzupassenden Fremdkörper wie den Tagalen belasten kann. Behalten jedoch die Amerikaner die Philippinen, so wird dieser Besitz zusammen mit Hawaii und der kalifornischen Einwanderungsfrage den japanisch-amerikanischen Gegensatz dauernd und unlösbar machen.

Aber auch mit dem Aufgeben der Philippinen ist keineswegs eine ideale Lösung geschaffen, zum mindesten wird sie sehr tiefgehende Folgen auslösen. Ein selbständiger Philippinenstaat muß natürlich anstachelnd auf die nationalen Gelüste der ganzen sino-malaiischen Welt wirken und der Unabhängigkeitsbewegung auf den Sundainseln wie in Hinterindien neue Nahrung zuführen. Bei dem ehrgeizigen Charakter der Philippinos und ihrem maßlosen Selbstbewußtsein ist es unübersehbar, welche Wege ihre auswärtige Politik gehen wird.

Die Lösung Asiens von der europäischen Vormundschaft ist eine Entwicklungserscheinung, mit der sich Europa wird abfinden müssen. Bei der pazifistischen Grundeinstellung des Inders wie des Chinesen besteht immerhin die Hoffnung, daß sich diese Loslösung bei einer einigermaßen klugen europäischen Politik, deren Träger in erster Linie Großbritannien wird sein müssen, ohne weltpolitische Erschütterungen vollzieht.

Der asiatische Südosten jedoch mit seinem Völkergemisch kann durch die national ehrgeizigen Philippinos zum asiatischen Balkan und Wetterwinkel werden, zumal sich hier die Interessen sämtlicher Großmächte kreuzen. Erlangen durch das Vorbild eines selbständigen Philippinoreiches zusammen mit den Wirkungen der fortschreitenden Autonomiebewegung in Ägypten und Indien auch die Sundainseln ihre Unabhängigkeit, so rückt die farbige Flut dicht an Australien heran, das sich heute schon als gefährdeter Außenposten der weißen Rasse fühlt. Fallen in eine solche Lage amerikanisch-japanische Zwischenfälle, so ist nicht abzusehen, welche Folgen die australischen Notrufe dann in der angelsächsischen Welt auslösen.

In den Philippinen trifft sich die asiatische Frage mit der pazifischen. An sich sind sie eine Inselgruppe, die weder durch ihre natürlichen Reichtümer noch durch ihre Lage in Welthandel und Weltverkehr einen besonderen weltpolitischen Rang einnimmt. Trotzdem können sie die letzte Ursache für eine vorzeitige und gewaltsame Lösung des pazifischen Problems werden, das sich heute erst als leichte Gewitterwolke abzeichnet.

Register.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig